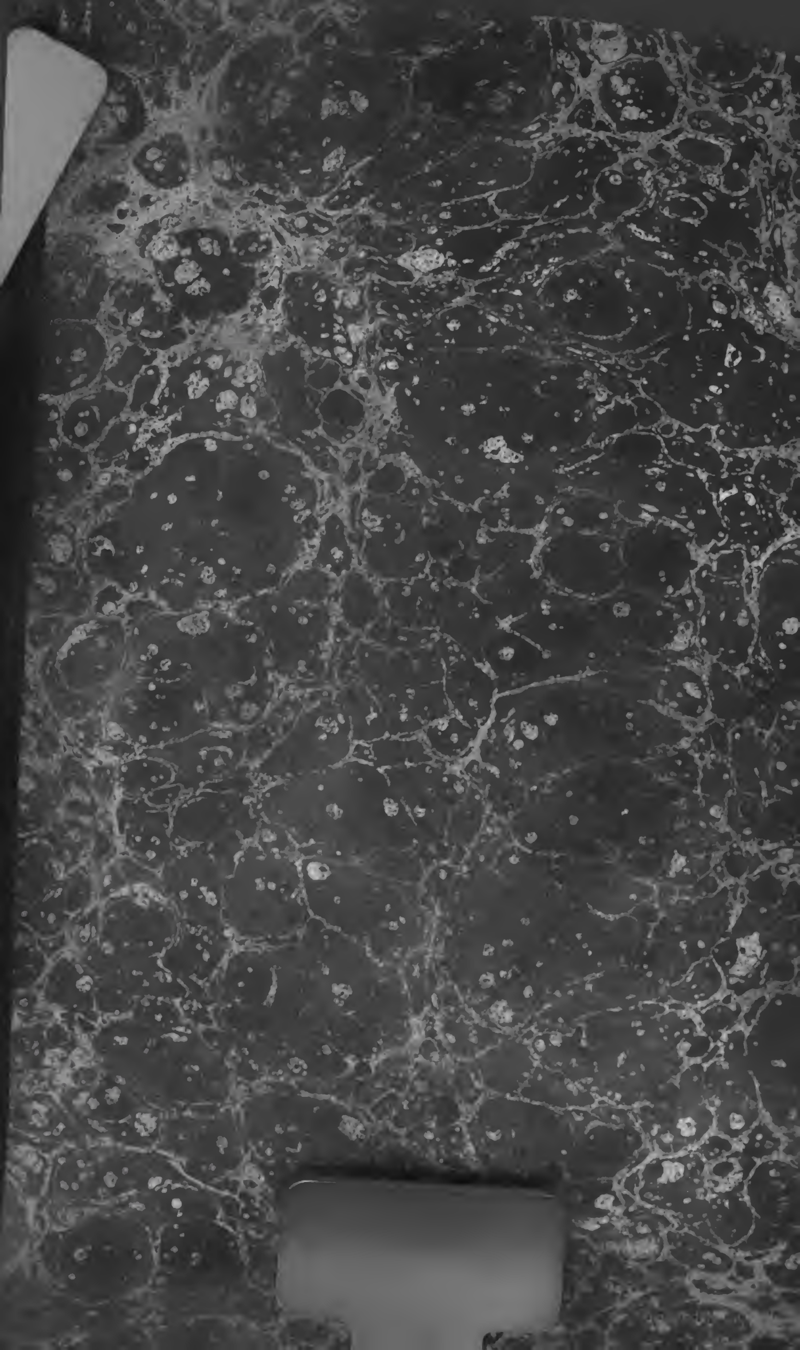
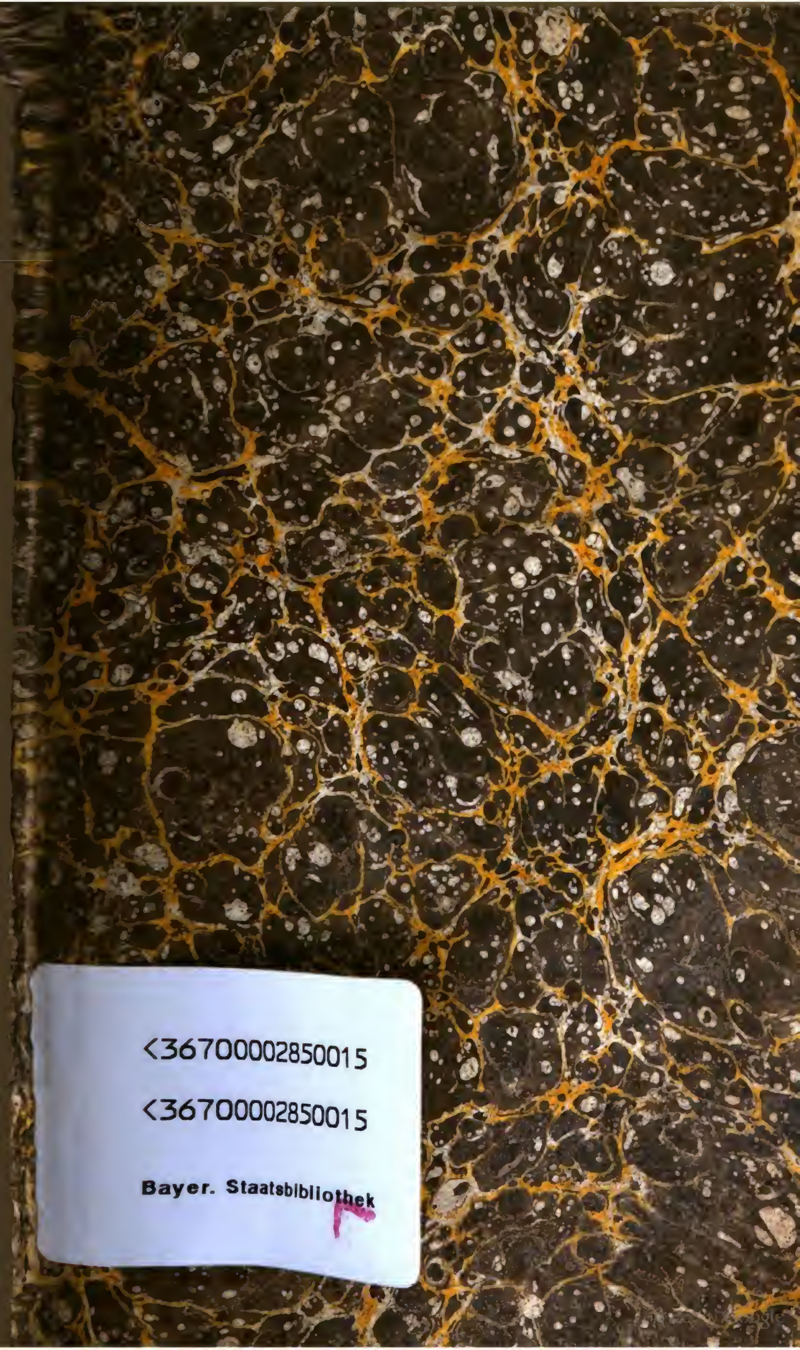






Gallerie historischer Gemählde aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Ein Handbuch für jeden Tag des Jahres.

Von

Samuel Baur,

Prediger in Göttingen bey Ulm.

Zweiter Theil.

April bis Junius.

Hof, bey Gottfried Adolph Grau

1804.

Inhalt.

April.

21. Eugen Franz, Prinz von Savoyen, Graf von Soissons.
22. Heinrich Fielding.
23. Friedrich von Hagedorn.
24. August Friedrich Wilhelm Sack.
25. Johann Friedrich, Graf von Struensee.
26. David Hume.
27. Maximil. Jul. Leopold, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel.
28. Johann Albrecht Fabricius.
29. Benjamin Franklin.
30. Johann Jakob Barthelemy.

May.

1. Franz von Paris.
2. Friedrich Gedike.
3. Johann Conrad Heidegger.
4. Tippo Sahep.
5. Sebastian Joseph von Carvalho, Graf von Oyras, Marquis von Pombal.
6. Adolph Franz Friedrich Ludwig, Freiherr v. Knigge.
7. Nicolaus Piccini.
8. Edward Gibbon.
9. Antoine Laurent Lavoisier.
10. Sophie Charlotte Ackermann.
11. Wilhelm Pitt, Graf von Chatam.
12. Ludwig Ernst, Herzog von Braunschweig.
13. Kaiserin Maria Theresia.
14. Karl Gottlieb Guischardt, genannt Quintus Icilius.
15. Ninon de l'Enclos.

16. Johann Kaspar Fueßli.
17. Kaiserin Katharina die Erste.
18. Pierre Augustin Caron de Beaumarchais.
19. Kaspar Risbeck.
20. Gustav Friedrich Wilhelm Großmann.
21. Charlotte Wilhelmine Franziske Brandes.
22. Anna Robert Jakob Turgot.
23. Moritz August, Graf von Benjowsky.
24. Karl, Ritter von Linné.
25. John Churchill, Herzog von Marlborough.
26. Nicolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf.
27. Ewald Friedrich, Graf von Herzberg.
28. George Keith.
29. Gazy, Hassan Pascha.
30. Alexander Pope.
31. Franz Maria Arouet von Voltaire.

Junius.

1. Peter Joseph Desault.
2. Wilhelm Murray, Graf von Mannfield.
3. Ritter Hieronymus Tiraboschi.
4. Johann Kupetzky.
5. Georg Anson.
6. König Joseph Emanuel.
7. Johann Joachim Winkelmann.
8. Gottfried August Bürger.
9. August Hermann Franke.
10. Charles Price.
11. Kaiser Peter der Große.

12. Johann Andreas Cramer.
13. Peter Hasenclever.
14. Johann Baptist Kleber.
15. Georg, Graf von Browne.
16. Johann Baptist Ludwig Gresset.
17. Johann Georg Walch.
18. Herzog von Choiseul=Amboise.
19. Zaarin Eudoria Foederowna.
20. Abraham Gotthelf Kästner.
21. Andreas Peter, Graf von Bernstorff.
22. John Wesley.
23. Hermann, Graf von Lestok.
24. Johann Albrecht Bengel.
25. Johann Jakob Scheuchzer.
26. Maximilian Ulysses, Graf von Browne.
27. König Karl der Zwölfte.
28. Johann Jakob Engel.
29. Peter Franz Guyot des Fontaines.
30. Anton Raphael Mengs.

Gallerie historischer Gemählde

Zweiter Theil

April — Junius.

Der erste April.

Guillotinirt, Eulogius Schneider.

Ehemaliger Professor in Bonn ꝛc.

Schneiders Lebensweg war nicht der gewöhnliche. Sein feuriger Kopf und sein unruhiger Charakter warf ihn aus einer Lage in die andere, und er kam erst dann zur Ruhe, als das Beil der Guillotine seinem Leben ein Ende machte. Er wurde am 20sten Oktober 1756 zu Wipfeld, einem kleinen fünf Stunden von Wirzburg in Franken gelegenen Dorfe geboren. Bei der Taufe erhielt er den Namen Johann Georg, welcher bei seinem Eintritt ins Kloster in Eulogius umgeschaffen wurde.

Seine Aeltern waren von niedrigem Stande und arm, dabey war sein Vater kein guter Hauswirth, und gerieth daher mit seinen vielen Kindern bald in die bitterste Armuth. Unter diesen Umständen wurde seine erste Erziehung dem Zufall überlassen, und der Kaplan seines Dorfs, ein Mönch aus einer nahen Abtey, nahm sich des Knabens an, und unterrichtete

ihn sorgfältiger, weil er Fähigkeiten an ihm bemerkte. Nach einigen Jahren kam er auf das Gymnasium nach Wirzburg, wo er von den Jesuiten unterrichtet wurde. Hier lebte er in der bittersten Armuth, doch gelang es ihm endlich, in das Juliusspital aufgenommen zu werden, das er aber nach einigen Jahren, wegen seiner ausschweifenden Lebensart, wieder verlassen mußte.

Nun überließ er sich seinem Hange zur zügellosesten Freiheit, und stürzte sich durch seine lüderliche Lebensart in das bitterste Elend. Plötzlich aber entschloß er sich, eine andere Laufbahn anzutreten, und ließ sich in das Noviziat der sogenannten braunen Franziskaner zu Bamberg aufnehmen. Er brachte nun die neun schönsten Jahre seines Lebens in einem finstern Kloster zu. Anfangs schien er das Mönchsleben lieb zu gewinnen, aber bald wurde es ihm verhaßt, da er so manche Verfolgung von seinen Mitbrüdern auszustehen hatte, denen sein heller Kopf und seine Liebe zur Dichtkunst Aergerniß und Thorheit war. Den unversöhnlichen Haß der Mönche zog er sich vollends durch seine Predigt über die christliche Toleranz zu, die er am Tage der heiligen Katharina zu Augsburg hielt.

Jetzt dachte er aber auch darauf, wo möglich, sich seiner Fesseln zu entledigen, und es gelang ihm, als Hofprediger des regierenden Herzogs von Würtemberg angestellt zu werden. Nun sah er sich den Klauen der Mönche entzogen, und bemühte sich, in der Gnade des Herzogs sich zu befestigen, und dadurch seine Stelle dauernd zu machen. Allein es wollte

ihm damit nicht recht gelingen. — Ein schöner Zug während seines Aufenthalts in Stuttgardt ist, daß er den größten Theil seines Einkommens dazu verwendete, seine armen Aeltern und Geschwistere zu unterstützen. Von den Predigten, die er vor dem Herzoge gehalten, hat er 1790 ein Bändchen drucken lassen, und sie machen eben sowohl seiner aufgeklärten Denkart als seiner Freimüthigkeit Ehre.

Im Jahr 1789 erhielt er einen Ruf nach Bonn, als Professor der griechischen Sprache und der Grammatik am Gymnasium. Hier zog er sich bald durch seine Unklugheit mächtige Feinde zu. Anfangs warnte ihn der Churfürst und bat ihn, nicht jeden seiner Gedanken dem Publikum zum Krame zu tragen. Allein des Fürsten Warnen und Bitten war vergeblich, und die Stimme seiner Freunde hörte er auch nicht. Er mußte daher Bonn verlassen, und ward nun 1791 bey dem damaligen Bischoffe Brendel zu Strasburg Vikar. Seine erste Rede, die er im Münster über die mit dem Christenthume engverbundene französische Freiheitssache hielt, fand allgemeinen Beyfall, und man wünschte sich laut Glück, an ihm einen der eifrigsten Vertheidiger der neuen Konstitution gefunden zu haben.

Das verrückte dem eitlen Manne den Kopf so sehr, daß er sich eben darum überall hervordrängte, und den Meister spielen wollte, wodurch er schon frühe den Grund zu seinem Verderben legte. Indessen ertrug man das noch immer, bis er vollends so unklug oder kühn war, nicht allein wider den Maire Dietrich, den Abgott der Strasburger, ge-

meine Sache zu machen; sondern sich sogar offenbar an die Spitze der Dietrichischen Gegner zu stellen. Er versäumte keine Gelegenheit, den geliebten Maire als einen Feind der neuen Verfassung anzugeben, und ihn überhaupt mit den gehässigsten Farben zu schildern; dafür verfolgte ihn auch die Gegenparthei auf das wüthendste, und mehrmals kam er in Gefahr, gemeuchelmordet zu werden.

Im August 1792 kamen zu Strasburg Kommissarien des Konvents an, die die meisten dortigen Volksbeamten ihres Dienstes entließen, weil sie gegen die Absetzung des Königs waren, und wobei es auch Dietrich für das Beste hielt, sich in die Schweiz zu flüchten. Jetzt erhielt Schneider selbst die Mairesstelle zu Hagenau; wo er sich aber etwa nur ein Vierteljahr aufgehalten hatte, als er wieder nach Strasburg zurück gieng, wo ihm das Amt eines öffentlichen Anklägers des bürgerlichen Gerichts Niederrheinischen Departements aufgetragen wurde, das er auch sogleich unter verschiedenen Proklamationen an das Volk antrat. Voll Feuereifer für die Sache einer einzigen untrennbaren Republik glaubte er seine Pflicht nicht streng genug erfüllen zu können, und es ist sehr wahrscheinlich, daß gerade durch dieses Amt sein moralischer Charakter am meisten verschlimmert worden ist. Sowohl einzelne Individuen, als auch ganze damals noch bestehende Institute verfolgte er auf das bitterste, wider die er auch in öffentlichen Satyren seine Galle ergoß. War es ein Wunder, daß die Zahl seiner Feinde so immer überhand nahm? Diese wurden

um so erbitterter, als er auf Befehl des Departements, um von dem Assignatenwucher abzuschrecken, die Guillotine in der Stadt herum führte, und sie endlich, um sich das Herumführen zu ersparen, auf dem Paradeplatz aufstellen ließ, welches man ihm so auslegte, als ob er es eigenmächtig gethan hätte.

Seit der Mitte des Jahrs 1792 schrieb er ein Tagblatt: Argos, der Mann mit hundert Augen; woraus man sein grausames Verfahren so ziemlich wahrnehmen kann. Sehnlich warteten seine Feinde auf eine Gelegenheit, ihn zu stürzen. Als er daher am 13ten December 1793 eben von Barr in Revolutionsgeschäften zurück kam, und der Wagen, worinn er, seine Braut und ihre Verwandte saßen, von sechs Pferden des schlechten Weges wegen gezogen wurde, auch einige Nationalreuter ihn als Hochzeiter nach Landesgebrauch zu Ehren begleiteten: so ward ihm dieß als ein Verbrechen gegen die Gleichheit angerechnet, und er mußte am 15ten desselben Monats von 10 Uhr des Morgens bis 2 Uhr Nachmittags auf dem Schaffot der Guillotine ausgestellt stehen. Damit waren die außerordentlichen nach Strasburg abgesandten Volksrepräsentanten Lebas und St. Just, auf deren Befehl er auch obige Strafe ausstand, nicht zufrieden; sondern er wurde nach Paris in das Gefängniß der Abtey abgeführt, daselbst einer Menge von Verbrechen beschuldigt, und am 1ten April 1794 guillotinirt. In seinem Gefängnisse schrieb er eine feurige Vertheidigung, die ihm aber nichts half und wenig bekannt wurde.

Alle Unannehmlichkeiten, die er Zeit seines Lebens erfahren mußte, waren Folgen seiner Unbesonnenheit und seines unzeitigen Freimuths. Er suchte nicht zu belehren, sondern aufzuräumen durch Spott. Von seinen Talenten zeugen seine Gedichte, Predigten und andere kleine Schriften. — Wie ehrenvoll hätte er enden können, und wie gräßlich war sein Abtreten von der Bühne! Keine Thräne floß auf sein Grab, als die des Jammers, den er stiftete.

Der zweite April.

Gest. Ludwig Julius Friedrich Höpfner.

Hessen-Darmstädtischer Geheimer Tribunalrath.

Die Achtung seiner Zeitgenossen begleitete Höpfnern durchs Leben, und er hat solche Denkmale seines Geistes und seiner gemeinnützigen Thätigkeit hinterlassen, die ihm noch lange nach seinem Tode ein ehrenvolles Andenken sichern. Geboren war er am 3ten November 1743 zu Gießen, wo sein Vater Professor der Rechte war. Seine Mutter, eine gelehrte Professerstochter, die selbst mit den Sprachen Griechenlands und Roms bekannt war, brachte ihm die ersten Gründe des Christenthums und der Latinität bei; der Vater that dann, nachdem es seine Geschäfte verstatteten, das übrige. Im eilften Jahre besuchte er das Pädagogium seiner Vaterstadt, und zwei Jahre darauf war er schon Student.

Mit dem Rechtsstudium verband er besonders das Studium der alten Klassiker. Den Horaz lernte er fast auswendig, und die eben erwachende deutsche Dichtkunst hatte einen eifrigen Verehrer in

ihm. Nach Endigung seiner akademischen Jahre gab er andern mit Beyfall Unterricht, bis er als Hofmeister eines Sohns des Staatsministers von Canngiesser nach Cassel gieng. Auf seine künftige Bestimmung hatte der Aufenthalt in dem Hause dieses seines Mäcens nicht wenig Einfluß; es gewährte ihm derselbe den Vortheil, sich mit dem praktischen Gange der Rechtsgeschäfte nicht nur sehr vertraut zu machen, sondern auch früh seinen gelehrten Fleiß belohnt zu sehen, indem der Landgraf Ludwig VIII ihn von hier aus als Rath nach Darmstadt berief, um besonders in den Streitigkeiten des fürstlichen Hauses sich seiner Talente zu bedienen. Bescheidenheit hieß ihn diesen Beruf von sich ablehnen; die Stelle eines Professors der Rechte am Karolinum in Cassel aber nahm er 1767 an, und 1771 gieng er in eben dieser Qualität nach Gießen.

Als akademischer Docent zeichnete er sich durch Vorlesungen und Schriften vorzüglich aus. Sein lebhafter, sehr unterhaltender Vortrag, und die ihm eigene Darstellungsgabe, die zusammen genommen auf Universitäten oft mehr entscheiden, als alle Gelehrsamkeit, erwarben ihm den allgemeinsten Beyfall. Er las über das Naturrecht, die Geschichte des Rechts, und dessen Alterthümer, über die juristische Literatur, die Institutionen und Pandekten; stellte außerdem Examinatoria an, und that überhaupt nach den großen Begriffen, die er von Amtstreue hatte, alles, was man von einem redlichen Lehrer erwarten konnte. Er setzte ohne wichtige Ursachen nie eine Lection aus, und gab auch den Versuchen der Zuhörer nicht

nicht nach, wenn sie zuweilen eine Freistunde erzwingen wollten. Den Umfang seines Vortrags bestimmte er lediglich nach dem Gedanken, daß er nicht sich selbst lese, sondern dem Studenten; daß also auch dessen Bedürfniß allein den Maaßstab geben müsse. Um daher dem gemeinen Fehler so mancher akademischen Lehrer zu entgehen, welche die ersten Theile des Kompendiums mit ausschweifender Weitläuftigkeit abhandeln, und sich in der Folge übereilen, hatte er für alle seine Kollegien die Paragraphen des Kompendiums genau berechnet, die er, um zu rechter Zeit auszukommen, in jeder Stunde erklären mußte, und nahm zu Vorlesungen weitern Umfangs gleich anfangs so viele Stunden, als zu ihrer Beendigung nöthig waren. Auf diese Art las er seine Kollegien von Anfang bis zu Ende mit gleich zweckmäßiger Ausführlichkeit, und konnte zum voraus Tag und Stunde bestimmen, wenn er schließen würde.

Höpfners Schriften haben beim Publikum eine so günstige Aufnahme gefunden, als sich wenige Schriftsteller zu erfreuen haben. Sein Lehrbuch des Naturrechts wurde von so vielen Docenten zum Grunde gelegt, daß er die sechste Auflage desselben sahe. Noch größer war der Nutzen, den sein Kommentar über die Institutionen stiftete. Gute Auswahl und genau begränzter Umfang der Materien, Leichtigkeit in den Begriffen, ohne der Präcision zu schaden, und die dem Verfasser eigene Gabe der Darstellung und Versinnlichung noch so verwickelter und trockener Gegenstände, sammt der zweckmäßig angebrachten Literatur, und das alles in

einer Sprache, die ohne gesucht zu sein, gefiel, machten dieses Werk bald zum Lieblingsbuch des Anfängers, und ließen doch auch Geübtern, und selbst dem Kritiker noch Stoff genug übrig, sich Raths zu erholen, oder die Mittel zu weiterer Belehrung aufzufinden. Höpfner erlebte fünf starke Auflagen, und fertigte vor seinem Tode die sechste ganz zum Druck aus. Ueberhaupt zeichnen sich alle seine Schriften durch wohlgewählte Literaturnotizen aus, und zeugen von seiner innigen Bekanntschaft mit der Geschichte seiner Wissenschaften. Man darf aber den Umfang seiner Kenntnisse nicht blos nach seinen Schriften abmessen. Das gesammte Gebiet der Wissenschaften war ihm bekannt und werth. Er besaß Fertigkeit in der Mechanik, er drechselte gut, und war ein großer Freund der Naturlehre.

Im Jahr 1781 kam er als Oberappellationsgerichtsrath nach Darmstadt, und im folgenden Jahre wurde er Geheimer Tribunalsrath. Auch in diesem neuen Posten machte er sich um das Vaterland auf mannigfaltige Art verdient. Er war mit Sammlung der Landesverordnungen, mit Entwürfen zu einem verbesserten Gesetzbuch und mit richterlichen Arbeiten beschäftigt. Gemeine praktische Arbeiten waren nicht sehr nach seinem Geschmacke; das Aktenlesen war ihm lästig, und würde es noch mehr geworden seyn, wenn er sich nicht in der Gesellschaft der Männer gefallen hätte, worunter er saß. Mit der Literatur seiner Wissenschaft gieng er beständig fort, viele Jahre hindurch besorgte er die Direktion des juristischen Faches der allgemeinen deutschen Bibliothek, und mit vielen ange-

sehenen Rechtslehrern unterhielt er einen größtentheils literarischen Briefwechsel. In dem mündlichen Vortrage seiner Wissenschaft hatte er zu viel Vergnügen gefunden, um sich in Darmstadt ganz davon trennen zu können. Es war ihm daher Erholung, seinen langen Morgen (denn er fieng ihn früh an) damit zu beschließen, daß er vier bis fünf Jünglingen aus der obersten Klasse des Darmstädtischen Gymnasiums die Institutionen, zuweilen auch das Naturrecht erklärte, sich lateinisch mit ihnen unterredete, und sie so in die Jurisprudenz einführte.

Höpfner hatte ein sehr reizbares Nervensystem. Es war keine Art des Schönen, des Wahren, es fand bei ihm eine Saite, die es anschlagen konnte. Eine schöne Gegend, ein ruhiger gefühlenährender Sommerabend konnten ihn zum Entzücken rühren. Ein lyrisches aus dem Herzen gegriffenes Lied erhob ihn über sich, eine Göthesche Iphigenia lockte ihm Thränen ab, und selbst bei komischen Gegenständen giengen die Gestalten der Dinge so lebendig vor ihm vorüber, daß ein Charakterstück, von ihm deklamirt, die Kunst des Schauspielers nur wenig vermissen ließ. Er las eben daher vortrefflich vor. Er war kein Musikverständiger, also auch kein Kunstkenner; aber eine herzerhebende Komposition, eine Gluckische Oper, von seiner Tochter gespielt und gesungen, gab seiner Empfindung zuweilen Stimme, und ließ ihn, seiner und der Gesellschaft vergessend, in laute nachahmende Töne ausbrechen. Seine Unterhaltung war höchst angenehm, voll Witz und Leben; selbst Kinder liebten ihn, und wurden zuweilen durch eine Erzählung von

ihm erfreut. In seinem Gedächtniß bewahrte er eine Menge witziger Anekdoten, die er auf die passendste Art zur Unterhaltung benutzte. Er war kein Freund vom Spiel; die Drechselbank, seine Elektrisirmaschine, ein geselliger Spaziergang, das Vorlesen eines interessanten Stückes der Literatur, das Anhören eines Musikstückes, ein trauliches Gespräch bei der Pfeife, füllten seine freien Stunden aus; mitunter ergötzte ihn sein Rosenflor, den er mit vieler Mühe, alle Gattungen und Arten hindurch, beinahe zur Vollständigkeit gebracht hatte.

Glücklich in seinen Amts- und häuslichen Verhältnissen, als Gatte und Vater, wäre sein Loos beneidenswerth gewesen, hätte nicht die Empfindlichkeit seiner Nerven ihm so viele Leiden verursacht. Er war von jeder Witterung abhängig, befand sich zuweilen in einem Zustande der Abspannung, in welchem er keines hellen Gedankens mehr fähig war, suchte 20 Jahre lang Hülfe bei Aerzten und in Bädern, aber erst der Tod, der ihn 1797 absoderte, endigte diese periodischen Leiden.

Der dritte April.

Gest. Ephraim Moses Kuh.

Jüdischer Gelehrter in Breslau.

Als Mendelssohn starb, gab es nur Eine Stimme über ihn; Christen und Juden beeiferten sich zu zeigen, daß sie seinen Werth zu schätzen wußten. Der Verstorbene, von dem hier die Rede ist, steht zwar nicht auf gleicher Stufe des Verdienstes mit jenem wohlthätigen Genius seiner Nation; aber Talent und Schicksal hat ihn doch aus dem großen Haufen herausgehoben, und uns merkwürdig gemacht.

Kuh war im Jahr 1731 zu Breslau geboren, wo sein Vater, ein Jude, Handlung trieb. Seines guten Kopfes wegen bestimmte ihn der Vater anfangs zum Rabbinen, da er aber den großen Eckel seines Sohns vor dem Wuste der sogenannten jüdischen Gelehrsamkeit bemerkte, nahm er ihn auf sein Comtoir, und ließ ihn im Schönschreiben und

Rechnen, im Französischen, Italienischen und Englischen unterrichten, um einen recht geschickten Kaufmann aus ihm zu ziehen. Die Erlernung der Sprachen führte den Jüngling zum Lesen poetischer Schriften, und bald gewann er diese so lieb, daß er selten ohne einen englischen oder lateinischen Dichter spazieren gieng; denn auch Latein lernte er. — Nach seines Vaters Tode blieb er noch eine Zeitlang in der kuhischen Handlung und arbeitete in ihrem Comtoir; bis gegen das Ende des siebenjährigen Krieges (1763) sein Oheim Friedel Ephraim aus Berlin ihn beredete, Kassenführer bei seiner Gold- und Silberfabrik zu werden.

In Berlin erwarb sich Kuh die Freundschaft Mendelssohns, Ramlers und anderer Gelehrten, die ihm behülflich waren, seinen Geist zu bilden und seine poetische Anlagen zu entwickeln; allein in dieser großen Stadt war es auch, wo er binnen vier Jahren theils durch Bettler und Betrüger, die seine Gutmüthigkeit und sein Zutrauen mißbrauchten, theils durch Verschwendung an Bücher den größten Theil seines väterlichen Vermögens, das sich auf 6000 Thaler belief, verlohr. Vorzüglich wußte ihn einer von seinen Mitarbeitern im Comtoir, ungeachtet aller Warnungen, an denen es Kuh's Oheim nicht fehlen ließ, so für sich einzunehmen, daß er ihm 1000 Rthlr. auf einen Wechsel lieh. Der arme Hintergangene bat, ermahnte, drohte; alles umsonst. Es blieb ihm nichts übrig, als den Weg des Rechts einzuschlagen, und diesen mißbilligte sein Oheim, weil der Richter einzig durch persönliche

Verhaftung den Schuldner zur Zahlung nöthigen konnte, und ihm dieser in dem Comtoir unentbehrlich war. Voll Verdruß über den Undank seines treulosen Freundes, und empfindlich über das Betragen seines Oheims, foderte Kuh seinen Abschied, sammelte sorgfältig die Trümmer seines Vermögens, und verließ im Jahr 1768 Berlin.

Den Rest dessen, was er gerettet hatte, verwandte er auf eine zweyjährige Reise durch Holland, Frankreich, Italien und das Reich, und man kann sich vorstellen, daß ihm diese nichts übrig ließ, da er nicht nur die Thorheit begieng, seine beträchtliche Bibliothek überall in drey Koffern mit sich zu nehmen, sondern auch noch überdem wegen des hier und da auf dem Juden haftenden Leibzolls manche Unannehmlichkeiten erfuhr. Zwar im Reiche, wo man ihm diesen Zoll zuerst abforderte, kam er leidlich durch. Als er aber im Jahr 1771 durch die sächsischen Länder reiste, kostete es ihm beinahe seine ganze noch übrige Baarschaft. Da er nicht als jüdischer Kaufmann in Handelsgeschäften, sondern blos als Gelehrter reiste, glaubte er, daß es nicht nöthig und nicht gegen das Landesgesetz sey, wenn er nicht jedem Zöllner und Sünder bekannte, daß er ein Jude sey. Er wurde entdeckt, und mußte, schreibt Cranz von ihm, das unverzeihliche Verbrechen, nicht Waare, sondern den ältesten Glauben der Welt und des heiligen Volkes mit sich geführt zu haben, ohne ihn zu verzollen, mit ansehnlichen Summen büßen.

Zu Fuße, dürftig und abgerissen kehrte er nun nach Breslau zurück. Es war mit ihm so weit gekommen, daß er von Neumark in Schlesien an seine Freunde in Breslau schreiben mußte, ihn mit Geld und Kleidungsstücken zu unterstützen. Dieß geschah denn auch; sie kamen ihm bis Lissa entgegen, und gaben ihm alles, was er brauchte. In Breslau legten seine Brüder ein Kapital von 700 Thalern für ihn in die Handlung, wovon er jährlich die Interessen zog. Er widmete jetzt seine ganze Zeit dem Studiren, und besonders seiner Lieblingsneigung, der Poesie, mit einem so anhaltenden Eifer, daß die Schwermuth (eine Folge seiner erlebten Widerwärtigkeiten) in Wahnsinn ausartete, der endlich zur fürchterlichsten Raserei wurde. Schon vorher hatte er von intoleranten und heuchlerischen Glaubensgenossen viel zu leiden gehabt, und eine Abneigung gegen allen Umgang und Gesellschaft bekommen. Ein bekannter Breslauer Gelehrter verfolgte den armen Dichter mit seinem Bekehrungseifer. Da alle mündlichen Ermahnungen fruchtlos blieben, so verfertigte er folgende Reime, die bald allgemein bekannt wurden, und großes Aufsehen erregten:

Liebster, bester Kuh,
Warum bleibest du
Nur allein beim Vater stehn,
Willst nicht zu dem Sohne gehn?

Diese öffentliche Auffoderung war dem jüdischen Gelehrten desto schmerzhafter, je weniger er Lust hatte,

sich mit seinem Freunde in einen förmlichen und öffentlichen Streit einzulassen. Sechs Jahre brachte er in dem fürchterlichen Zustande der Geistesabwesenheit zu. Endlich ward er in sofern wieder kurirt, daß nur selten ein unbeträchtliches, nicht lange dauerndes Recidiv erschien. Und in diesem Mittelzustande zwischen Wahnsinn und Vernunft schrieb er seine besten Gedichte. Wenn er ganz außer Stande war, vernünftig und zusammenhängend zu sprechen, so konnte er doch vernünftig denken und schreiben. Nach dieser Krankheit floß Kuh's Leben ziemlich ruhig hin. Er arbeitete weniger, und gewann wieder einigen Geschmack an Welt und Menschen. Den größten Theil seiner Gedichte arbeitete er von diesem Zeitpunkte an bis ins Jahr 1786 aus. In diesem Jahre rührte ihn der Schlag und lähmte ihm die ganze rechte Seite nebst den Sprachorganen. Er ward nie vollkommen wieder hergestellt, und konnte sich nur selten mit der Sprache verständlich machen. Aus diesem traurigen Zustande ward er 1790 durch einen sanften Tod erlößt. Die Intoleranz verfolgte ihn noch nach dem Tode. Er sollte auf dem Begräbnißplatze seitwärts, wo der Abschaum seiner Nation lag, hingelegt werden. Der Einfluß seiner Familie vereitelte jedoch diesen elenden Plan.

Kuh besaß viele philosophische Kenntnisse und eine Belesenheit, die ihn im Umgange angenehm machte. Seine Freigebigkeit erstreckte sich sehr weit, so daß er sogar den größten Theil seiner sehr geringen Einkünfte den Armen zufließen ließ. Er übte zwar nicht strenge das Ceremonialgesetz seiner väter-

lichen Religion, dafür aber alle jene empfehlungswürdigen Tugenden, welche in jeder Religion empfohlen, und an jedem, der sie besitzt, bewundert werden. Eine Auswahl seiner Gedichte, von Ramlern verbessert, ist 1792 in Zürich in 2 Bändchen erschienen. Die erste Stelle nehmen Sinngedichte ein, die sie auch durch innern Gehalt verdienen. In keiner andern Gattung hat Kuh so viel, und so viel gute Stücke gedichtet. Nicht alles sind Epigramme im neuern Sinne des Worts. Manche Stücke sind mehr Madrigale, andere mehr Lieder, noch andere mehr Sentenzen und Reflectionen in poetischem Gewande, als eigentliche Sinngedichte. Man findet darunter eine Menge, wenn gleich nicht ganz vortrefflicher, doch sehr guter, witziger, sinnreicher und niedlicher Gedichtchen.

Der vierte April.

Gest. Oliver Goldsmith.

Ein Englischer Dichter.

Der Dorfprediger von Wakefield wäre allein schon hinreichend, diesem Dichter ein ehrenvolles Andenken zu sichern, wenn er nicht auch sonst noch mannigfaltige Verdienste um Literatur und Geschmack hätte. Seit seiner Erscheinung ist dieser Roman ein Lieblingsbuch für Kenner und Nichtkenner in und außser England, und wegen des Reichthums an Vorfällen, des immer rege gehaltenen Interesse und des meist glücklich getroffenen Erzählungstons verdient ers zu seyn. Nicht unrecht hat man ihn daher zum Lesebuch für Anfänger in der englischen Sprache gemacht, obgleich die Schreibart nicht durchaus korrekt ist, und das Original in dieser Absicht in Deutschland mehrmals nachgedruckt. Bode hat ihn eben so trefflich übersetzt, als Kosegarten die römische und Beck die griechische Geschichte dieses Verfassers. Beide Werke, die durch deutsche Gründlichkeit noch sehr gewonnen haben, empfehlen sich durch einen

leichten Vortrag und durch eine glücklich getroffene Mittelstraße zwischen großer Weitläuftigkeit und kompendiarischer Kürze. Goldsmiths Geschichte von England, die unser Schröckh verbessert und vermehrt deutsch herausgegeben hat, ist größtentheils ein ziemlich wohl gerathener Auszug aus Hume's englischer Geschichte, der in England mit Beifall aufgenommen worden ist. Seine Essays sind uns Deutschen nicht allein aus dem Altenburger Nachdruck, sondern auch aus einer deutschen Uebersetzung (Basel 1780) bekannt. Sie sind zwar nicht alle gleich interessant, aber doch voll von Geist, Laune und Menschengefühl. In seinen Lustspielen herrscht ein wahrhaft komischer Geist, und die Charakterschilderung ist vortrefflich. Seine Gedichte haben viele Schönheiten der Empfindung und des Ausdrucks; besonders herrscht in seinem verlassenen Dorf überaus viel Natur, Wahrheit und Interesse. Und was würde dieser treffliche Kopf nicht noch alles geleistet haben, wenn er nicht durch Glücksumstände und Lebensart nur allzusehr zur Vielschreiberei verleitet worden wäre!

Goldsmith wurde im Jahr 1731 zu Roscommon in Irland geboren. Sein Vater, der ein kleines Landgut daselbst besaß, hatte neun Söhne, von welchen Oliver der dritte war. Mit Eifer studirte er in seiner Jugend die alten Klassiker, und gieng dann 1749 nach Dublin, um sich dem geistlichen Stande zu weihen. Schon hatte er ein paar Jahre in dieser gelehrten Pflanzschule zugebracht, als er sich entschloß, die Arzneiwissenschaft zu studiren. Er gieng deswegen nach Edinburg, wo er die verschiedenen medizinischen Kolle-

gien hörte. Seine gutthätige Denkungsart verwickelte ihn aber bald in unerwartete Schwierigkeiten, und er sah sich genöthigt, Schottland in aller Eile zu verlassen, weil er sich anheischig gemacht hatte, eine beträchtliche Summe Geldes für einen andern Studirenden zu bezahlen. Seine Gläubiger ließen ihn auf der Flucht gefangen setzen, aber einige Freunde befreiten ihn bald wieder aus den Händen der Gerechtigkeit. Er nahm nun seinen Weg, am Bord eines holländischen Schiffes, nach Rotterdam, besuchte zu Fuß einen großen Theil von Flandern, und brachte einige Zeit in Strasburg und Löwen zu, wo er Bakkalaur der Medizin wurde. Er hatte einige Kenntnisse in der französischen Sprache und in der Musik; er blies ziemlich gut die Flöte, und diese war zuweilen ein Mittel zu seinem Unterhalt. Seine Gelehrsamkeit verschaffte ihm eine gastfreie Aufnahme in den meisten Klöstern, und seine Musik machte ihn den Landleuten in Flandern und Deutschland willkommen. „So oft ich mich beim Einbruch der Nacht einem Bauerhaus näherte, (pflegte er zu sagen) so spielte ich eines meiner lustigsten Stücke, und dieses verschaffte mir nicht nur ein Nachtlager, sondern auch für den nächsten Tag Unterhalt."

Von Genf aus begleitete Goldsmith einen jungen Herrn nach dem südlichen Frankreich. Als sich dieser aber in Marseille von ihm trennte, so war er abermals der weiten Welt preis gegeben, und hatte eine Menge von Beschwerden durch den größten Theil von Frankreich auszustehen. Als zuletzt seine Neugier befriedigt war, kehrte er ins Vaterland zurück, und kam

im Winter 1758 nach London. Hier war er ganz fremd, und seine Seele war voll der finstersten Gedanken über seine verworrene Lage. Er wandte sich an verschiedene Apotheker, in Hoffnung, als Provisor angestellt zu werden; aber sein voller irländischer Accent, und sein unangenehmes äußerliches Ansehen zogen ihm bei dem meisten Medizinern Spott und Verachtung zu. Indeß nahm ihn doch ein Chemist aus Erbarmen in sein Laboratorium, worauf er Gelegenheit bekam, Gehülfe bei dem Unterricht junger Leute auf der Akademie zu Peckham zu werden. Da er sich durch die Rezensionen, die er für das Monthly Review schrieb, einigen Ruf erwarb, so nahm ihn der vornehmste Eigenthümer dieses Journals zum Sammler desselben an, und mit dem Vorsatz, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, gieng er nun wieder nach London.

Jetzt schien das Glück etwas mehr auf einen Mann zu merken, den es lange ganz vernachlässigt hatte. Die Simplicität seines Charakters, die Aufrichtigkeit seines Herzens, und das Verdienst seiner Schriften machte seinen Umgang vielen verehrungswerthen Personen sehr angenehm. Aber ungeachtet des häufigen Abganges seiner Schriften, wovon einige ihm 1800 Pfund in Einem Jahre einbrachten, kamen seine Umstände doch im geringsten in keine glücklichere Lage. Die Schuld davon lag zum Theil in seiner freigebigen Denkungsart, und zum Theil auch in einem unglücklichen Hange zum Spiel, von dessen Künsten er sehr wenig wußte, und folglich allemal die Beute derer wurde, die schlecht genug dachten, sich seine Unwissenheit zu Nutzen zu machen.

So lange Goldsmith in Dürftigkeit lebte, war er ein erträglicher Haushälter, und lebte glücklich; sobald er sich aber aus der Dunkelheit empor hob, und ein großes Einkommen genoß, hatte er weiter keinen Grundsatz oder Begriff von Sparsamkeit oder nur der geringsten Sorgfalt; er lebte zehen Monate jedes Jahrs in der schrecklichsten Dürftigkeit, hatte in dieser Periode nie Ruhe, und war nie frei von Foderungen, die er nicht bezahlen konnte. Wenn das Uebermaaß des Uebels ihn einmal aus dem Schlaf aufschreckte, so begab er sich eine Zeitlang aufs Land, nach einer Meierei in Hampshire, wo er für wenig oder nichts lebte, niemanden wissen ließ wo er sey, fast den ganzen Tag mit Schreiben zubrachte, und nicht eher nach London zurückkehrte, als bis er mit fertigen Manuscripten so reichlich versehen war, daß er sich seine Schuldner vom Halse schaffen konnte. Diese Zwischenzeiten der Arbeit und Einsamkeit erklärte er oft für die glücklichsten Perioden seines Lebens.

Kurz vor seinem Tode hatte sich Goldsmith vorgenommen, ein allgemeines Wörterbuch der Künste und Wissenschaften auszuarbeiten, wozu er den Entwurf wirklich drucken ließ, und unter seinen Bekannten vertheilte. Verschiedene von seinen gelehrten Freunden hatten ihm dazu Beiträge versprochen. Er hatte sich von dem Erfolge dieser Unternehmung die herrlichsten Hoffnungen gemacht, sie fand aber nicht die Ermunterung von Seiten der Buchhändler, die er sich ganz gewiß versprach, und er pflegte diesen Umstand fast bis zur letzten Stunde seines Lebens zu beklagen. Einige Jahre vor seinem Tode ward er zu verschiedenen Zeiten

mit einer heftigen Strangurie geplagt gewesen, die nicht wenig zur Verbitterung seiner letzten Lebenstage beitrug, und die, verbunden mit den Drangsalen, die er bei andern Gelegenheiten erfuhr, eine Art von beständiger Muthlosigkeit bei ihm hervorbrachte. In diesem unglücklichen Zustand überfiel ihn ein Nervenfieber, welches nicht gehörig behandelt wurde, und sich daher 1774 mit seiner Auflösung endigte.

Goldsmith hatte sehr viel von einem Menschen, den die Franzosen einen Etourdi nennen; und weil er eitel war, und sich gern überall bemerkbar machen wollte, so sprach er öfters unachtsam, ohne Kenntniß von der Sache, auch sogar ohne Nachdenken. Wer sich nur irgend etwas auszeichnete, erregte seinen Neid oft auf eine lächerlich übertriebene Art. Bei alle dem aber war er sehr gesellschaftlich und edelmüthig, und wenn er Geld hatte, sehr freigebig. Von seinen unglücklichen Landsleuten wurde er beständig überlaufen, und er war immer bereit, ihren Bedürfnissen so viel möglich abzuhelfen; oft behielt er für sich selbst keine Guinee übrig, um nur fremden Bedürfnissen zu Hülfe zu kommen. In seinem Verkehr mit den Buchhändlern soll er sehr unredlich gehandelt, und nie seine Versprechungen gehalten haben.

Der

Der fünfte April.

Guillotinirt, Georg Jakob Danton.

Mitglied der National = Versammlung.

Bei dem blutigen Drama der französischen Revolution hat Danton eine der ersten Rollen gespielt. Er war von armen Aeltern zu Arcis sur Aube den 26sten Oktober 1759 geboren, kam schon in seiner Jugend nach Paris, studirte die Rechte, und ward bald der Gatte eines schönen und wohlhabenden Frauenzimmers. Sein unruhiger, feuriger Kopf fand in den ersten Auftritten der Revolution einen weiten Spielraum zu kühnen Thaten. Er schloß sich zuerst an Mirabeau, und dann an Orleans an, und nicht undeutlich ließ er es merken, daß er auf den Umsturz der Monarchie hinarbeite. Den Weg dazu mußte die Anarchie bahnen. Er brachte sie hervor und warf mit Kühnheit und der ganzen Gewalt seiner imponirenden Talente alles durch einander.

Vielleicht hat niemand mehr zu den Auftritten des 10ten Augusts 1792 beigetragen, als Danton.

Er ward an diesem Tage Justizminister, und die Greuel, welche im September in den Gefängnissen verübt wurden, kommen größtentheils auf seine Rechnung.

Als der Konvent am 20sten September 1792 eröffnet wurde, legte er seine Stelle als Minister nieder, und ward Volksrepräsentant. Die Abschaffung des Königthums war jetzt sein Loosungswort; er drang immer auf die heftigsten Maaßregeln, und die allgemeine Insurrektion, welche alle waffenfähigen Franzosen an die Grenzen gegen die Feinde trieb, war ganz sein Werk. Als Kommissair in Brabant soll er seinen Vortheil so gut verstanden haben, daß er sich bald ein Vermögen sammelte, welches gegen 4 Millionen stieg.

Sein Anhang nahm immer zu, aber mit ihm auch die Zahl seiner Feinde. Diese zu stürzen und zu vertilgen, ließ er kein Mittel unversucht. Was die zügelloseste Leidenschaft ihm eingab, suchte er durchzusetzen. So entstand das Revolutionstribunal, die revolutionairen Comité's, die Revolutionsarmeen, die Auftritte des 31sten May's und des 2ten Jun. 1793. Er hatte nun alles niedergedonnert, und suchte jetzt alles wieder zu retten: aber es war zu spät. Robespierre thronte auf den Blutgerüsten, die Danton errichtet hatte, und lenkte mit fester Faust die Zügel des Todes. Nach der Hinrichtung der Gironde sah er sich als das einzige Augenmerk dieses Tyrannen an. Er mußte seine durch Barbarei errungene Popularität durch immer neue Excesse der Grausamkeit zu erhalten suchen, oder er unterlag

der Tyrannei Robespierre's. In diesem Gedränge floh er auf das Land.

Er kam mit einem Verschwörungsplane zurück, der seinen Zwecken nach vielleicht der einzige gerechte von allen Verschwörungen in der französischen Revolution war. Die Hauptabsichten desselben waren: die Konstitution von 1793 unmittelbar einzuführen; eine allgemeine Amnestie ergehen zu lassen; der ganzen Welt den Frieden anzubieten; den Handel unbedingt frei zu geben; alle Sperrungen aufzuheben; alles, was Inquisition heißt, zu verbannen; und das Reich der Gesetze einzuführen und wirken zu lassen. Wäre ihm dieser Plan geglückt, sicher hätte er dadurch manchem folgenden Uebel vorgebeugt, und einen Theil der bösen Rechnung durchstrichen, die er verschuldet hatte. Er wandte sich an Robespierre, suchte ihn für seine Absichten zu gewinnen — aber umsonst! Der unversöhnliche Tyrann hatte während Dantons unvorsichtiger Abwesenheit alle Leitseile zusammen gegriffen, und behandelte seinen umgarnten Feind mit der Hohnmiene der triumphirenden Bosheit. Dieß konnte der stolze Danton nicht ertragen; empört und unwillig verließ er seinen siegfrohen Nebenbuhler mit dem Ausruf: „Gut, ich bin verloren, aber mein Tod wird dein Verderben seyn!"

Bald darauf ward Danton vor das Revolutionstribunal gebracht, das ihn verurtheilte, weil er mit Orleans, Mirabeau und Dumouriez konspirirt habe. Er vertheidigte sich mit dreister Kühnheit, aber sein Tod war beschlossen, und er

mußte am 5ten April 1794 seinen Kopf unter die Guillotine geben. Er starb mit großem Muthe, sein Gang zum Tode, dem er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit entgegen gieng, glich eher einem Triumphe als einer Hinrichtung. Das Volk war still und niedergeschlagen; wo ein schaamloser Spötter laut werden wollte, da bannte Danton ihn mit unwilligen Blicken zur Ruhe: „Ehe 6 Monate vergehen, rief er einem tobenden Haufen zu, werdet ihr meine Hinrichter in Stücke zerreißen, die euch in Ketten halten und täglich morden."

Danton vereinigte mehrere von den seltsamen und scheinbar widersprechenden Individualitäten, welche in weniger ungeheuren und einfachern politischen Verhältnissen kühne und ehrgeizige Menschen zu glücklichen Anführern von Partheien gemacht haben. Verstand, Geist, Kühnheit; Unvernunft, Indolenz, Schwäche; Grausamkeit, Rachsucht, Wuth; Mitleiden, Theilnahme, Sanftmuth; — alles hat Danton gezeigt. Sein Wille war in demselben Augenblicke gut, da seine gräßlichen Maaßregeln gräßliche Folgen brachten. Er wollte nicht selten menschlich seyn, und handelte gewöhnlich abscheulich. Seine Reden waren kurz, gediegen, und trafen den Fleck, wohin sie gerichtet waren. Er war fast ohne Kenntnisse im Gebiete der Wissenschaften und der Literatur, aber reich an natürlichen Fähigkeiten. Ein treffender Blick, starke Vorstellungskräfte, viel Erfahrungsklugheit, gepaart mit einer Stentorsstimme, einer drohenden Miene, einer dringenden nervösen Gestalt, und einer gebietenden Geberdensprache, er-

setzten den Mangel künstlicher Beredsamkeit, der Philosophie und theoretischen Einsichten. Sein heller rascher Geist fieng selbst in der höchsten Aufwallung der Leidenschaften Wahrheiten auf, die allgemeines Zutrauen und Gehör fanden. Er hat nie etwas geschrieben, er war sich seiner Unfähigkeit bewußt, die Energie seiner Gedanken, den Instinkt seiner Größe in anpassende Formen zu bringen.

Was sein moralisches Leben betrifft, so war er Schwelger und Wollüstling. Körperbau und Temperament verführten ihn dazu. Uebrigens galt er für einen wackern Sohn, braven Vater und Ehegatten, und hatte zwanzigjährige Freundschaften; seine Freunde nannten ihn einen guten Kerl. Er wußte wenig von Haß oder Rache; war offenherzig, dienstfertig und freigebig, aber roh; starker, doch keiner zarten Eindrücke fähig. Er war populair aus Umgangsgewohnheit, Bequemlichkeits halber, und um selbst ungenirt zu seyn; übrigens schmeichelte ihm der Beifall der Menge wenig, aber gern strebte er nach dem günstigen Urtheile der denkenden Klasse, und es lag ihm daran, für einen Mann von Geist gehalten zu werden.

Verheurathet war er zweimal. Seine erste Frau, sagt man, starb aus Gram, in ihrem Manne den Anstifter der Morde vom 2ten September des Jahres 1792 zu sehen. Er war untröstlich über ihren Tod, und nur mit Gewalt von dem Entschlusse, sich selbst zu entleiben, abzubringen. Seine zweite Frau heurathete er einige Tage nach dem 31sten May 1793.

Der sechste April.

Geb. Johann Ulrich Bilguer.

Königlicher General-Chirurgus in Berlin.

Bilguer war der Sohn eines Zunftmeisters zu Chur in Graubündten, wo er am 1sten May des Jahres 1720 geboren wurde. Hier erhielt er auf dem Gymnasium seine erste wissenschaftliche Bildung, und von seinem 17ten Jahre an widmete er sich auf den Akademieen Basel und Strasburg dem Studium der Arzneiwissenschaft mit rastlosem Eifer. Die glücklichen Versuche in Anwendung des Erlernten, die er in den Lazarethen zu Strasburg machte, erweckten in ihm eine unwiderstehliche Neigung zur Wundarzneikunst, daher beschloß er sich dieser besonders zu weihen, und ließ sich deswegen auch als Strasburgischer Wundarzt aufnehmen.

Indessen glaubte er das Gebiet seiner Kenntnisse möglichst erweitern zu müssen, und gieng deshalb nach Paris, wo er die öffentlichen Hörsäle, die anatomisch-chirurgische Bühne und die berühmtesten Krankenanstalten besuchte. Mitten in diesen edlen Bemühungen erhielt er schon den Ruf als Regiments-Chirurgus zu

dem im Würtembergischen neu errichteten Kavallerie-Regiment, und trat diesen Posten im Jahr 1741 an, nachdem er vorher seinen medizinisch-chirurgischen Kursus mit Beifall gemacht hatte. Er blieb auch bei dem Regimente, als es im Jahr darauf zur Königl. Preuß. Armee gieng, und kam 1742 von Stuttgardt nach Berlin. Auch hier erwarb er sich durch Pünktlichkeit in seinen Geschäften, durch menschliche und leutselige Behandlung seiner Kranken, so wie durch die vielfach abgelegten Proben seiner gründlichen Kenntnisse die Achtung der Aerzte, und das Zutrauen derer, die ihm anvertraut wurden.

In den Feldzügen Friedrichs des Großen in Sachsen und Böhmen 1744 und 1745 fand Bilguer öfters Gelegenheit, sehr sprechende Beweise seiner Geschicklichkeit und guten Behandlungsart abzulegen. Er benutzte aber die ihm vorkommenden Fälle jederzeit zur Berichtigung und Erweiterung seiner Kenntnisse, und machte besonders im Jahr 1745 viele Erfahrungen, indem er nach der Schlacht bei Kesselsdorf dem Feldlazareth in Meißen vorstand. Drei Feldzüge hätte er als Regiments-Chirurgus mitgemacht, und sich Ehre und Ruhm selbst bei den gefangenen Feinden erworben, bis er im Dezember 1752 General-Chirurgus wurde. In dem siebenjährigen Kriege, welcher 4 Jahre darauf seinen Anfang nahm, wurde er besonders ein hoher Wohlthäter aller derer, die das Glück hatten, ihr Leben und ihre Gesundheit seinen Händen anvertrauen zu können. Denn außerdem, daß er die Lazarethe in Liegnitz, Jauer und Strigau besorgte, verdoppelte er seinen Eifer in der Heilung jener zahlreichen Unglücklichen,

welche bei Kunersdorf verstümmelt, und nach Küstrin und Stettin gebracht worden waren. Die Akademie der Chirurgie zu Paris hatte nemlich im Jahr 1754 eine Preisfrage, die Amputation der verletzten Glieder betreffend, aufgeworfen, und mehrere gelehrte Aerzte hatten diesen wichtigen Gegenstand weitläuftig in Schriften behandelt. Dies veranlaßte ihn, als einen Selbstdenker, der Sache tiefer nachzuforschen und dem gefundenen Resultate gemäß, daß es in den meisten Fällen unnöthig sey, erlittener Verwundungen wegen ein Glied abzunehmen, die Anwendung dieser schrecklichen Operationen allen deutschen Wundärzten dringend zu widerrathen, und diese wohlthätige Lehre in den ihm anvertrauten Lazarethen selbst in Ausübung zu bringen. In der That machte er hierinn die allerglücklichsten Versuche und bestätigte die Vortrefflichkeit seiner neuen Methoden, besonders nach der Schlacht bei Torgau, wo unter 6622 schwer Verwundeten 663 starben, und 402 Invaliden wurden.

Groß und allgemein war die Sensation, die Bilguers neue Theorie machte, besonders nachdem er sie 1761 in einer Dissertation vortrug, (de membrorum amputatione rarissime adhibenda aut quasi abroganda), die er bei der medizinischen Fakultät zu Halle öffentlich mit vielem Beifall vertheidigte. Diese Schrift flog aus einem Lande Europens ins andere, und ward von allen Nationen dieses Welttheils begierig gelesen. Der berühmte Tissot, welcher mit Pringle von dieser Abhandlung sagt, sie habe Epoche in der Wundarzneikunst gemacht, übersetzte sie ins Französische; in demselben Jahre erschien auch eine englische Uebersetzung,

6 Jahre darauf eine holländische und 1767 eine neue deutsche Auflage. Diese Schrift ist die vorzüglichste Veranlassung zu dem großen Ruf, den sich Bilguer in und außer Deutschland erwarb. König Friedrich schenkte ihm daher auch sein besonderes Wohlwollen, der Kaiser sandte ihm das Adelsdiplom, von dem er aber nie Gebrauch machte, und mehrere Akademieen ernannten ihn zu ihrem Mitgliede.

Schon im siebenjährigen Kriege wandte Bilguer den Winter dazu an, den unter ihm stehenden Wundärzten chirurgische Vorlesungen unentgeldlich zu halten. So entstand seine Anweisung zur ausübenden Wundarzneikunst in Feldlazarethen 1763, und den Versuchen und Beobachtungen, die er in dem Feldzuge gegen die kaiserlichen Heere 1778 anstellte, dankt man seine Schrift über Faulfieber und Ruhren 1782. Alles was er schrieb fand Beifall, wurde meistens mehrmals aufgelegt, begierig gelesen und größtentheils in fremde Sprachen übersetzt, so daß er durch die Sammlung seiner fruchtbaren Bemerkungen selbst im Auslande auf die Vervollkommnung der Chirurgie wirkte. Uebrigens hatte er den so vielen Aerzten nicht willkommenen Grundsatz angenommen, daß das viele Mediziniren des Kranken dem Körper nicht nützlich, sondern oft nachtheilig sey. Er verschrieb daher wenige und einfache Mittel, denn seine Erfahrung hatte ihn von den großen Vorzügen dieser Methode hinlänglich überzeugt. Er selbst brauchte für sich und seine Familie sehr wenig Arzneien, und sogar in der Krankheit, welche sein Leben endigte, zeigte er an sich selbst, wie sehr er dem obigen Grundsatze gemäß zu leben wisse.

Unermüdete Thätigkeit, Pünktlichkeit in seinen Geschäften, Bereitwilligkeit zu helfen, und strenge Pflichterfüllung waren Eigenschaften, die Bilguer in hohem Grade besaß. Häufig saß er 6 bis 8 Stunden mit den schwierigsten Arbeiten beschäftigt, und fühlte sich dann am glücklichsten, wenn er jede Stunde des Tages nützlich ausfüllen konnte. Seine Kranken besuchte er gern und ungesäumt, vernachlässigte keinen, und half oft da schnell, wo Unwissende und Lieblose die Gefahr noch beförderten. Von seiner Dienstfertigkeit, Wohlthätigkeit und Gastfreiheit gab er besonders angehenden Wundärzten sehr auffallende Proben. Gerne theilte er ihnen von seinen doch nur spärlichen Einnahmen mit, und bewirkte bei manchem unter ihnen auch unaufgefodert Jahre lang durch den freien Genuß seines Tisches eine große Ersparniß. Hatte er irgend ein Uebel im Staate entdeckt, so hielt er es für seine Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, und dann sprach er warm und männlich für die Beförderung menschlichen Glücks. Als Gatte und Vater genoß er ein ungetrübtes Glück. Er vergaß bei seinen oft so drückenden Geschäften seine Kinder nicht; sondern legte das sichere Kapital einer vernünftigen Bildung und Erziehung an, um die schönen Interessen der Dankbarkeit und des Edelsinns zu ziehen, die ihm auch in so reichem Maaße zufielen. Zufrieden mit sich selbst, empfand er bei einer dauerhaften Gesundheit sehr lange die Freuden des Lebens, bis ein zurückgetretenes Podagra 1796 seinem 76jährigen Leben ein Ende machte.

Der siebente April.

Gest. Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

Königl. Preuß. General-Feldmarschall.

Einen großen Heldenruhm hat der alte Dessauer hinterlassen — denn so nannte man gewöhnlich den Fürsten Leopold. Selbst die Nachkommen vergessen seiner großen Thaten nicht, und König Friedrich Wilhelm III. hat ihm 1800 eine Bildsäule im Lustgarten zu Berlin errichten lassen, mit der ruhmvollen Inschrift: „Siegreich leitete er die preußischen Hülfsvölker am Rhein, an der Donau, am Po. Er eroberte Stralsund und die Insel Rügen. Die Schlacht bei Kesselsdorf krönte seine kriegerische Laufbahn. Das preußische Heer verdankt ihm die strenge Mannszucht und die Verbesserung seiner Krieger zu Fuß."

Leopold, geboren am 3ten Jul. 1676, war ein Sohn des Fürsten Johann Georg II. von Anhalt; seine Mutter war eine Schwester der ersten Königin von Preußen. Da er der Erbprinz war, so sollte er nicht sowohl in Kriegsübungen, als vielmehr in den Geschäften der Regierung und des Friedens geübt werden. Aber seinem Feuer war der Unterricht eines Hofmeisters zu kalt; Waffen und

Degen war alles, was ihn freute. Kaiser Leopold gab ihm, da er kaum 12 Jahre alt war, ein Regiment, und da sein Vater 1693 starb, erhielt er dessen Regiment in brandenburgischen Diensten. Zwei Jahre wandte er nun auf Reisen, that 1695 seinen ersten Feldzug am Rhein, war bei der Eroberung von Namur, und führte die brandenburgischen Kriegsvölker bis zum Ryswicker Frieden 1697. Klug, tapfer, unerschrocken, ausdaurend, sich selber hart, war er bei jeder Gelegenheit. So rühmten ihn Freunde und Feinde im spanischen Successionskriege. In dem Treffen bei Höchstädt, wo er auf dem linken Flügel kommandirte, gab ihm Prinz Eugen das Zeugniß: „er hat mit der größten Unerschrockenheit seine Leute ins härteste Treffen geführt, und man muß diesen herrlichen Sieg größtentheils ihm zuschreiben.“

Im Jahr 1706 führte er die preußischen Völker nach Italien. Den Uebergang der Armee über die Adda, auf welchen das große Treffen bei Cassano folgte, beförderte er durch den Brückenbau, den er zu Stande brachte, und durch sein Beispiel, da er der erste war, der zu Pferd in den gefährlichen Fluß setzte. In dem Treffen bei Turin kommandirte er den linken Flügel, drang mitten durchs Feuer an die Verschanzung, ward aber zweimal zurück getrieben. „Männer kämpft!“ rief er, erstieg zuerst das Lager, seine Leute ihm nach, Prinz Eugen eilte mit zwei Regimentern herbei, und der Feind mußte fliehen. Die Folgen dieser siegreichen Thaten waren, daß die Franzosen die ganze Lombardey ver-

loren. Hierauf eroberte der Fürst noch Novara, die Stadt Mailand, den Paß Ghiera, Pizzighitone und Alexandria, und bezog sodann die Winterlager; reiste darauf wieder nach Deutschland, und führte im folgenden Jahre 1707 die Preußen in Italien wieder an. Er half Toulon belagern, vertrieb die Feinde aus den Linien bei Susa, und nahm diese Festung weg. Im Jahr 1709 diente er als Freiwilliger in Brabant, und war mit Friedrich Wilhelm, damals noch Kronprinzen, in der Schlacht bei Malplaquet. Er war und blieb immer Freund und Rathgeber dieses Königs, unter dem er, als General-Feldmarschall und geheimer Kriegsrath, an der Verbesserung des preußischen Kriegswesens wesentlichen Antheil nahm. In der Liebe zu den Waffen, zu kriegerischen Lustbarkeiten und zur Parforcejagd waren sie ganz gleich gestimmt. In dem Kriege wider Schweden waren sie beide zu Felde, der Fürst war aber der eigentliche Heerführer der preußischen Truppen. Die Eroberung der Insel Usedom war ihr Werk, und die Eroberung der Insel Rügen kommandirte der Fürst auch. König Karl XII. führte seine Schweden selbst an, ward aber geschlagen, verwundet, und konnte kaum der Gefangenschaft entgehen.

Vor dem Ausbruche des österreichischen Successionskrieges im Jahr 1740 starb sein vertrauter König, bei dessen Tode er zugegen seyn mußte. Friedrich der Große wußte die militairischen Talente des Fürsten eben so zu würdigen, wie sein Vater; er vertraute ihm große Truppenabtheilungen an, um damit bald die Mark Brandenburg, bald Schlesien,

bald Magdeburg rc. zu decken. Im Novemb. 1745 drang Fürst Leopold an der Spitze eines großen Heeres in Sachsen ein, nahm Leipzig, Torgau und Meißen weg, und erfocht den seine Thaten krönenden Sieg bei Kesselsdorf. Er kam nach einem beschwerlichen Marsche den 15ten Dec. bei dem Dorfe Wilsdorf an, wo die sächsische Armee in Schlachtordnung stand. Die Anhöhen von Kesselsdorf waren mit der sächsischen Artillerie so besetzt, daß sie die preussische Armee völlig bestreichen konnte. Der Fürst suchte sich also dieses Dorfes zu bemächtigen; seine Grenadiere thaten fürchterliche Anfälle, wurden aber zweimal zurückgeschlagen, daß die Sachsen sich schon des Sieges versichert hielten. Der Fürst merkte aber, daß in der feindlichen Kavallerie eine Lücke gemacht sey. Hier ließ er den Angriff erneuern, brachte das Dorf in Brand, und die sächsischen Grenadiere zur Flucht, daß der ganze linke Flügel das Feld räumte. Diesem folgte der rechte auch nach, und der Fürst erhielt einen vollkommenen Sieg. Die Niederlage war schrecklich, und das Blutvergießen groß. Nur der Blessirten zählte man bei 8000, und mehr als die Hälfte Todte. Am folgenden Tage vereinigte sich der König mit ihm, worauf der Marsch nach Dresden gieng, das sich am 25sten ergab, und vom Könige besetzt wurde. Der Friede machte endlich am 26sten December dem allgemeinen Jammer ein Ende. Der Fürst begleitete den König nach Berlin, gieng einige Zeit darauf nach Dessau, wo er am 8ten April 1747, gleich nach der Tafel, von einem Schlagfluß überfallen wurde, der ihn am folgenden Tag tödtete, in einem Alter von 71 Jahren.

Als Regent hat sich Leopold um sein Land mannigfaltig verdient gemacht. So oft ihn nicht die Waffen zu Felde zogen, so sorgte er für seine Unterthanen, besserte die Landesökonomie, ließ die öden Plätze anbauen, Vorwerke anlegen, einen kostbaren Damm zu Abwendung der vielen Ueberschwemmungen der Elbe aufführen, sein Residenzschloß verbessern, und verschiedene nützliche Gebäude errichten. Sobald er zur Regierung gekommen war, hatte er sich aus Neigung mit einer Dessauischen Apothekerstochter verheurathet, welche am 29sten December 1701 mit allen ihren Nachkommen in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Mit ihr zeugte er 9 Kinder, und lebte bis 1745 mit ihr in der besten Ehe. Er war nicht nur selbst Held, sondern auch Vater eines Heldenstammes. Dies beweisen die Namen seiner Söhne, der Feldmarschälle Leopold Max, Wilhelm Gustav, Moritz, Eugen, Dietrich, und mehrerer seiner Enkel.

Rauh und Schrecken einjagend war das Aeußere Leopolds und sein martialisch-heftiges Benehmen. Ein heroischer Geist, persönlicher Muth, Entschlossenheit, Gegenwart des Geistes und jedes militairische Talent war ihm eigen. Friedrich der Große sagt von ihm in seiner Abhandlung von der preußischen Kriegsverfassung: „Der Fürst von Anhalt besaß eine gründliche Einsicht in die Kriegskunst. Er führte bei dem preußischen Heere eine strenge Mannszucht ein, und da er ohne Nachsicht auf die Befolgung der Befehle der Obern durch die Untern hielt, so brachte er den großen Punkt des Gehorsams zur Vollkommenheit, der die größte Stärke eines Heeres ausmacht." Da er aber seine Auf-

merksamkeit vornehmlich auf das Fußvolk richtete, so ward die Reuterei sehr vernachlässigt. Mit einer seltenen Tapferkeit verband er übrigens sehr viel Klugheit, aber neben seinen großen Eigenschaften besaß er auch solche, die nicht gut waren. Welch ein Verehrer der Religion er gewesen, erhellet aus seinem Ausspruch: Ein Soldat ohne Religion ist ein Matzvoz. Das Lied: Ein feste Burg ist unser Gott ꝛc. nannte er unsers Herrgotts Dragonermarsch. Man sieht, daß er seinen Einfällen ein derbes und militairisches Gepräge zu geben wußte.

Ein beobachtender Geschichtschreiber schildert den Fürsten Leopold also: „Der Fürst von Dessau war ein abgesagter Feind von allem, was sanft, ehrbar und einigermaßen gebildet aussah, ja ich darf sagen, ein Feind des menschlichen Geschlechts. Er suchte die Deutschheit in einer ausgezeichneten Wildheit des Betragens und der Sitte, und behielt, mitten im 18ten Jahrhundert, die Rohheit und den fürchterlichen Anstand eines Hermunduren. Seine langen, zum Theil nützlichen Dienste, und sein hoher Rang gab ihm ein großes Gewicht am preußischen Hofe, obgleich ihn der König mehr fürchtete als liebte. Ihm verdankte das preußische Heer römische Mannszucht und eiserne Ladstöcke; aber auch unmenschliche Prügel und gottloses Fluchen, welches unter ihm systematisch getrieben wurde. Da er keine andere Bildung als den Stock, keine andere Wissenschaft als das Exerziren kannte: so war ihm alles verächtlich oder verhaßt, was sich über jenen maschinenmäßigen Dunstkreis zu erheben gewußt hatte." S. Versuch einer Lebensbeschr. des Feldmarschall Grafen v. Seckendorf, 1. Th. S. 213.

Der

Der achte April.

Geb. David Rittenhouse.

Präsident der amerikanischen philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia.

Amerika kann stolz seyn auf diesen talentvollen Mann, der im Jahr 1732 in dem Dorfe German-town unweit Philadelphia geboren wurde. Sein Vater, ein rechtschaffener Pflanzer von großer Einfalt der Sitten, hielt seinen Sohn zu allerlei ökonomischen Geschäften an, und schon hier verrieth sich das Genie desselben. Sein Pflug, und selbst die Feldsteine waren da, wo er arbeitete, gewöhnlich mit Figuren bezeichnet, die ein Talent zu mathematischen Studien anzeigten. Als seine Aeltern fanden, daß sein zarter Körperbau ihn zu den Arbeiten der Landwirthschaft unfähig machte, so ließen sie es geschehen, daß er sich den Geschäften eines Glockengießers und der Verfertigung mathematischer Instrumente widmete. Er war in beiden sein eigener Lehrer.

Ein Zufall führte ihm Newtons Schriften in die Hände. Er machte sich mit den Wissenschaften der Flüssigkeiten bekannt, von welcher wichtigen Erfindung er eine Zeitlang der Erfinder zu seyn glaubte; erst nach einigen Jahren erfuhr er, daß wegen der Ehre jener großen Entdeckung zwischen Leibnitz und Newton ein Streit gewesen war. In seiner Einsamkeit entwarf er den Plan zu einem Instrumente, durch welches er sich die Bewegung der Himmelskörper auf eine weit vollkommenere Art vorstellen konnte, als es von irgend einem Astronomen geschehen war. Das Kollegium zu Neu-Jersey kaufte dieses Meisterstück des Mechanismus an sich, und er verfertigte ein zweites zum Gebrauch des Kollegiums in Philadelphia. Der Ruf, den er sich dadurch erwarb, machte seine Mitbürger in Pensylvanien und verschiedenen benachbarten Staaten auf ihn aufmerksam, und auf die Vorstellungen seiner Freunde wählte er 1770 Philadelphia zum Orte seines Aufenthalts. Einige Jahre fuhr er hier fort, seine Beschäftigung als Glockengießer und Verfertiger mathematischer Instrumente fortzusetzen. In beiden zeichnete er sich vortheilhaft aus. Seine mathematischen Instrumente sind von Kennern, ihrer Genauigkeit und Arbeit wegen, höher gerechnet worden, als die, welche von Europa nach Amerika hinüber gebracht wurden.

Die philosophische Gesellschaft zu Philadelphia, deren Mitglied er war, foderte ihn zu astronomischen Beobachtungen auf, und seine Kenntnisse zeigten sich hier im glänzendsten Lichte. Unter andern beobachtete er im Jahr 1769 den Durchgang der

Venus und bald darauf des Merkurs, und lieferte von beiden Phänomenen Beschreibungen, die von den Astronomen in Europa mit großer Zufriedenheit aufgenommen wurden. In der Folge erbaute er ein Observatorium, dem er selbst vorstund, und auf welchem er viele Entdeckungen machte.

So glänzende Talente und eine solche ausübende mathematische Gelehrsamkeit sind wie die Minen des besten Metalls. Sie werden durch allgemeine Uebereinstimmung Staatseigenthum. Der Staat von Pensylvanien kannte den Schatz. Er eignete sich ihn zu und brauchte ihn in Geschäften von der größten Wichtigkeit. Im Jahr 1779 wurde Rittenhouse von der gesetzgebenden Macht in Pensylvanien mit gewählt, um eine Grenzstreitigkeit zwischen Pensylvanien und Virginien zu schlichten, und seinen Talenten, seiner Mäßigkeit und Festigkeit, ward größtentheils die glückliche Beendigung der so lange gedauerten Zwistigkeit im Jahr 1785 zugeschrieben. Aehnliche Geschäfte vollendete er mehrere, zur allgemeinsten Zufriedenheit. Auf seinen Streifereien durch Wildnisse vergaß er nie, Untersuchungen und Beobachtungen anzustellen. Nichts in Nordamerika's Bergen, Boden, Strömen und Quellen entgieng seiner Aufmerksamkeit, und mit seltener Uneigennützigkeit theilte er andern seine Erfahrungen und Beobachtungen mit.

Im Jahr 1781 ward er zu Franklins Nachfolger auf dem Rednerstuhl bei der philosophischen Gesellschaft erwählt. Auf diesem hohen Stande — dem höchsten, den die Philosophie in Nordamerika

gewähren kann — zeichnete sich sein Betragen durch Eigenthümlichkeit und Würde aus. Nie hatte die künstliche Pracht des Standes nur halb so viel Achtung sich verschafft, als durch sein anspruchloses Betragen in der Ausübung der öffentlichen Pflichten seines Standes ihm zu Theil ward. Seine Anhänglichkeit an das Wohl der Gesellschaft äußerte sich bald nachher, als er zur Präsidentenwürde gelangt war, da er ihr ein Geschenk von 300 Pfund Sterling vermachte.

Seine Talente und Kenntnisse waren nicht auf mathematische Gegenstände eingeschränkt, sein Geist war gleichsam eine Schatzkammer aller Jahrhunderte und aller Länder. Früh und mit Anstrengung studirte er die verschiedenen Systeme der Theologie. Mit praktischer Metaphysik war er sehr bekannt. Reisebeschreibungen machten ihm großes Vergnügen. Er entlehnte daraus einen großen Theil seiner Erkenntniß von der Naturgeschichte unsers Erdbodens. Er hatte Geschick für Musik und Dichtkunst, aber die ernstern und nöthigern Beschäftigungen seines Lebens hinderten ihn, viel Zeit auf deren Ausbildung zu wenden. Die englischen Dichter las er mit großem Vergnügen. Mit der französischen, deutschen und holländischen Sprache war er genau bekannt; die beiden ersten hatte er ohne Hülfe eines Lehrers gelernt. Sie dienten ihm vorzüglich, ihn mit den Entdeckungen fremder Länder bekannt zu machen, und ihn dadurch in den Stand zu setzen, seine Studien mit mehr Vortheil in seiner Muttersprache fortzusetzen.

Die Einwohner von Nordamerika waren nicht undankbar gegen Rittenhouse's Verdienste. Erfindungen und Verbesserungen jeder Kunst und Wissenschaft wurden gewöhnlich ihm zur Untersuchung vorgelegt, und nachher öffentlich in Schutz genommen, so wie sie von ihm gebilligt worden waren. Wo er nur gieng, war ihm die öffentliche Achtung, so wie die Aufmerksamkeit einzelner Personen gewiß. Aber sein Ruf war nicht auf das Land, wo er geboren war, eingeschränkt. Sein Name war bekannt und bewundert allenthalben, wo Wissenschaften und Geistesvollkommenheiten in Ansehen sind. Der Titel: Master of Arts, ward ihm von dem Kollegium in Philadelphia 1768 beigelegt, und das Kollegium William und Mary in Virginien gab ihm 1784 denselben Titel. Im Jahr 1789 erhielt er den Titel: Doctor of Laws von dem Kollegium in New-Jersey. Zum Mitglied der amerikanischen Akademie der Künste und Wissenschaften in Boston ward er 1782 erwählt, und zum Mitglied der königlichen Gesellschaft in London 1795. Das Schatzmeisteramt in Pensylvanien ward ihm durch die jährliche wiederholte vereinigte Stimme der gesetzgebenden Macht von 1777 bis 1789 anvertraut, und das Amt eines Münzdirecktors der vereinigten Staaten verwaltete er von 1792 bis 1795 mit seltener Uneigennützigkeit.

In den engern Cirkeln des Privatlebens war Rittenhouse geachtet und geliebt. Als Nachbar war er gütig und gefällig. Sein mitleidiges Gefühl dehnte sich über Unglück jeder Art aus.

Als Freund war er thätig, aufrichtig und uneigennützig. Als Gesellschafter suchte er, ohne sich geltend zu machen, über jeden Gegenstand zu belehren. Seine Familie machte seine vorzüglichste Gesellschaft und den vertraulichsten Cirkel seiner Freunde aus. Er war unabhängig und zufrieden mit einem Vermögen, das hinreichend war, seine mäßigen Bedürfnisse zu befriedigen. Sein Körper war von Natur schwach, aber er ward es noch mehr durch sitzende Arbeit und durch das bis in die Mitternacht hinein fortgesetzte Studiren. Der lange erwartete Todesbothe nahte sich ihm nach einer kurzen Krankheit am 26sten Junius 1796. Wie er gewünscht hatte, ward sein Körper in seinem Observatorium, nicht weit von seiner Wohnung, in Gegenwart einer grossen Menge seiner Mitbürger, eingesenkt.

Der neunte April.

Gest. Jakob Benignus Boßuet.

Bischoff von Meaux.

Boßuet war am 27sten September 1627 zu Dijon aus einer im Burgundischen Parlament angesehenen Familie geboren. Von seiner Kindheit an widmete er sich den Studien mit dem Feuer eines aufkeimenden Genies, das alles ergriff und verschlang. Bald entdeckten in ihm die Jesuiten, seine ersten Lehrer, den werdenden großen Mann. Sie wandten daher, nach ihrer Gewohnheit, die listigsten Zusprüche an, ihn in ihre Gesellschaft zu locken, und schon schmeichelnden sie sich, ihre zahlreichen Eroberungen mit dem jungen Boßuet zu vermehren. Allein ein Oheim von sehr vielen Einsichten vereitelte ihre Absichten, indem er seinen Neffen nach Paris reisen ließ. Da er sich dem geistlichen Stande widmete, so legte er sich auf alles, was er zum Dienst der Kirche für nothwendig oder auch nur für nützlich hielt, von der Bibel an bis auf die weltlichen Schriftsteller, und von den Kirchenvätern an bis auf die scholastische und mystische Gottesgelehrten. Unter den Kirchenlehrern

bewunderte er den Augustinus am meisten. Er wußte ihn auswendig, führte ihn unaufhörlich an, fand in ihm, wie er sagte, die Antwort auf alles, und trug ihn immer auf seinen Reisen bei sich.

Frühe entwickelte sich Boßuets großes Predigertalent. Schon in seinem 16ten Jahre hielt er einst vor einer zahlreichen und ausgesuchten Versammlung, fast ohne Vorbereitung, über einen ihm gegebenen Gegenstand eine Predigt mit dem größten Beifall. Der Hof hörte von seinem Ruhm und bewunderte ihn gleichfalls, und Ludwig XIV. belohnte ihn 1669 mit dem Bißthum Condom. Doch bald vertraute er ihm eine noch wichtigere Stelle; er ernannte ihn zum Lehrer des Dauphins. Zur Vorbereitung auf die Erziehung desselben fieng Boßuet gleichsam seine eigene Erziehung von vorne an. Seine ersten Studien, die er längst bei Seite gelegt hatte, nahm er wieder hervor, und übte sich sogar in lateinischen Aufsätzen.

Nachdem die Erziehung des Kronprinzen geendigt war, für die ihn der König im Jahr 1681 mit dem Bißthum Meaux belohnte, widmete sich Boßuet von neuem und unabläßig der Vertheidigung und dem Dienst der Religion. Er wurde im Jahr 1693 Hofprediger der Dauphine, 1697 königl. Staatsrath, und im folgenden Jahre Hofprediger der Herzogin von Burgund, ohne deswegen die Pflichten seiner bischöfflichen Würde zu vernachläßigen. Dazu kamen noch andere Ehrenbezeugungen. Die französische Akademie nahm ihn 1672 zu ihrem Mitgliede auf; und 1695 machte ihn der König auf das Ansuchen der Doktoren des Kollegiums von Navarra, dessen Mitglied er war,

zum Vorsteher desselben. Seine letzten Jahre widmete er, der Welt und des Ruhmes satt, ganz dem Nutzen und dem Unterricht des Kirchsprengels, der seiner Sorgfalt anvertraut war. Er bestieg von nun an die Kanzel nur immer, um seinem Volke eben dieselbe Religion zu predigen, die so lange durch seinen Mund die Fürsten und Großen der Erde erschreckt hatte, und jetzt durch eben diesen Mund die Schwachen und Dürftigen aufrichtete. Er ließ sich sogar zu Kinderlehren, besonders für die Armen, herab, und befürchtete nicht, sich durch diese eines Bischoffs so würdige Verrichtung zu erniedrigen. Auch in seiner Studirstube, worein er sich, sobald er nur von einigen Augenblicken Meister war, begab, fuhr er fort, die Pflichten eines Seelenhirten und Vaters zu erfüllen; seine Thür stund immer den Unglücklichen offen, die Unterricht, Trost oder Hülfe verlangten. Im Besitz eines seltenen Ansehens, und einer ausgezeichneten Ehrfurcht, deren er in der französischen Kirche genoß, endigte er 1704 sein Leben zu Paris in einem Alter von 77 Jahren.

Boßuet gehört zu den gelehrtesten Theologen der Franzosen. Die Verdienste, welche er sich um Kirche und Religion erwarb, sein tugendhaftes Leben, die Beredsamkeit und der Nachdruck, mit dem er sprach, auch der Einfluß, welchen er fast in alle wichtigen Angelegenheiten der Kirche behauptete, machten, daß man ihn beinahe als einen Kirchenvater der ersten Jahrhunderte betrachtete, und noch immer genießt er in seiner Kirche großes Ansehen. Als geistlicher Redner machte er sich schon früher als Bour-

daloue, bekannt, und kann daher eher, als dieser, oder wenigstens zugleich mit ihm, als Urheber des des bessern Kanzelvortrags in Frankreich angesehen werden. Er schrieb seine Predigten nicht, oder er schrieb vielmehr nur eine kurze Skizze davon, er begnügte sich, seinen Gegenstand tief zu überdenken, und brachte die Hauptpunkte davon zu Papier; bisweilen schrieb er verschiedene Ausdrücke eben desselben Gedankens auf, und in der Hitze des Vortrags ergriff er in der Schnelligkeit den ersten, der sich seinem ungestümmen Genie darbot. Die Predigten, die man gedruckt von ihm hat, und die von einer unglaublichen Menge anderer übrig sind, sind vielmehr Skizzen eines großen Meisters, als vollendete Gemählde: nur einen desto größern Werth haben sie für diejenigen, die in diesen rohen und raschen Zeichnungen mit Vergnügen die kühnen Züge eines freien und starken Pinsels und die erste Kraft einer schöpferischen Begeisterung erkennen. Diese Fruchtbarkeit, deren feuriger Schwung ihm auf der Kanzel das Ansehen einer höhern Eingebung gab, unterjochte und riß alle Zuhörer hin. In Trauerreden, auf die er sich vornehmlich einschränkte, kam ihm niemand gleich, alle, die er gehalten hat, tragen das Gepräge der starken und erhabenen Seele, aus der sie hervorströmen. In der Trauerrede auf die Herzogin von Orleans erhielt er den höchsten und seltensten der rednerischen Siege, den ganzen Hof in Thränen zu versetzen. Er mußte bei den Worten inne halten: „O Nacht des Unglücks, grauenvolle Nacht, wo auf einmal, wie ein Donnerschlag, die zerschmetternde Nachricht erschallte: Sie stirbt, die Herzogin, die Herzogin ist todt!“ Alle Zuhörer schluch-

zeten laut; und die Stimme des Redners wurde durch seine Seufzer und Thränen unterbrochen.

Boßuet that noch einen kühnen Versuch in der Beredsamkeit; er verband alle Pracht, deren sie fähig ist, mit der Geschichte. Seine Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion hat in dieser Hinsicht Epoche gemacht. Es ist mehr ein rednerisches als historisches Werk, und blos summarische, dabei aber nichts weniger als trockene Darstellung der Weltgeschichte bis auf die Zeiten Karls des Großen, worinn er aber alles auf die Religion und ihre Geschichte hinzuführen suchte, und daher dem ächten Geiste und den wahren Triebfedern der Begebenheiten oft untreu wurde. Die in Frankreich versuchten Fortsetzungen dieses historischen Grundrisses, von einer Meisterhand entworfen, haben bei weitem den Werth nicht, welchen der Kanzler Cramer, der Boßuets Arbeit übersetzt hatte, seiner Fortsetzung, und den ihnen beigefügten Abhandlungen zu ertheilen Geschmack und Talent besaß. Uebrigens wurde Boßuets Entwurf durch den Unterricht des Dauphins veranlaßt, den er auch zum öftern darinn anredet.

Kontroversschriften gegen die Protestanten sind nicht wenige aus Boßuets Feder geflossen, denn polemische Theologie hatte er zu seinem Hauptstudium gemacht. Unter diesen erweckte besonders die Geschichte der Veränderungen, welche die Protestanten in ihren Lehrsätzen gemacht haben, großes Aufsehen. Boßuet war ein sehr geübter und schlauer Kontroversist; vielleicht der schlaueste und beredteste von allen, welche seine Kirche gehabt hat, aber erstaunen

muß man, so wenig Aufrichtigkeit, und so viele sophistische Kunstgriffe in seinen Streitschriften anzutreffen. Da zu seiner Zeit die französische Geistlichkeit ihren König beredete, sich mitten unter der prachtvollen Ueppigkeit seines Hofes, zum Bekehrer seiner vermeintlichen ketzerischen Unterthanen aufzuwerfen, so wurde auch Boßuets Eifer rege, sie in seine Kirche zu ziehen, denn er war eine Art von Hoftheologen, dessen Absichten eben nicht die lautersten waren. Ehrgeizig, verschlagen, voll von Verstellung und Künsten, bahnte er sich durch die äußerste Vorsichtigkeit sowohl, als durch seine Fähigkeiten, den Weg zum höchsten Ruhme. In einer andern theologischen Streitigkeit, in welche Fenelon verwickelt wurde, verfolgte er diesen liebenswürdigen Prälaten, und bewirkte die Verurtheilung desselben zu Rom. Und eben dieser Eiferer für die katholische Orthodoxie hatte sich, da er in jüngern Jahren Kanonikus zu Metz war, mit einem Frauenzimmer in eine geheime eheliche Verbindung eingelassen, und mit demselben zwei Töchter gezeugt. Wenn einige Schriftsteller dies für eine Fabel erklären, so sind sie mehr für die Ehre des Bischoffs, als für die Wahrheit besorgt. Sie leugnen die gegenseitigen Nachrichten, ohne dieselben gründlich zu widerlegen.

Der zehnte April.

Gest. Christian Gottlob Stephanie, der ältere.

Hofschauspieler zu Wien.

Wer das Theater einer Nation oder einer großen Hauptstadt verbessert, wer das wilde Gelächter über rohe Scherze in heiteres Lachen über Thorheiten oder Naivitäten zu verwandeln weiß, der reiht sich den Wohlthätern der Nation an, der kann ohne große Talente, ohne eigenen Werth, ohne Muth für das erkannte Bessere, nicht zu seinem Zweck kommen, und ist also ein sehr achtungswürdiger, unvergeßlicher Mann. So der Mann, von dem hier die Rede ist.

Stephan, Direktor bei dem großen Hospital zu St. Bernhardin in Breslau, war sein Vater, dem er im Jahr 1733 geboren wurde. Er besuchte das Magdalenen=Gymnasium seiner Vaterstadt, und wurde dann, gegen seine Neigung, bei einem Kaufmann in die Lehre gegeben. Indessen blieb er seinem Berufe treu, und bildete sich so aus, daß sein Lehrherr ihm nach zurückgelegten Lehrjahren unaufgefodert das Anerbieten machte, ihn nach einigen Jahren in Kompagnie zu nehmen. Indeß hatte er

jede Stunde, die ihm seine Geschäfte während Erlernung der Handlung übrig ließen, auf die Lektüre gewendet; sein Umgang in dieser Zeit war nur mit Professoren der beiden Gymnasien, mit Gelehrten und jungen Studirenden seiner Vaterstadt. Dies gab seinem Geiste eine Richtung, die fast an Schwärmerei für die schönen Wissenschaften grenzte. Er schlug daher das Anerbieten seines Lehrherrn aus, und konnte dies um so freier, da sein Vater vor Endigung seiner Lehrjahre gestorben war, der allein im Stande gewesen seyn würde, ihn auf der schon betretenen Bahn zu erhalten: nun privatisirte er, lebte von dem Interesse seines Erbtheils und widmete sich ganz den schönen Wissenschaften.

Vergebens suchten ihn seine Verwandten für's thätige Leben zu gewinnen und ihm die Neigung zum Theater auszureden; die letztere siegte, und er trat 1756 zum erstenmal bei der Schuchischen Gesellschaft in Breslau als Gusmann in Voltaire's Alzire rühmlich auf, nachdem er seinem Namen die Buchstaben ie angehängt hatte, weil es seinen Verwandten gelungen war, bei der Obrigkeit den Befehl auszuwirken, daß er nicht unter seinem Familien-Namen die Bühne betreten dürfte. Stephanie reiste mit der Schuchischen Gesellschaft nach Magdeburg, Potsdam, Berlin, Frankfurt an der Oder und Küstrin, und arbeitete mit edlem Enthusiasmus daran, das Extemporiren und die Harlekinsjacke von der Bühne zu verbannen. Da ihm der Direktor Schuch hierinn nicht gehörig unterstützte, so gieng er mit den bessern Mitgliedern der Gesell-

schaft nach Altona, wo sie eine eigene Bühne errichteten. Stephanie erwarb sich in den ersten Liebhaber- und Charakter-Rollen ungetheilten Beifall; weil sich aber die Bühne aus Mangel an hinreichender Unterstützung nicht halten konnte, so gieng er nach Mietau, und erwarb sich bei dem daselbst errichteten Theater so allgemeinen Beifall, daß der Ruf davon bis nach Wien drang.

Maria Theresia wollte das deutsche Theater in der Residenz auf einen Fuß setzen, der eines so großen Hofes würdig wäre. Stephanie erhielt im Jahr 1760 einen Ruf dahin, den er unter der ihm zugestandenen Bedingung annahm, daß nur regelmäßige Stücke gegeben würden. Gleichwohl sah er sich mehrere Jahre lang genöthigt, die Burleske zu unterstützen, und nur allmählig gelang es ihm, regelmäßigen Stücken Eingang zu verschaffen. Um diesem Ziele näher zu kommen, gab er 1766 eine Monatsschrift heraus, unter dem Titel: Gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht. Dadurch ward die Leselust bei dem bessern Theil des Publikums geweckt, und man fand immer mehr Geschmack an guten Stücken und an gewählter Lektüre, so daß sich diese Monatsschrift 3 Jahre lang erhielt, und Herausgeber und Verleger sich wohl dabei standen. Nach 9 Jahren sah sich Stephanie endlich am Ziel seiner Wünsche; es wurde von Ostern 1769 an keine Farce mehr aufgeführt, und die besten deutschen Dramas jener Zeit kamen auf das Wiener Theater. Nicht nur als Schauspieler, sondern auch als dramatischer Dich-

ter machte sich Stephanie um die Wiener Büh- ne verdient. Die neueste Frauenschule, die Liebe in Corsika, der neue Weiberfeind und einige andere Gelegenheitsstücke von seiner Arbeit, wurden von ihm auf dem Wiener Theater mit Beifall aufgeführt. Viele sonst gute Stücke anderer, die durch einzelne Stellen gegen die dortige Censur verstießen und deswegen nicht gegeben werden konnten, änderte er, ohne ihnen vom wesentlichen Werthe etwas zu benehmen, so ab, daß sie mit Beifall gegeben wurden.

Immer sah ihn das Publikum mit Vergnügen auf der Bühne, und sowohl in Liebhaberrollen und edelkomischen Charakteren, als auch in den Rollen edler Väter, Vormünder und dergl., die er in der Folge übernahm, hatte er alle Stimmen für sich. Ueberdies erkannten ihn seine Zeitgenossen für einen der vorzüglichsten Theoretiker der Schauspielkunst in Deutschland. Seine Gabe, junge Schauspieler mit dem Sinn ihrer Rolle ganz bekannt zu machen und sie auf richtiges Spiel zu leiten, war einzig, und immer war er bereit, diese Gabe zum Unterricht anderer anzuwenden, sobald er nur dazu aufgefodert wurde, oder gewiß war, daß man seine Lehren nützen wolle. Ueberhaupt war seine Gefälligkeit auch in seinem Privatleben ausgezeichnet groß. Er diente ohne Nebenabsichten jedermann gern, und sein weiches Herz misleitete ihn oft zur Wohlthätigkeit auch gegen solche, die es nachher mit Undank vergalten. So richtig und enscheidend er auch in der Kunst zu urtheilen wußte, so tolerant war er doch dabei. In

Er-

Erfüllung seiner Pflichten war er pünktlich, und gab bis an das Ende seines Lebens Beweise seines Kunsteifers. Schon 1787 wollte ihn Kaiser Joseph mit ganzem Gehalt in den Ruhestand setzen; allein er verbat sich aus Liebe zu seiner Kunst und ihrem Gedeihen in Wien diese Arbeitslosigkeit, und diente bis an seinen Tod im April 1798.

Stephanie hatte einen Bruder (Gottlieb) der seit 1769 ebenfalls an der Wiener Bühne stund. Er mußte im siebenjährigen Kriege preußischer Husar werden, als er eben die Universität beziehen wollte. Nachdem er 1760 bei Landshut in kaiserliche Gefangenschaft gerathen war, trat er in die Dienste des Kaisers, und war einige Zeit Werboffizier im Reich. Er besaß nicht die sanfte Gemüthsart seines Bruders, sondern war ein rauher und trotziger Mann. Ob er gleich einige Rollen vortrefflich spielte, so hat er doch als Dichter mehr Verdienst, wie als Schauspieler. Seine Theaterstücke sind in Wien viel gespielt worden, und haben auch außerhalb Wien nicht selten ihr Glück gemacht, so unkorrekt sie auch in Plan, Ausführung, Dialogirung, Charakteren und Sprache sind. Aber er besaß eine glückliche Kenntniß von dem, was vom Theater herab Würkung thut, und dieser Umstand verschaffte seinen Stücken Beifall. Auch Operetten hat man von ihm, unter denen der Doktor und der Apotheker allgemein bekannt worden ist. Sein Tod erfolgte zu Wien am 23sten Januar 1800, in einem Alter von 59 Jahren.

Der eilfte April.

Gest. Karl Wilhelm Ramler.

Professor der schönen Wissenschaften beim Kadettenkorps in Berlin.

Deutschland erkennt Ramlern einstimmig für seinen Horaz, für den ersten und untadelichsten seiner Lyriker. Er hat den Geist des Römers, seine Gedanken, Ideen und Bilder, selbst seine künstlichsten Sylbenmaaße, sich eigen gemacht, und dieselbe gesunde Philosophie, denselben anschauenden Blick, dieselbe Zauberkraft des poetischen Styls, mit aller Freiheit und Stärke eines ächten Genies, in seine deutschen Oden übergetragen. Auch in Ansehung des Herzens glichen sich beide Männer, und was dem deutschen Horaz in dem wirklichen Leben an Zärtlichkeit, Anmuth und Welt gebrach, ersetzte die grössere Unschuld seines einfachen Lebens, auf dessen Dunkelheit kein August und Mäcenas einen verführerischen Glanz fallen ließ. Beide waren gleich gutmüthig, edel, bescheiden, Freunde der Freiheit

und Unabhängigkeit, und in jeder Rücksicht keinem Golde feil, auch selbst dem Golde ihrer Wohlthäter nicht.

Pommern war das Vaterland unsers Dichters. Er wurde am 25sten Februar 1725 zu Colberg geboren, wo sein Vater Inspektor bei der Accise war. Man brachte ihn im eilften Jahre auf die Schule des Waisenhauses zu Stettin, dann in seinem dreizehnten auf das Waisenhaus in Halle, auf welchem er vier Jahre blieb, und sich auf die Schulkenntnisse mit mehr als gewöhnlichem Fleiß legte. Er trieb hierauf die akademischen Studien auf der hallischen Universität, und kehrte dann wieder in seine Vaterstadt zurück. Hier widmete er alle Muße seinem Lieblingsfache, der Poesie, und studirte mit regem Eifer die besten Dichter der Alten und Neuern, doch keinen so aufmerksam, so oft und lange, als den Horaz, der in den Oden sein Muster ward.

Ums Jahr 1747 gieng Ramler nach Berlin, hielt sich eine Zeitlang bei einem Verwandten auf dem Lande, eine Meile von der Stadt, auf, und machte Bekanntschaft mit Kleist, Gleim und andern guten Köpfen, die eine ähnliche Liebe des Schönen mit ihm vereinigte. Seine Talente blieben nicht unbemerkt. Im Jahr 1748, als er kaum 23 Jahr alt war, wurde er zum Professor der Logik und schönen Wissenschaften bei dem Kadettenkorps berufen; eine Stelle, die er 42 Jahre lang bei einer sehr kärglichen Besoldung bekleidet hat. Seine Vorlesungen betrafen die Grundsätze der schönen Künste, der deutschen Sprache und des

Styls; aber vor Zuhörern gehalten, die größtentheils roh und unvorbereitet zu seinem Unterricht kamen, scheint er nur wenige Köpfe geweckt zu haben. König Friedrich, dessen Regierung Ramler so verherrlicht hat, that nie etwas für den Dichter; doch dieser hat sich ihm auch nicht aufgedrungen, noch seine Schriften geschickt, da ihm seine unnatürliche Abneigung vor der Sprache der Deutschen bekannt war. Erst in seinem hohen Alter, im Jahr 1786, erhielt er von Friedrich Wilhelm II. ein Jahrgeld von 800 Thalern und einen Sitz in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Seit längerer Zeit war Ramler Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaft zu Königsberg, in den letztern Jahren ward er auch Mitglied der Berliner Kunstakademie. Der König ernannte ihn zum Mitdirektor des Nationaltheaters, welche Stelle er aber 1796 Krankheits halber mit Beibehaltung seines Gehalts wieder aufgeben durfte; das Lehramt am Kadettenkorps hatte er schon 1790 niedergelegt. Er starb 1798 an der Auszehrung, in einem Alter von 74 Jahren.

Ramler gehört zur Klasse der lyrischen Dichter, deren zwar jedes Zeitalter, und jede Nation einige aufzuweisen hat, unter denen aber Deutschland unsern Dichter als den ersten und größten betrachtet, welcher aus seinem erst seit einem halben Jahrhundert gepflegten Boden hervorgieng. Ramler verband, als Dichter betrachtet, Genie und Studium, poetisches Talent und unermüdete Uebung; er besaß ein feines Gefühl für das Schöne, besonders was

die Bezeichnung der Gedanken durch Wort und Bilder betrifft; ein glückliches Gedächtniß, reichlich mit dem versehen, was ein Dichter braucht; richtigen Verstand und philosophischen Blick in die sittlichen Angelegenheiten der Menschen; eine blühende, oft feurige Phantasie, welche viel stärker als seine Beurtheilung gewesen zu seyn scheint; daher er glücklicher in Erfindung, als Anordnung war, und selbst erfundene Plane besser ausführte, als entlehnte; seine theoretischen Kenntnisse, die Kunst betreffend (wenn man etwa Prosodie ausnimmt) waren wohl nicht tief und bei den Anfangsgründen des Batteux stehen geblieben, die er bekanntlich seit 1758 mehrmals deutsch herausgegeben, und immer mit neuen Zusätzen vermehrt hat. Seine Oden, auf die sich sein poetischer Ruhm vornehmlich gründet, haben lyrisches Feuer, starke Gedanken, kühne und lebhafte und doch schickliche Bilder, kunstreiche Plane, doch noch bessere Ausführung, sorgfältige Wahl der Worte, und reizenden Wohlklang; dabei verrathen sie immer die menschenfreundliche Absicht des Dichters, seine Kunst zu Ausbreitung guter Gesinnungen und Grundsätze zu benutzen.

Die Gedichte, welche Ramler bis zum Jahr 1772 verfertigt hatte, ließ er, mit neuen vermehrt und zum Theil verbessert, unter dem Titel: lyrische Gedichte abdrucken, von denen 5 Jahre nachher eine französische Uebersetzung von Cacault erschien. In dieser Sammlung findet man selbst verfertigte und aus dem Horaz übersetzte Oden, musikalische Gedichte und geistliche Kantaten, welche

letztern einzeln mehrmals aufgelegt sind. Sein Tod Jesu, dies Meisterstück der Deutschen und vielleicht aller Oratorien, ist von Graun, die Hirten bei der Krippe sind von Agrikola und Türk, und beide auch von Telemann komponirt; seine Ino ist von Bach in Musik gesetzt worden. Mit der Uebersetzung der horazischen Oden, die er schon sehr früh angefangen hatte, erheiterte er noch sein Alter, und die letzte Ode vollendete er wenige Wochen vor seinem Tode. Aber die spätere Arbeit bleibt weit hinter der frühern zurück. Ueberhaupt waren in spätern Zeiten alle poetischen Kräfte in Ramlers Brust abgestorben. Die neue Ausgabe seiner Gedichte (Berlin 1801) bezeugt an mehr als einer Stelle die Flucht seines Genies. Von den Uebersetzungen der Epigrammen Martials, von denen er alle, welche übersetzbar sind, wieder gegeben hat, und der Gedichte Katulls, tragen nicht wenige das Gepräge dieser Entkräftung, und dieses Unternehmen, das, wenn es gelungen wäre, eines der bewundernswürdigsten seyn würde, erregt nur Bewunderung des Eifers, mit dem der Verfasser diese Arbeit betrieb. Eine der mißlungensten Unternehmungen Ramlers war die Herausgabe der Geßnerschen Idyllen, von denen er 20 der besten in Verse brachte, und sie 1787 drucken ließ.

Mit derselben eigensinnigen Künstlergewissenhaftigkeit, womit Ramler an seinen eigenen Erzeugnissen feilte, liebte er es auch, fremde Gedichte zu verbessern. Die Autorität, in welcher er bei seinen Freunden Lessing, Göz, Kuh und andern stand,

die ihre Poesien seiner Kritik vor dem Druck unterwarfen und nach seinen Verbesserungen herausgaben, mochte beigetragen haben, diese Neigung bei ihm zu verstärken und unwiderstehlich zu machen. Und so hat er es auf seinem Gewissen, daß er vielen deutschen Dichtern in seinen Blumenlesen ihre ächte und ursprüngliche Gestalt durch anmaßliche Verbesserungen, die es nicht einmal immer waren, geraubt hat.

Ramlers Charakter war sanft und gefällig, sein Herz theilnehmend und offen. Als ein Mann, der sich ganz durch die Wissenschaften gebildet hatte, der reizbar und empfänglich für alles Gute und Große war, zeigte er sich auch als Freund der Humanität in seinem Umgange, und als Mann von ächter und liebenswürdiger Bescheidenheit, der nie mit seinem Wissen prahlte, nie nach Ehre und Ruhm geizte. Sein häusliches Leben war einfach und sparsam. Er ist niemals verheurathet gewesen. Eine Magd besorgte seine häuslichen Geschäfte, und als diese in seinem Dienste alt geworden war, trat ihre Tochter an ihre Stelle ein. Eine kurze Zeit hindurch wurde seine Wirthschaft von einer Nichte besorgt.

Der zwölfte April.

Geb. Pietro Metastasio.

Kaiserlicher Hofpoet in Wien.

Trapassi war der eigentliche Name dieses fleißigsten, sangbarsten und allgemein bekanntesten unter den welschen Dichtern des 18ten Jahrhunderts. Er war im Jahr 1698 in Rom geboren, wo sein Vater von dem kargen Verdienste des Abschreibens lebte. Als er eilf Jahre alt war, veroffenbarte sich an ihm eine außerordentliche Neigung zur Dichtkunst und Musik, und zwar in dem Grade, daß er im Stande war, aus dem Stegreife Verse herzusagen und abzusingen. Er that dieß oft in der kleinen Wohnung seines Vaters, und hier hörte ihn einst im Vorbeigehen der berühmte Rechtsgelehrte Gravina. Er bewunderte nicht allein die Gedanken, sondern auch den Ausdruck derselben, die Leichtigkeit des Verses, die Stimme und ihre künstliche Modulation — und die Folge davon war, daß er den armen Knaben an Kindes Statt annahm. Von nun an erhielt er eine seinen Talenten entsprechende Erziehung, so wie auch den griechisch-italienischen Namen Metastasio.

Pietro gab große Hoffnungen von sich. Gravina schickte ihn nach Calabrien, um daselbst das Griechische, welches von den Einwohnern dieser Provinz gesprochen wurde, zu erlernen. Metastasio erfüllte ganz den Wunsch seines Pflegevaters, und brachte es in Kurzem in dieser Sprache so weit, daß er schon im 12ten Jahre den ganzen Homer in italienische Verse übersetzen konnte. Unter der Aufsicht und Leitung Gravina's rückte Pietro in den schönen Künsten und Wissenschaften täglich weiter vor. Er studirte die Klassiker, und vorzüglich die dramatischen Dichter Griechenlands, mit deren Genius er so vertraut wurde, daß er ihn durch sein ganzes Leben nicht verließ, ohne daß man deswegen dem Italiener einen ängstlichen Nachahmer der Griechen nennen kann.

In seinem 14ten Jahre schrieb Metastasio seine erste Oper il Giustino, und gab dadurch einen Beweis, wie weit er es bereits in der dramatischen Kunst gebracht hatte. Es war sein erstes Werk und erweckte große Sensation. Gravina freute sich des Schülers, und verdoppelte seine Sorgfalt für die völlige Ausbildung desselben. Er nahm ihn mit sich nach Neapel, wo er ihn seinen Freunden als einen vortrefflichen Improvisatore vorstellte. Man brachte es dahin, daß Metastasio öffentlich auftrat. Jedes ihm gegebene Thema bearbeitete er auf der Stelle und trug es in Versen vor. Die größten Meister in dieser Kunst zollten ihm ihren Beifall; man bewunderte das Auffallende seiner Ideen und ihre frappante Verbindung, die Leichtigkeit seines Rhytmus und die Flüssigkeit seines Verses, das Liebliche und Harmonische seiner Stimme.

In dieser Stadt empfieng auch Metastasio die mindere Weihung, oder die sogenannten ordines minores, und trieb das Studium der Rechtsgelehrsamkeit. Neapel gefiel ihm so wohl, und er gewann die Stadt so lieb, daß er sie sein zweites Vaterland nannte. Nur sehr ungern verließ er Neapel; aber er mußte den Umständen nachgeben. Der im Jahr 1718 in Rom erfolgte Tod seines Pflegevaters und Wohlthäters Gravina rief ihn dahin, um daselbst das einträgliche Amt eines Advokaten, welches ihm durch Gravina's Tod zufiel, zu übernehmen.

Auch in seiner neuen Bestimmung wurde Metastasio den Musen nicht untreu. Er dichtete mehrere Opern, die das Entzücken der Italiener waren, und auch die Aufmerksamkeit des Auslandes rege machten. Kaiser Karl VI. berief den Dichter im Jahr 1729 mit einem Gehalt von 3000 Gulden an seinen Hof, und er wußte sich die Gunst des Kaisers in dem Grade zu erwerben, daß er seinen Gehalt mit einer Pension von 2000 Gulden vermehrte. Die Kaiserin folgte dem Beispiele ihres Vaters, und wies dem Dichter einen Gnadengehalt von 1500 Gulden jährlich zu Mailand an.

Metastasio verdiente die hohe Achtung, die er über ein halbes Jahrhundert lang am kaiserlichen Hofe genoß, in jeder Hinsicht. Allgemein wird er als der beste und vortrefflichste Operndichter *) aner-

*) Die sämmtlichen Opern des Dichters sind: Artaserse — Adriano in Siria — Demetrio — Olimpiade — Issipile — Ezio — Didone Abbandonata —

kannt; er gab sowohl dem Inhalt als der Einkleidung der ernsthaften Oper neue und wesentliche Vorzüge. Kein Dichter verstand sich so vollkommen auf eine glückliche Wahl des Subjekts, auf leichte und doch wirkungsvolle Verbindung der Scenen, auf den schönsten, zauberischen Wohlklang des Versbaues und der Sprache. In seinen Opern herrscht die glücklichste Nachbildung der hohen tragischen Einfachheit der Griechen, und der wahrste Ausdruck des Gefühls jeder Art gelang ihm meisterhaft. Die große dramatische Kunst, das Herz zu rühren und Leidenschaften zu erregen verstund niemand besser als er. Seine Beredsamkeit ist das lene turmentum des Horaz, aufs Herz gerichtet; und vielleicht ist ihm in dieser Rücksicht kein anderer Dichter, in und außer Italien, an die Seite zu setzen. Keiner ist in die Philosophie der Liebe so tief eingedrungen; keiner hat sie mit natürlichern Farben gemahlt.

Auch um andere Zweige der Poesie hat Metastasio mannigfaltige Verdienste. Er lieferte eine große Anzahl von Oratorien, kleineren Dramen, religiösen Handlungen, Kantaten, Epitaphien, Sonnetten, Gesängen u. s. w. die, wenn sie auch nicht

La Clemenza di Tito — Siroe — Catone in Utica — Demofoonte — Alessandro — Achille in Sciro — Ciro Riconosciuto — Temistocle — Zenobia — Impermestra — Semiramide — Il Rè Pastore — L' Eroe Cinese — Attilio Regolo — Nitteti — L' Angelica — Alcide al Bivio — Il Trionfo di Clelia — Romolo ed Ersilia — Il Rugiero — Siface.

gleich alle ohne Unterschied der Strenge der Kritik entgehen, doch immer von dem großen Talente des Autors zeugen. Seine prosaischen Lucubrationen, sein Auszug aus der Poetik des Aristoteles und aus der Dichtkunst des Horaz, verrathen einen Gelehrten von tiefen Kenntnissen, enthalten viele neue und nützliche Bemerkungen, und beleuchten manches Dunkle der berühmtesten ältern und neuern Schriftsteller. Die fünf Bände der nach seinem Tode herausgekommenen Briefe gewähren eine überaus unterhaltende und lehrreiche Lektüre, und man lernt aus ihnen den großen Dichter auch als einen ungemein korrekten und geschmackvollen Prosaiker schätzen.

So unschuldig Metastasio's Schriften alle sind, so unschuldig war auch sein Lebenswandel. Seine Empfindungen und Handlungen zeugten deutlich von dem veredelten Geiste, der ihn belebte. Er war verträglich, bescheiden, vermied sorgfältig jeden theologischen Streit und dachte hell. Einheimische und Fremde schätzten ihn; Personen von jedem Range hatten Achtung für ihn. Seine Großmuth gieng so weit, daß er schon in jüngern Jahren eine rechtmäßige Erbschaft von 100,000 Thalern zurück gab, um die Verwandten des Verstorbenen nicht zu betrüben. Er führte das regelmäßigste Leben; alle seine Stunden waren gezählt, alle seine Handlungen vorher durchgedacht und bestimmt. Die Mäßigkeit, welche er in jedem Genusse beobachtete, und seine ächt christliche Resignation erhielten ihn beständig bei frohem Muthe, und machten ihn

zu einem aufgeweckten Gesellschafter. Die Gegenstände, über welche er gewöhnlich sprach, waren alle aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, und dem Gebiete der schönen Wissenschaften. Fade Discurse, Ausfälle auf die Handlungen der Menschen um ihn her, Spitzfindigkeiten und Grübeleien hörte man in seinem Umgange nicht. Er disputirte nie; er philosophirte mit Bescheidenheit, und nur Wahrheit allein war es, die er sich zu erforschen bemühte. Wo Metastasio als Kritiker auftrat, da beobachtete er die äußerste Mäßigung und Schonung. Mit einer bewundernswürdigen Gemüthsruhe und mit dem Bewußtseyn eines Tugendhaften verschied er 1782, in seinem 84sten Jahre, nachdem er drei Kaisern 53 Jahre gedient hatte.

Der dreizehente April.

Gest. Franziska von Aubigne, Marquisin von Maintenon.

Gemahlin König Lduwig XIV. von Frankreich.

Franziskens Geburtsstätte war nicht die gewöhnliche — sie wurde am 27sten Nov. 1635 im Gefängnisse geboren, wo ihre Aeltern eingesperrt waren. Schon im dritten Jahre begleitete sie dieselben nach Amerika, wurde auf der Reise gefährlich krank, und kam einst in Gefahr, von einer Schlange verzehrt zu werden.

Als Waise kam sie im zwölften Jahre nach Paris zurück, und wurde von einer Verwandtin mit vieler Härte behandelt, bis sie im 16ten Jahre den bekannten Dichter Scarron heurathete, der nur ein sehr mäßiges Einkommen hatte, und an allen Gliedern gelähmt war. Das Haus dieses burlesken Mannes war der Versammlungsort vieler witzigen Köpfe und liebenswürdigen Wüstlinge. Man machte eine Art Pickenik, wozu ein jeder seine Schüssel und — seine witzigen Einfälle beitrug. Der Ton, welcher in dieser Gesellschaft herrschte, war sehr frei gewesen. Ma-

dame Scarron führte einen anständigern ein, denn sie hielt in allem Ernst auf Sittsamkeit und Tugend, so daß ein Hofmann einst sagte: er würde es eher wagen, der Königin einen verwegenen Antrag zu thun, als dieser Frau. Indessen war sie einer ehrbaren Fröhlichkeit gar nicht abhold. Sie erzählte, und ein jeder hörte ihr mit Vergnügen zu. Der Bediente sagte ihr einst bei Tische ins Ohr: „Geben Sie der Gesellschaft heute ein Geschichtchen zum Besten, wir haben keinen Braten."

Schon im 25sten Jahr verlohr sie ihren Gatten und versank nun in bittere Armuth, denn Ludwig XIV ließ sie lange vergebens um eine kleine Pension von 1500 Livres bitten, die ihr Mann genossen hatte. Die häufigen Bittschriften, welche man ihm deswegen überreichte, machten, daß er einst voll Verdruß sagte: „werde ich ewig von dieser Witwe Scarron hören müssen?" Diese Worte wurden am Hofe zum Sprüchwort, und man sagte: er ist so lästig, als die Witwe Scarron.

Die arme Frau entschloß sich, als Erzieherin nach Portugall zu reisen, und schon verabschiedete sie sich bei des Königs Geliebtin, der Frau von Montespan, als diese ihren königlichen Freund bewegte, die so oft vergebens gesuchte Pension zu bewilligen. Die Reise nach Portugall unterblieb, und die Witwe Scarron wurde nun bald die Erzieherin der Kinder, welche Montespau dem Könige gebahr. Indessen unterhielt der König lange einen geheimen Widerwillen gegen die Scarron, die man ihm als einen schönen Geist, und eine durch den Umgang mit einem Poeten

verdorbene Spröde geschildert hatte. Aber ihre Sanftmuth, Bescheidenheit und angenehme Unterhaltung brachten ihn von seiner vorgefaßten Meinung zurück. Eine witzige Antwort des kleinen Herzogs Du Maine nahm ihn endlich ganz für seine Erzieherin ein. Ludwig, der ein sehr zärtlicher Vater war, sagte einst, indem er mit ihm spielte, zu ihm, daß er sehr vernünftig sey. „Wie sollte ich es nicht seyn, erwiederte das Kind, ich werde ja von der Vernunft selbst erzogen?“ „Geh, versetzte der König, und sage ihr, daß du ihr 100,000 Livres zu deinem Naschwerke schenktest.“ Diese fürstliche Freigebigkeit setzte sie in den Stand, im Jahr 1674 das Gut Maintenon zu kaufen, wovon sie den Namen annahm.

Ludwigs anfängliche Abneigung gegen die Witwe Scarron verwandelte sich allmählich in Zuneigung, und aus dieser wuchs endlich — Liebe. Dazu trugen allerdings die Launen und die Herrschsucht der Montespan das ihrige bei. Der König war überdies in dem Alter, wo man in dem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte mehr die Annehmlichkeiten als das Vergnügen bedarf. Er sehnte sich nach Erleichterung seiner Regentensorgen durch die Annehmlichkeiten des Privatlebens, und da er in der sanften und geistreichen Maintenon eine vertraute Freundin zu finden hoffte, so ließ er sich, in Gegenwart seines Beichtvaters und zweier anderer Zeugen, 1685 mit ihr ehelich trauen. Ludwig war damals 48, seine Gemahlin 50 Jahr alt.

Jetzt stund sie auf der höchsten Stufe des Glücks, und nie fühlte sie sich unglücklicher. Der König kam

täglich

täglich Mittags und Abends nach Tische zu ihr, und arbeitete in ihrer Gegenwart mit seinen Ministern, während sie las oder eine Handarbeit verrichtete. Ihr Bestreben war es mehr, dem Könige zu gefallen, als ihn zu beherrschen, und bald empfand sie das Sklavische ihrer Lage drückend genug. „Warum, schrieb sie einer Freundin, kann ich Ihnen nicht meine Erfahrungen geben! warum kann ich Sie nicht zum Zeugen der Langeweile machen, die die Großen verzehrt, und der Mühe, die sie anwenden, um ihre Tage auszufüllen! Ach ich vergehe vor Traurigkeit auf dem Gipfel des Glücks! Ich bin jung und schön gewesen, ich habe Vergnügungen genossen, man hat mich überall geliebt. In einem reifern Alter habe ich mehrere Jahre in einem geistreichen Umgange zugebracht. Endlich bin ich zur höchsten Gunst gelangt, und doch versichere ich Ihnen, daß in einem jeden dieser Stände eine unerträgliche Leere übrig bleibt." Könnte irgend etwas dem Ehrgeiz die Augen öffnen, so wäre es dieser Brief. — „Welche Quaal, sagte sie zu einer Vertrautin, einen Mann zu erheitern, der nimmer heiter werden kann." — „Schreiben Sie uns doch Neuigkeiten, heißt es in einem ihrer Briefe, denn wir sterben vor Langeweile."

Ihren Einfluß auf den König benutzte sie mit Mäßigung, und die besten Staatsbedienungen kamen nicht blos an Glieder von ihrer Familie. Sie war uneigennützig, und verlangte das auch von andern. Wenn Ludwig öfters zu ihr sagte: „Verlangen sie doch, Madame, Sie sind ja arm!" — so antwortete sie ihm: „Sire, Sie dürfen mir nichts geben." Es war ihr also wohl nicht unbekannt, daß Könige nur die Verwalter des Ver-

mögens ihrer Unterthanen sind. Indessen vergaß sie weder ihre Freunde noch die Armen, und oft versüßte sie sich das Drückende ihrer Lage durch die Freuden des Wohlthuns. Der Würde ihres Standes vergab sie aber nie das mindeste, und sie gestattete selbst ihren ältesten Freunden keine von den Vertraulichkeiten, die der Ehrerbietung hätten schaden können, welche ihrem Stande gebührte. Ueberhaupt verband sie zwei Dinge mit einander, die gemacht scheinen, sich auszuschließen — Ehrgeiz und Frömmigkeit.

Nach dem Tode des Königs, der im Jahr 1715 starb, widmete sie sich ganz der Uebung frommer Pflichten. Sie zog sich in die berühmte Anstalt von St. Cyr zurück, welche Ludwig auf ihr Verlangen gestiftet hatte, und worinn 300 junge Frauenzimmer von Stande erzogen wurden. Sie hatte selbst die ersten Einrichtungen in dieser Anstalt gemacht, der sie jetzt ein leuchtendes Beispiel in nützlicher Beschäftigung wurde. Den Novizinnen gab sie Unterricht, und mit den Aufseherinnen der Schulen theilte sie die Beschwerden der Erziehung. Oft ließ sie junge Fräulein zu sich kommen, und lehrte sie lesen, schreiben und allerlei Handarbeiten, mit einer Geduld und Sanftmuth, die man gewöhnlich bei Dingen beweißt, welche aus Neigung getrieben werden. Sie starb in ihrem 84. Jahre 1719 — beweint von St. Cyr, dessen Mutter, und von den Armen, deren Wohlthäterin sie gewesen war. Nach ihrem Tode erschien eine Sammlung von ihren Briefen, die noch gelesen zu werden verdienen, ob ihnen gleich die Leichtigkeit und Anmuth mangelt, die sonst der Charakter solcher Briefe ist.

Der vierzehente April.

Geb. Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Orleans, genannt Egalité.

Unter den Bösewichtern, die über Frankreich das größte Unglück, was je nur über eine Monarchie gebracht werden kann, verbreitet haben, steht Orleans oben an. Er war am 14ten April 1747 geboren. Der Herzog Regent von Frankreich war der Urgroßvater, und der fromme und allgemein beliebte Herzog, Ludwig von Orleans, der Großvater desselben. Die erste Erziehung genoß er unter den Augen seiner wegen ihren Ausschweifungen berüchtigten Mutter, und seine Jugendgeschichte besteht aus einer Reihe von Auftritten, worüber die Schamhaftigkeit gern einen Schleier wirft. Auf Anrathen Ludwigs XVI. heurathete er die schöne, wegen ihrer musterhaften Aufführung allgemein beliebte Tochter des Herzogs von Panthievre; dieser Heurath ungeachtet setzte er aber

seine bisherigen Ausschweifungen beständig fort, und die tugendhafte Prinzessin war daher genöthigt, sich von ihm zu trennen. Im Palais Royal, seiner Wohnung, feierte man wahre Bacchanalien, und zu St. Cloud wurden Schauspiele aufgeführt, die man nicht ohne Abscheu auch nur lesen kann.

Als der ausgemergelte Körper des Herzogs zur Fortsetzung dieser Lebensart keine Kräfte mehr hatte, so fieng die Spielsucht an, ihn zu beherrschen. Er gieng nach England und fand dort Geschmack an den Pferderennen, brachte auch Pferde und Jokeys mit sich nach Frankreich herüber, und machte auch hier das Pferderennen zur Mode. Tausende wurden gewettet, und der verschmitzte, betrügerische Herzog gewann am meisten. Von dem Grafen von Artois gewann er einst 1000 Louisd'or, indem er den Jokey desselben bestach. Dabei litt das berühmte Pferd des Grafen so sehr, daß es hinkend wurde, und für 150 Livres verkauft werden mußte, da es vor diesem mit 42,000 Livres bezahlt worden war. Einige Herren des Hofs versanken durch dieses Spiel in fürchterliche Schulden, daher verbot es der König, und nun waren Hazardspiele die Lieblingsneigung des Herzogs. Er spielte beständig mit Glück; selbst in den berühmtesten Spielklubbs zu London gewann er, und man sagte deshalb von ihm: Monsieur le Duc sait corriger sa fortune.

Durch die unglaubliche große Furchtsamkeit und Feigheit seines Charakters wurde er denen, die um ihn waren, öfters lächerlich. Er war ein äußerst unruhiger, intriganter, kabalirender, geiziger, wollüstiger,

ehrsüchtiger, rachgieriger, projektmachender Prinz. Sein Plan war gemeiniglich gut ausgedacht; seine Mittel führten gerade zum Zwecke; aber was im Wege lag, wurde niedergetreten oder auf die Seite geschafft, und nichts vermochte seinen Gang aufzuhalten. Aber Zaghaftigkeit und Uebereilung vereitelten gewöhnlich alle seine Unternehmungen. Seine Seele war klein und schwach, und hatte nicht Muth und Kraft genug. Bei dem Ehrgeiz, dem Hange zur Wollust und den Grundsätzen eines Julius Cäsar besaß er glücklicherweise weder dessen Seelengröße, noch seinen Muth, noch seine Talente.

Der Nation und vornehmlich den Parisern machte er sich verhaßt, indem er sie aus Eigennutz eines der schönsten öffentlichen Spaziergänge, des Palais Royal, beraubte. Eine große Menge Menschen verlohr dabei nicht nur Vergnügen, sondern auch Unterhalt: Eine große Menge Prozesse gegen den Herzog wurden beim Parlamente anhängig gemacht, alle aber wurden entweder gar nicht oder zum Vortheile des Herzogs entschieden, und dadurch nahm die Zahl seiner Feinde noch immer mehr zu.

Er unterstützte Neckern gegen Hofkabale, und erhielt ihn bei seiner Stelle, ungeachtet Necker der Königin persönlich verhaßt war. Durch den Herzog wurde Necker Finanzminister und als der Herzog in dem Lit de Justice, welches der König im Parlament hielt, gegen den Befehl des Monarchen protestirte, so wurde er vom Hofe verwiesen. Jetzt gewann er die Gunst des Volks, und befestigte sich in derselben durch Kabalen und Geschenke. Beträchtliche Summen

wandte er aber auch daran, um seine Freunde zu Abgesandten bei den Reichsständen erwählen zu lassen, wo er sich eine starke Parthei zu machen suchte. Sehr viele Mitglieder der ersten National-Versammlung hatten ihre Wahl dem Herzog zu danken. Er wurde selbst gleich im Anfange zum Präsidenten der National-Versammlung gewählt, aber er nahm diese Stelle nicht an, weil sie ihm zu beschwerlich war.

Um diese Zeit kam Mirabeau, als Abgesandter des Bürgerstandes der Provence, nach Paris, und dies war gerade der Mann, den Orleans suchte. Er brachte ihn durch Bestechungen auf seine Seite, und Mirabeau leitete nun alle Schritte des feigen Herzogs zum Untergange des unglücklichen Königs. Im Palaste des Herzogs, im Palais Royal, versammelten sich die Verschwornen und der aufrührerische Pöbel. Hier wurde an die Soldaten und den Pöbel Geld ausgetheilt. Vom Palais Royal aus zogen diejenigen, welche die gefangenen Soldaten befreiten, diejenigen, welche die Bastille stürmten, und auch diejenigen, welche den Herzog von Orleans zum Protektor des Königreichs ausrufen wollten. Im Palais Royal wurde der höllische Plan entworfen, Ludwig XVI. zu ermorden. Orleans war es, der das verkleidete Weiberkomplot nach Versailles bekleidete, er war mit den als Weiber verkleideten Mördern einverstanden, gieng mitten unter sie, sprach mit denen gar freundlich, die die heftigsten Verwünschungen gegen die königl. Familie ausstiessen, grüßte sie, und beschenkte sie reichlich. Die Meuchelmörder waren fast beständig um ihn, und riefen: Orleans soll unser König seyn. Sie waren seine

Kreaturen nnd wurden von ihm besoldet, jeder derselben erhielt 50 Louisdo'r. Jede Greuelthat, wenn sie auch noch so schrecklich war, und nur zu seinem Zwecke etwas beitrug, machte ihm Freude; er war Urheber aller Mordscenen, die, während er das Haupt der Verschwörung war, ausgeübt wurden. Allenthalben hatte er seine Spione, sie drangen sogar in die Zimmer des Königs und der Königin, und durch sie erfuhr er alles, was daselbst vorgieng. Aber mit Mirabeaus Tode gieng seine beste Stütze verloren: und er, der sich noch immer mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, wenigstens Protektor von Frankreich zu werden, der um der Pöbelgunst willen seinen Namen Orleans in Egalite' (Gleichheit) verwandelte, beinahe sein ganzes Vermögen verschleuderte, und sich nicht scheute, öffentlich über den König das Todesurtheil auszusprechen, mußte kaum ein halbes Jahr später durch eben die Maschine sterben, die dem Monarchen das Leben nahm, und eben das Volk, das von ihm mit Millionen erkauft worden war, jauchzte laut auf, als es am 6ten November 1793 seinen abgehauenen Kopf in der Hand des Henkers sah.

Der funfzehende April.

Geb. Leonhard Euler.

Professor der Mathematik in Petersburg.

Basel war die Geburtsstadt Eulers, und hier bildete er sich unter Johann Bernoulli zu dem großen Mathematiker, den alle Zeiten bewundern werden. Sein Vater, dem er 1707 geboren wurde, erhielt im folgenden Jahre die Pfarre Riechen, und er suchte die Neigung seines Sohnes auf theologische Studien zu lenken. Umsonst! entschieden war seine Neigung zur Mathematik, und schon im 20sten Jahre erhielt er einen Preis bei der Pariser Akademie. Bald darauf ward er an die neu errichtete kaiserliche Akademie zu Petersburg gerufen, erst als Adjunkt der mathematischen, nachher als Professor in der physischen, und 1733 in der mathematischen Klasse.

Als Friedrich der Große den preußischen Thron bestieg, lud er Eulern unter sehr vortheil-

haften Bedingungen 1741 zur mathematischen Professur nach Berlin. Dieser folgte dem Rufe, ward bei der Erneuerung der Berliner Akademie Direktor der mathematischen Klasse, und der König bediente sich seiner bei wichtigen, in die Mathematik einschlagenden Geschäften. Indessen blieb er mit der Akademie in Petersburg in genauer Verbindung, und stand selbst in dem siebenjährigen Kriege bei den Russen noch in solcher Achtung, daß, als 1760 sein Landgut in Lützow bei Charlottenburg von den Russen geplündert war, er von der Kaiserin eine Schadloshaltung von 4000 Gulden, von dem kommandirenden Generale aber für jede ihm entwandte Kuh 100 Rubel erhielt. Die Kaiserin Katharina berief ihn 1766 von neuem nach Petersburg, und nur mit Mühe konnte er von Friedrich seine Entlassung erhalten. Bald darauf fiel er in eine schwere Krankheit, deren Folge eine totale Blindheit war, denn schon 1735 hatte er durch ein hitziges Fieber das rechte Auge verloren, als er eine eilfertig übernommene sehr weitläuftige Rechnung, zum Erstaunen der Akademie, in drei Tagen vollendete, wozu andere Mathematiker mehrere Monate Zeit gefodert hatten. Durch eine glückliche Operation stellte ihm der Baron Wenzel im Jahr 1771 den Gebrauch seines linken Auges wieder her; aber es blieb durch anhaltende Arbeiten geschwächt, so daß er seine Rechnungen nicht mehr mit der Feder aufs Papier, sondern nur mit der Kreide auf eine schwarze Tafel schreiben konnte. Von dieser trug man sie in ein großes Buch ein,

und aus den Materialien verfertigte man unter seiner Direktion die wichtigsten Abhandlungen, in einer Zeit von 5 Jahren 120 an der Zahl. Ein Anfall von Schwindel war im Anfange des Septembers 1783 ein Vorbote seines Todes, welcher den 7ten dieses Monats im 77sten Jahre seines Alters erfolgte. Bis an sein Ende geschäftig, berechnete er noch kurz zuvor die Bewegung der aerostatischen Maschinen. An seinem Sterbetage sprach er mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit von dem neuen Herschelschen Planeten Uranus über Tische, und gieng dann gegen Abend, mitten unter Unterredungen, aus dem Kreise seiner Freunde und Verwandten in ein besseres Leben hinüber.

Wenige Gelehrte haben so viel geschrieben, kein Geometer hat sich zugleich mit so vielen Gegenständen beschäftigt, keiner so zahlreiche und mannigfaltige Entdeckungen gemacht, als Euler. In analytischen Rechnungen wird vielleicht niemand seine Größe erreichen. Den ersten zusammenhängenden analytischen Vortrag der höhern Mechanik hat er in zwei Quartbänden 1736 abgefaßt, die 1765 noch um einen Band vermehrt wurden; und dieses Werk verschaffte ihm den Ruhm des größten Geometers. Die Dioptrik hat er ganz umgeschaffen. Er gab Gelegenheit zur Dollandschen Erfindung der achromatischen Fernröhre, und berechnete alles dafür, wie für die gemeinen, aufs genaueste. Was dem berühmten Alembert nicht hatte glücken wollen, die dioptrischen Formeln zur Anwendung brauchbar zu machen, das gelang ihm aufs vollkommenste.

Seine Dioptrik in 3 starken Quartbänden (1769 bis 1771) ist ein Meisterstück der subtilsten Analysis. Alles ist darinn auf so ganz leichte und simple Vorschriften und Formeln gebracht, daß man darüber erstaunt, wenn man sie mit den unübersehbaren Rechnungen zusammen hält, zu welchen diese Untersuchungen sonst führten. Die physische Astronomie, die Lehre von der Bewegung der himmlischen Körper, ihrem wechselseitigen Anziehen und Störungen, hat ihm sehr viel zu danken. Die größten Verdienste hat er jedoch um die Theorie des Mondes; theils durch seine ältern (1746) hieher gehörigen Schriften, theils dadurch, daß er dem berühmten Astronomen Mayer bei Berechnung seiner Mondstafeln (1753) mit Rath und That an die Hand gieng; zuletzt durch seine neuere, 1777 erschienene Mondstheorie und Mondstafeln. — Die Grundsätze und Lehren der Artillerie und Schiffahrt hat er scharf geprüft, verbessert und erweitert; auch der Schiffahrt, als Wissenschaft, zwei eigene Werke (1749 und 1773) gewidmet, von welchen das letztere, die vollständige Theorie des Baues und der Regierung der Schiffe, mit dem lautesten Beifall aufgenommen worden ist. — Die wichtigsten Lehren der Analysis endlicher und unendlicher Größen hat er in 6 Quartbänden zusammen gefaßt; einer Menge neuerer dahin gehöriger Aufsätze von ihm nicht zu gedenken. Um die Analysis, vorzüglich den Integralkalkul, hat er überhaupt unglaubliche Verdienste, indem er das Feld desselben theils geebnet und gangbar gemacht, theils aber auch beträchtlich erweitert hat.

Euler besaß eine erstaunliche Fertigkeit, die verwickeltsten Ausdrücke zu simplificiren, auf die für die Anwendung bequemste Gestalt zurück zu bringen, und die Natur des letzten Resultats aus den Schlußformeln mit Sicherheit zu übersehen. Wo nur etwas zu messen war, wagte sich Euler hin; denn er wußte alles dem Gehorsam der Rechnung zu unterwerfen. Mit diesen Waffen in der Hand war es ihm leicht, Eroberungen zu machen. Was er angriff, das vollendete er entweder ganz, oder verbreitete doch darüber ein neues Licht. Nach der Menge seiner Schriften zu urtheilen, kann ihm die Ausarbeitung auch der tiefsinnigsten Untersuchungen, die verwickeltsten Rechnungen, kaum mehr Mühe, als der des Schreibens gekostet haben. Und eben der Mann, der die größten Meister zu belehren im Stande war, konnte sich auch zugleich bis zu den ersten Anfängern herab lassen. Proben der letztern Art sind seine Anleitung zur Arithmetik 1738, seine Briefe an eine deutsche Prinzessin 1768 und seine Anleitung zur Algebra 1770. Die letztere diktirte er seinem Bedienten, der ein Schneider war, während seiner Blindheit, in die Feder.

Deutlichkeit in den Begriffen, Bestimmtheit im Ausdrucke, Ordnung im Vortrage findet man in Eulers Werken durchgängig. Sogar seine Latinität, besonders die der frühern Schriften, ist klassisch, und in ihrer Art so leicht und natürlich schön, wie die in Cäsars Kommentarien. Die besten alten Schriftsteller waren seine Lieblingslektüre; die Aeneide wußte er sogar auswendig; die Geschichte aller Zeiten und Na-

tionen hatte er bis auf die kleinsten Begebenheiten inne; von der Arzneikunst, Botanik und Chemie sprach er mit einer Einsicht, die oft andere in Erstaunen setzte. Seine angenehmste Erholung war die Musik, und hiebei war sein geometrischer Geist nicht unthätig; der Versuch einer neuen Theorie der Musik 1739 war eine Frucht seiner müssigen Stunden. Immer war er munter und zur Arbeit aufgelegt. Die tiefsinnigsten Untersuchungen konnte er augenblicklich abbrechen und an den gesellschaftlichen Vergnügungen Theil nehmen, die er selbst sehr gut zu unterhalten wußte; eben so geschwind und glücklich konnte er aber auch die Arbeit fortsetzen, als wenn er sie nicht verlassen hätte. In seinem Hause und in seinen Sitten herrschte ächte schweizerische Einfalt; er war glücklich als Gatte und Vater, voll Ehrfurcht für die Religion, aufrichtig, gottesfürchtig und eifrig andächtig.

Beifall und Belohnung begleiteten ihn auf seiner langen ruhmvollen Laufbahn. Bei der Pariser Akademie erhielt er einmal das Accessit und zehenmal den Preis, das Londner Parlament sandte ihm 300 Pf. Sterl. wegen seiner Verbesserung der Mondstafeln, von Schweden, Rußland, Basel rc. erhielt er goldene Medaillen, die Könige von Preußen und Polen beehrten ihn mit ihrem Briefwechsel, die berühmtesten Gelehrten stunden mit ihm in Verbindung, und die meisten europäischen Akademieen zählten ihn unter ihre Mitglieder.

Der sechzehente April.

Gest. Georg Ludw. le Clerc, Graf v. Buffon.

Aufseher des königl. Gartens und Naturalien-Kabinets in Paris.

Buffon, als Philosoph und Naturforscher, behält um beide Wissenschaften unsterbliche Verdienste, wenn auch seine Philosophie nicht in allen Stücken die Probe halten sollte. Er wurde am 7ten September 1707 zu Montbard in Burgund geboren. Sein Vater war Parlamentsrath zu Dijon, und bestimmte dem Sohne dieselbe Laufbahn; allein der Geschmack an andern Wissenschaften bemächtigte sich frühzeitig seines Geistes. Auf der hohen Schule zu Dijon trieb er zuerst seine Studien. Er hatte einen starken Körper, und einen lebhaften, heftigen Charakter; er arbeitete mit unglaublichem Eifer, und jagte eben so hitzig dem Vergnügen nach. Von seiner frühesten Jugend an, und als er noch Schüler war, passionirte er sich für die Geometrie, und diese Leidenschaft war so groß, daß er immer ein Exempel vom Euklid bei sich trug, und wenn er mit seinen Kameraden Ball spielte, sich oft in

einen Winkel verkroch, oder sich in eine einsame Allee vertiefte, um sein Buch aus der Tasche zu holen, und das Problem aufzulösen, das ihm im Kopfe steckte.

Buffon war dazu geboren, ausgezeichnete Freunde von Geist und Talenten zu haben. Darunter war der Gouverneur des jungen Herzogs von Kingston, eines der ersten englischen Lords, der ihn, als einen zweiten Telemach, auf einer Reise nach Italien führte, die für seine Neigungen den interessantesten Erfolg hatte. Statt Gemählde, Statuen und Ruinen zu besehen, betrachtete er Italien als ein reiches Magazin naturhistorischer Schätze, welche aufzusuchen, und darüber zu denken, schon damals seine Lieblingsidee war. Die Asche des Plinius bei Herkulanum schien ihn gleichsam zu beleben, und fachte seinen Enthusiasmus für die Naturgeschichte noch mehr an, daß wir dieser seiner Reise nach Italien die Denkmäler seines unsterblichen Verdienstes zu danken haben.

Bei seiner Zurückkunft nach Frankreich, begab er sich, ebenfalls in Gesellschaft des Lords und seines Hofmeisters, nach Angers, seine Studien daselbst zu beschließen. Hier bekam er beim Spiel Streit mit einen Engländer, schlug sich, verwundete seinen Gegner, und wurde gezwungen Angers zu verlassen, und sich nach Paris zu begeben, wo er einige Uebersetzungen verfertigte. Er hat Newtons Differential-Rechnung aus dem Lateinischen, und des Hales Statik der Gewächse aus dem Englischen übersetzt. Sein Umgang mit Engländern,

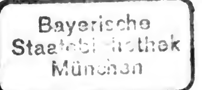
und seine Bekanntschaft mit vielen Schriften dieser Nation, erregten in ihm das Verlangen, eine Reise nach England zu thun, wo er nur drei Monate blieb. Und hiermit schlossen sich seine Reisen. Er war damals 25 Jahre alt. Als er majorenn geworden war, trat er den Besitz seines mütterlichen Vermögens an, das sich auf 50,000 Thaler belief. Buffon liebte Freude und Frauenzimmer, aber alle seine Lieblingsneigungen waren seinem Ehrgeiz und seinem Durst nach Ruhm untergeordnet. Die Zeit, welche er der Arbeit widmete, war festgesetzt, und belief sich des Tages beinahe auf 14 Stunden. Nie ist er von diesem festgemachten Lebensplane abgewichen. Manchmal entzog er dem Schlaf die Zeit, die er den Wissenschaften nicht abbrechen wollte. Ein Bedienter mußte ihn täglich zu Einer Stunde wecken, und hatte Befehl, ihn mit Gewalt aus dem Bette zu jagen, so sehr er sich auch sträuben möchte.

Der große Plan, welcher Buffon's Seele erfüllte, war: die Naturwissenschaft auf eine Höhe empor zu bringen, die sie vorher nicht gehabt hatte. Alle Talente dazu vereinigten sich in ihm: reifer Verstand, eine fruchtbare Imagination, und ein blühender Styl. Als er im Jahr 1744 Intendant des königl. Gartens geworden war, schritt er mit Eifer an die Ausführung seines Plans. Der Umfang seiner Kenntnisse war unermeßlich; die ganze Geographie der Erde lag vor seinen Augen; er hatte alle Reisebeschreibungen gelesen, und zwar mit dem Blick des Philosophen, der unter dem Chaos zu wählen weiß.

Sie

Sie verschafften ihm den Nutzen, daß er aufgezeichnete Fakta der Natur erhielt, die er in seinen Abhandlungen über den Menschen und die Thiere trefflich zu verarbeiten verstand. Mit einem bewundernswürdigen Scharfsinn durchdrang er die Geheimnisse der Natur, und entdeckte in Körpern sowohl, als in empfindenden Wesen eine Menge neuer Eigenheiten, Triebe, Kräfte und unbekannte Fertigkeiten. Und was er beobachtet hatte, das trug er in einem bezaubernden Style vor. Alles athmete unter seinem Pinsel; seine Prose hatte fast dichterische Farben und Schwung, die Natur erschien in seinen Mahlereien in ihrer ganzen Pracht und mit allen Grazien umgeben. Dadurch verbreitete sich der Geschmack an der Naturgeschichte in ganz Frankreich. Jeder wollte Naturforscher seyn, oder es wenigstens scheinen. Man sah allenthalben reiche Sammlungen machen und Naturalienkabinette anlegen; Seltenheiten wurden aus allen Ländern der Erde zusammen gebracht und systematisch geordnet. Man hielt Vorlesungen über diese Wissenschaft, und die Damen setzten eine Ehre darein, sie fleißig zu besuchen. Die meisten dieser eingebildeten Gelehrten waren freilich nur vermögende Dilettanten; allein ihre ansehnlichen Sammlungen konnten das unbemittelte Genie unterstützen.

Durch Buffons thätige Bemühungen wurde das königl. Naturalienkabinet das prächtigste und reichhaltigste in Europa. Alle Länder, alle Großen der Erde setzte er in Kontribution; die Schiffe brachten ihm von ihren entferntesten Fahrten Reichthümer mit, wie er sie gern hatte, und selbst in den Schrecken des Krieges wurden diese Reichthümer durch seinen berühmten Na-



men gedeckt, verschont. Der königl. Garten war vor ihm in einen sehr engen Raum eingeschränkt. Buffon erhielt von der Abtey St. Viktor einen ansehnlichen Distrikt, der bisher zu Zimmerplätzen gebraucht wurde, die man ganz wohl auch anders wohin verlegen konnte. Jetzt eröffneten sich neue Alleen, neue Anpflanzungen von Kräutern wurden gemacht, und dies in dem ungeheuren Paris so lange übersehene Quartier wurde nun durch einen Buffon zu einem Schauplatz der Naturwissenschaft verwandelt.

Mehr als die Hälfte seines Lebens brachte Buffon zu Montbard auf seinen Gütern zu, wo er prächtige Gärten hatte anlegen lassen, die mit allen Gattungen von in- und ausländischen Bäumen bepflanzt waren. Zu Paris brachten ihn die Details des königl. Naturalien-Kabinets und Gartens, und die Beobachtungen der Etikette und der Pflichten des Umgangs um einen Theil seiner Zeit. Aber zu Montbard sah man ihn schon früh um 5 Uhr nach einem Pavillon gehen, der im Mittelpunkte seiner weitläuftigen Gärten lag. Sobald er auf diesem Pavillon war, durfte niemand, selbst sein Gärtner nicht, dahin kommen. Dieser Pavillon war es, vor dem Rousseau auf die Knie fiel, und entzückt die Schwelle der Thür küßte, und dem der Prinz Heinrich von Preußen bei seinem Besuche den Namen der Wiege der Naturgeschichte gab. Hier entstanden jene vortrefflichen Abhandlungen, die so lange dauern werden, als ihre Gegenstände: hier schrieb er die Epochen der Natur, das Werk eines 14jährigen Forschens und Nachdenkens: hier verfertigte er seine schöne Rede über den

Styl, die er bei seiner Aufnahme in die Akademie hielt.

Buffon war ein abgesagter Feind von Ränken und Kabalen; aber für Lobeserhebungen soll er sehr empfindlich gewesen seyn — eine Schwäche, die Männern leicht zu verzeihen ist, die ihr ganzes Leben hindurch nach dem Beifall der Welt gerungen haben. Auffallender ist dies, daß er jeden Tag seine Toilette mit der ängstlichsten Genauigkeit besorgte. Lange Zeit laborirte er an der Steinplage, und wahrscheinlich hätte er seine Tage noch höher gebracht, wenn er zu überreden gewesen wäre, sich der schmerzhaften Operation des Schnitts zu unterziehen. Bewundernswürdig war übrigens seine Geduld unter den heftigsten Schmerzen. Er sank einmal in eine Lethargie, und man hielt ihn für todt. Der Arzt war gerufen und Buffon kam zu sich selbst. Auf die Frage, wie ihm gewesen wäre, erwiederte er, er habe das Bewußtseyn nicht verloren gehabt, und sich bemüht, den Augenblick der Vernichtung zu beobachten. C'est comme je l'ai dit, fügte er hinzu, in Beziehung auf ein schönes Stück über den Tod, das in einer seiner Schriften steht. Fast 81 Jahre alt entschlummerte er 1788, und bei der Oeffnung seiner Leiche fanden sich 57 kleine Steinchen in der Harnblase. Sein Leichenbegängniß feierte Paris mit größerer Theilnahme als das eines Prinzen.

G 2

Der siebenzehente April.

Gest. Joseph der Erste.

Deutscher Kaiser.

Die Geschichte dieses Kaisers macht eine der wichtigsten Epochen der europäischen Völker- und der deutschen Reichsgeschichte aus. Er war ein Sohn Kaiser Leopolds I. und der pfälzischen Prinzessin Eleonore Magdalene, und am 26sten Jul. 1678 zu Wien geboren. Wider die Sitte der Zeit ward seine Erziehung nicht den Jesuiten anvertraut, denn sein weiser Oberhofmeister, Fürst Salm, war der Meinung, daß alle mönchsartigen Lehrer die unschicklichsten Prinzenerzieher wären. Joseph hatte einen fähigen Geist, machte in Künsten und Wissenschaften schnelle Fortschritte, und besaß in mehrern Leibesübungen und ritterlichen Spielen die Geschicklichkeit eines Meisters. Frühzeitig empfieng er zwei Kronen: 1687 die ungarische, und nach zwei Jahren die römische Königskrone.

Der spanische Successionskrieg gab ihm die erste Gelegenheit, seinen kriegerischen Muth zu zeigen. Als nemlich der Markgraf Ludwig von Baden im Jahr 1702 die Festung Landau belagerte, so wohnte er dieser wichtigen Kriegsunternehmung bei. Die Unerschrockenheit, welche er bei dieser Belagerung bewies, sein Bestreben, alles mit eigenen Augen zu sehen und zu untersuchen; die Geschicklichkeit, mit welcher er den Soldaten Muth und Bereitwilligkeit, den Befehlshabern Geschwindigkeit und Wachsamkeit durch seine Gegenwart einflößte, alles dieses war rühmenswerth. Daß man aber ihm, der jetzt zum erstenmal einem Feldzug beigewohnt hatte, auf Schaumünzen und in Schriften die Eroberung von Landau beilegte, ihn dabei entscheidende Befehle ertheilen, und seine Kriegswissenschaft auf eine hervorstechende Art anwenden ließ, gehörte nur zu den gewöhnlichen Lobpreisungen der Fürsten.

Kaiser Leopold starb am 5ten May 1705, und Joseph bestieg nunmehr den Thron seines Vaters mit einem Geiste, der viel erwarten ließ. Die erste Handlung, welche er als Kaiser vornahm, war die von ihm ehemals versprochene schriftliche Versicherung, oder ein Revers an die Churfürsten, daß er die im minderjährigen Alter beschworne Wahlkapitulation treulich halten wolle. An seinem Hofe und in seiner Hauptstadt traf er sogleich einige merkwürdige Veränderungen oder neue Anstalten, die nicht blos als gewöhnliche Auftritte einer neuen Regierung, sondern als Zeugen seiner Gesinnungen angeführt zu werden verdienen. Das geheime Staatskollegium bestand unter seinem Vater aus

ungefähr 130 Mitgliedern; er setzte es auf den sechsten Theil herab. Leopold hatte einige 100 Kammerherrn; Joseph begnügte sich an 74. Die Jesuiten glaubten, daß sie sich bei seinem Regierungsantritt desto mehr durch einen kühnen Schritt in Ansehen setzen müßten, weil der Kaiser nicht ihr Zögling war. Daher brachte ihr Mitbruder, der Pater Widemann, einer von den Hofgeistlichen, in drei Reden, welche er auf das Leichenbegängniß Leopolds hielt, nicht allein viele Lobsprüche seiner Gesellschaft an, sondern vergaß auch nicht, obgleich bei der allerunschicklichsten Gelegenheit, wacker auf die sogenannten Ketzer zu schimpfen. Allein Joseph nahm ihm seine Stelle, verbot ihm den Hof, und untersagte den Druck seiner Lob- und Schmähreden. Zugleich ließ er einen Befehl an alle Geistlichen ergehen, daß sie sich in ihren Predigten beleidigender Reden gegen die Protestanten durchaus enthalten sollten. Der ärmliche Zustand der kaiserl. Staatseinkünfte und die gleich schlechte Verwaltung derselben hatten Josephs Aufmerksamkeit schon bei dem Leben seines Vaters auf sich gezogen. Bisher war es der Hofjud Oppenheimer, dem man den Vorschuß bei Zahlungen des Hofes auftrug; Joseph legte aber kurz vor seines Vaters Tode eine Bank zu Wien an, in welcher der Hof die benöthigten Gelder stets im Ueberfluß finden konnte.

Zu einer andern gemeinnützlichen Anstalt, die man eine Akademie der Künste und Wissenschaften nannte, ward zwar gegen das Ende von Leopolds Regierung der Grund gelegt, aber Joseph wurde

erst im Jahr 1705 der eigentliche Stifter derselben. Die Mahlerei, Bildhauerkunst, Baukunst, und andere mathematische und mechanische Künste sollten in derselben und nach ihrer Anleitung fleißig geübt werden. Einige angesehene Männer bekamen den Schutz und die Aufsicht darüber; man nützte auch immer mehr die Kunstwerke des nahen Italiens, und diese Akademie gelangte daher zu einem blühenden Zustand.

Das Hauptverdienst, das sich Joseph um das deutsche Reich erworben hat, ist die Wiederherstellung der Thätigkeit des Reichskammergerichts, wenn gleich die Reichsstände ihren ebenfalls großen Antheil daran hatten. Für seine Erbländer hatte Joseph besonders einen Entwurf gemacht, der zu den nothwendigsten und nützlichsten Verbesserungen führen konnte. Er wollte, sobald der damalige Krieg ein Ende erreicht hatte, eine Reise durch alle seine Länder anstellen, sich eine Zeitlang in der Hauptstadt eines jeden aufhalten, und mit eigenen Augen die ihm zum Theil schon bekannten Mängel, welche sich in der Verfassung eingeschlichen hatten, ausforschen, um sie desto gewisser aufheben zu können. Mit vieler Sehnsucht sprach er öfters von dieser Reise. Aber diese nnd andere Plane vereitelte sein früher Tod. Er starb 1711 an den Kinderblattern, im 33sten Jahre seines Lebens, und im 6ten seiner Regierung. Mit viel Gelässenheit und Standhaftigkeit sah er seinen Tod herannahen, und mit außerordentlichem Muthe bereitete er sich zu demselben vor.

Joseph war von mehr als mittlerer Größe, hatte blaue hervorstechende feurige Augen, mit denen

er stets umherblickte, und in seinen Bewegungen eine gewisse Anmuth, mit Ansehen verbunden. In seiner ersten Jugend übertraf er fast die Schönheit des Frauenzimmers; nachdem er aber in Feldzügen und auf der Jagd sich an jede Veränderung des Wetters gewöhnt hatte, gieng diese seine Gestalt in die männliche über. Sein Geist war lebhaft, munter und unerschrocken, in Verwaltung der Staatsgeschäfte war er emsig und eifrig, und es belebte ihn ein feuriger Trieb, sich durch rühmliche Thaten auszuzeichnen. Alle diese natürlichen Gaben waren von den vortrefflichsten Männern gebildet worden. Schon in seinem 14ten Jahre redete er, außer der deutschen Sprache, die lateinische, italienische, spanische, französische, böhmische und ungarische mit vieler Fertigkeit. Er schätzte die Gelehrsamkeit und stieg selbst in manchen Künsten bis zu einer gewissen Vollkommenheit, wie in der Tonkunst und Baukunst.

Sanftmuth, Gerechtigkeit, Mitleiden und Großmuth waren Hauptzüge seines moralischen Charakters. Beseelt von einer ungemeinen Liebe und Hülfsbegierde gegen seine Unterthanen, sah er ihre Freude als die seinige an, und begegnete jedermann, der sich ihm nahte, sehr leutselig. Vorzüglich belohnte er die Verdienste seiner Staatsbedienten mit einem zuvorkommenden Eifer, und schlug ihnen auch niemals eine Bitte ab. Seine Freigebigkeit gieng in der That nicht selten, für den Zustand seiner Schatzkammer, etwas weit; doch wußte er sie auch gegen Unwürdige, die ihn oft bestürmten, zu mäßigen. Ueberhaupt herrschte im Finanzwesen mehr Ordnung, als

unter der Regierung seines Vaters, und die öffentlichen Staatsangelegenheiten wurden ebenfalls mit grösserer Lebhaftigkeit verwaltet. Im Genuß der Vergnügungen, besonders der Jagd, wußte sich der junge Kaiser nicht immer hinreichend zu mäßigen. An Prachtliebe übertraf er seinen Vater und dessen Hofstaat weit. Seine Kleider, die überaus kostbabaren Edelsteine, die er trug, seine Hofleute, die von ihm angestellten Ergötzlichkeiten, alles sprach von dieser Neigung. Das Lustschloß Schönbrunn erbaute er schon als römischer König. In seiner Religion war er nicht so strenge, daß er, wie seine Vorfahren, die Protestanten gedrückt hätte.

Große Thaten hat Joseph weder vollbracht noch unternommen, aber die Anlage dazu besaß er. Ohne Zweifel würde ein längeres Leben, friedliche Jahre und günstige Gelegenheiten ihn noch mehr zu seinem Ruhme gezeigt haben. Er besaß die Liebe seiner Unterthanen, und besonders erinnerten sich die Einwohner Wiens noch lange nachher Josephs Zeiten als ihrer goldenen Zeit mit Dankbarkeit.

Der achtzehente April.

Geb. Robert Scipio von Lentulus.

Königl. Preuß. Generallieutenant von der Kavallerie.

Die Familie der Lentulusse stammt von der alten römischen dieses Namens ab, und alle Söhne darinn heißen mit dem Vornamen Scipio oder Cäsar. Sie kam gegen das 17te Jahrhundert von Rom nach Bern, und erhielt daselbst das patricische Bürgerrecht. Cäsar Joseph von Lentulus schwang sich durch Muth und Tapferkeit so weit empor, daß er — obgleich ein Protestant — im Jahr 1744 als österreichischer General-Feldmarschall-Lieutenant und Kommandant von Kronstadt sein Leben schließen konnte. Dieser zeugte mit einer gebornen von Wangenheim unsern Robert Scipio, welcher 1714 in Wien geboren wurde. Hier und in Prag wurde er der Aufsicht eines Hofmeisters übergeben, und bei den Jesuiten übte er sich besonders in der französischen und lateinischen Sprache.

Da Scipio dem Kriegsdienste gewidmet wurde, so erhielt er eine militairische Bildung, und schon in seinem 14ten Jahre kam er als Fähndrich zu einem kaiserlichen Dragoner-Regimente. Er gieng mit demselben nach Italien, beurlaubte sich aber auf ein halbes Jahr, und besuchte die vornehmsten italienischen Städte. Da er aus Neigung den Dienst gewählt hatte, so ward es ihm leicht, auf diesem Felde Lorbeern zu sammeln, und den Anfang dazu machte er schon im Jahr 1737 in dem Kriege zwischen Oesterreich und der Ottomannischen Pforte. In diesem und dem folgenden Jahre war er in Ungarn bei der Belagerung von Orsova, und den Schlachten bei Corina, Grozka, Pancykowa und Meadia. Bei dem letztern Orte war der Sieg bereits zweifelhaft, als Lentulus mit zwei Schwadronen in einen Janitscharenhaufen eindrang, ihn glücklich zerstreute, und dadurch einen günstigen Ausgang vorbereitete. Aber Eugens Geist und Muth stand damals nicht mehr an der Spitze der kaiserlichen Heere, und die Offiziere und Soldaten waren nicht im Stande, den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen. Kaiser Karl mußte den ihm so nachtheiligen Belgrader Frieden schließen, und Lentulus wurde nun, ob er gleich erst 25 Jahr alt war, zur Bestätigung der Grenzscheidung als außerordentlicher Gesandter nach Kanstantinopel gesandt. Er benutzte die 6 Monate, welche er im türkischen Gebiet zubringen mußte, da seinen Aufträgen viele Schwierigkeiten entgegen gesetzt wurden, zu einer Reise nach Angora, Scio, Smirna und andern merkwürdigen Orten in der Levante und im

Archipelagus. Selbst die vornehmsten Merkwürdigkeiten Egyptens betrachtete er, und als nach seiner Rückkunft nach Konstantinopel die Grenzscheidung ratificirt wurde, gieng er nach Wien zurück.

In dem österreichischen Successionskriege befand sich Lentulus 1744 in Prag als Dragonerhauptmann, wie diese Stadt von den Preußen eingenommen wurde, wobei der österreichische Kommandant, General Harsch sich mit der Garnison zu Kriegsgefangenen ergab. Lentulus wollte diese Kapitulation nicht unterschreiben, und bei seinem Ausmarsche sagte er zu seinen Dragonern, sie sollten thun, was sie ihn thun sehen würden. Er zerbrach hierauf zwischen den Reihen der Preußen seinen Degen, und alle seine Dragoner thaten mit den ihrigen ein gleiches. Diese That gefiel dem Könige Friedrich von Preußen so wohl, daß er ihn den folgenden Tag zur Tafel einladen ließ, und ihm Dienste anbot, die Lentulus aber verbat, weil er nicht gegen die Königin von Ungarn fechten wollte. In der Folge aber, als man ihn, hauptsächlich, weil er ein Protestant war, zurück setzte, und ihm jüngere Offiziere vorzog, nahm er seinen Abschied, und begab sich nach Bern, in der Absicht, da zu bleiben. Allein der König von Preußen, der seine Verdienste kannte, ließ ihm durch den Fürsten Leopold von Dessau in sehr schmeichelhaften Ausdrücken seine Dienste antragen, und setzte ihn als Major und Adjutanten bei der Kavallerie.

Die Kavallerie war unter König Friedrich Wilhelm sehr vernachlässigt worden, und wenig

exercirt. Sie mußte oft, um ihre Pferde zu schonen, auf dem Marsche absitzen, und sie vier bis fünf Stunden führen. Die Pferde waren dick und unbehülflich, so daß diese Kavallerie in dem österreichischen Successionskriege wenig Vortheil brachte. Allein im siebenjährigen Kriege war sie desto besser dressirt, woran Lentulus großen Antheil hatte, und sie gewann dem Könige fast ganz allein einige Schlachten. Im Jahr 1752 ward Lentulus Obrist-Lieutenant, und nach Kassel geschickt, um die Vermählung des Prinzen Heinrichs mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen zu schließen. Um eben diese Zeit schenkte ihm der König die Baronie Colombier im Fürstenthume Neufchatel.

In dem siebenjährigen Kriege war es hauptsächlich, wo Lentulus Gelegenheit fand, seine kriegerischen Talente anzuwenden. Nach der Schlacht bei Lowositz, wo er sich sehr hervorgethan hatte, schickte ihn der König nach London, um diesen Sieg dem Könige Georg II. zu melden. Nacht der Schlacht bei Roßbach ernannte ihn der König zum Obersten und nicht lange darauf zum Generalmajor. Von der Zeit an führte er beständig die Leibgarde und Gensdarmes an. Nach geendigtem Kriege mußte er immer bei dem Könige seyn, und denselben auf allen Reisen begleiten. Im Jahr 1767 reiste er in eigenen Angelegenheiten in seine Vaterstadt Bern, wo man ihn mit einer goldenen Kette beschenkte, und ihm das Patent als General-Lieutenant aller Truppen des Kantons in einer goldenen Kapsel überreichte. Er machte auch bei den Berner Truppen,

besonders aber bei der Artillerie, große Verbesserungen. Nach einem halbjährigen Aufenthalte daselbst gieng er nach Potsdam zurück, und wurde vom König zum General-Lieutenant der Kavallerie erhoben. Bei den Unruhen in Neufchatel wurde er vom Könige zu deren Beilegung dahin abgeschickt und zum Gouverneur des Fürstenthums ernannt, er kam aber noch in demselben Jahre nach Berlin zurück. Als der König mit dem Kaiser in Schlesien eine Zusammenkunft hielt, war Lentulus auch dabei, und wurde vom Kaiser mit einem Ringe und einer goldenen mit Diamanten besetzten Dose beschenkt. Bald darauf bekam er den schwarzen Adlerorden, von der russischen Kaiserin den Andreasorden, und vom Könige von Schweden den Seraphinenorden.

Der bayerische Successionskrieg im Jahr 1778 war der letzte, welchem Lentulus beiwohnte. Er stand bei der Armee des Prinzen Heinrichs, und deckte dessen höchstbeschwerlichen Rückzug aus Böhmen. Bei dieser Gelegenheit soll etwas vorgefallen seyn, das ihm den Kaltsinn des Königs zugezogen, und vielleicht seinen eigenen Rückzug veranlaßt hat. Doch wenn man 65 Jahre alt ist, und so viele Strapazen ausgestanden hat, wie General Lentulus, dessen Gesundheit besonders in dem letzten Kriege sehr gelitten hatte, so sehnt man sich ohne weitere Veranlassung zur Ruhe. Er nahm also im Jahr 1779 Abschied vom Könige, und begab sich in sein Vaterland, wo er mit Freuden aufgenommen wurde. Doch konnte er der Ruhe noch nicht ganz genießen, indem er, da in den folgenden Jahren die Unruhen zu

Genf die Schweizer nöthigten, Truppen dahin zu schicken, welches auch Frankreich und Sardinien thaten, das Kommando darüber führen mußte. Die Nachricht von des General Ziethens und Friedrichs Tode gieng ihm sehr nahe, und er folgte diesem Könige ins Grab, auf seinem Gute nahe bei Bern, welches er Mon-repos nannte, am 26sten Dezember 1786 in einem Alter von 72 Jahren und 8 Monaten.

General Lentulus war ein Mann von vortrefflicher körperlicher Bildung, und wurde daher in seiner Jugend nur der schöne Lentulus genannt. In seiner kriegerischen Bildung erkannte man sogleich den Feldherrn, wozu er gleichsam geboren war. Er besaß einen ausgezeichneten Verstand, kannte und sprach mehrere Sprachen mit vieler Leichtigkeit, und war ein eben so feiner Hofmann als Soldat. Im Felde zeigte er sich an der Spitze seiner Schwadronen ganz als Held und Krieger. Ungeachtet er 50 Jahre gedient, und sich bei 11 oder 12 Schlachten befunden hat, wo ihm mehr als ein Pferd unter dem Leibe todtgeschossen worden, so ist er doch, soviel man weiß, niemals verwundet worden.

Der neunzehente April.

Gest. Christian, Freiherr von Wolf.

Kanzler der Universität Halle.

Leibnitz war der große Geist, der die ganze Philosophie in allen ihren Theilen und in ihren entferntesten Tiefen durchforschte, aufklärte und berichtigte. In seine Fußstapfen trat Wolf; er ergänzte das Fehlende, und ordnete alles zu einem schönen Ganzen. Sein Verdienst ist unvergänglich, und seinen Namen wird die entfernteste Nachwelt mit Achtung nennen. Er war der Sohn eines Lohgerbers zu Breslau, wo er am 4ten Jan. 1679 geboren wurde. Bei einem geringen Vermögen wandte der Vater alles an, den hoffnungsvollen Sohn gut zu erziehen. Schon in seiner Jugend zeigte dieser, da er das Gymnasium in Breslau besuchte, viel Forschungsgeist und Liebe zur Philosophie. Oft disputirte er mit den Mönchen in Breslau, und da ihm die damalige Art zu philosophiren nicht genügte, so legte er sich mit Eifer auf die Mathematik, als auf die Kunst, neue Wahrheiten zu erfinden.

In seinem 20sten Jahre gieng er nach Jena, um Theologie zu studiren, benutzte aber vorzüglich den Unterricht des berühmten Hambergers in der Mathematik

matik und Naturlehre. In der Folge übte er sich oft im Predigen, und 1703 nahm er in Leipzig die Magisterwürde an. Damit er aber öffentliche Vorlesungen halten konnte, so disputirte er über die allgemeine praktische Philosophie in mathematischer Lehrart, über die Kammräder und über die Rede — Arbeiten, die ihm das erste Lob, und die erste Bewunderung von Leibnitz erwarben. Nun las er täglich 5 bis 6 Stunden, und arbeitete an den Actis eruditorum. Bald verbreitete sich sein Ruhm, er bekam mehrere Vokationen nach Danzig, Wismar, Gießen und Halle, und auf der letzten Universität trat er im Jahr 1706 als Professor der Mathematik auf. Hier entwarf er die ersten Grundrisse des großen philosophischen Gebäudes, welches er nachher aufbaute, und publicirte seine Elemente der Arithmetik, der Geometrie, der Trigonometrie, der Mechanik, der Hydrostatik, der Aerometrie, der Hydraulik, der Optik, der Katoptrik, der Dioptrik, der Perspektive, der Astronomie, der Geographie, der Chronologie, der Gnomonik, der Pyrotechnie, der Architektur und der Algeber; große und dicke Bände, welche die Codices und die Behältnisse der ganzen Mathematik sind. Aber seine große Kraft des Genies und der Wissenschaft war nicht hinlänglich, ihn vor Neid und akademischen Verfolgungen zu sichern. Seine Liebe für die Theodice, für die Monadologie und für die übrigen Leibnitzischen Lehren; seine vernünftigen Gedanken über Gott, die Welt und die Seele, und seine Rede über die Moral der Chineser, als übereinstimmend mit der seinigen, machten ihn der Heterodoxie, des Idealismus, des Fatalismus, und

des Atheismus, die man dem Leibnitzianismus zuschrieb, verdächtig, und man sprach von einem Leibnitz-Wolfischen System, ob er schon fest protestirte, daß er den Sektirgeist verabscheue. Unter seine Gegner in Halle gehörte vorzüglich der Doktor Joachim Lange und der Professor Franke, oder eigentlich die ganze theologische Fakultät.

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß die Beschuldigungen, welche man Wolfen wegen seiner Grundsätze machte, nicht aus bloßer Bosheit, wenigstens nicht bei allen, herrührte; denn bei einigen muß man es dem Mangel an Einsicht in der Philosophie zuschreiben, und bei andern war wohl mehr die Absicht, Wolfen ein wenig zu züchtigen, als ihn ganz unglücklich zu machen. Man machte also Wolfens Lehren zu Berlin bei Hofe verdächtig. Und obgleich der König Friedrich Wilhelm davon anfangs wenig Notiz nahm, weil er es als eine gelehrte Streitigkeit ansah, wobei er und seine Potsdamer Garde keine Gefahr liefe; so bekam die Sache doch gar bald ein anderes Ansehen, als bei dem König einige Generale erschienen, welche als bigotte Männer das Vertrauen des eben so bigotten Monarchen hatten, und demselben die Sache so erzählten, wie sie davon in Halle mündlich waren unterrichtet worden. Diese Erzählung brachte den König in einen so frommen Eifer, daß er, am 8ten November 1723 einen erschrecklichen Kabinets-Befehl wider Wolf ergehen ließ, vermöge welchem dieser vermeinte Irrlehrer, innerhalb 48 Stunden, Halle und die sämmtlichen preußischen Lande, bei Strafe des Stranges verlassen mußte.

Wolf verlies in den ersten zwölf Stunden Halle ohne Abschied. Er reiste über Merseburg nach Cassel, und wurde vom Landgrafen, der ihn vorher schon als Lehrer zu Marburg hatte haben wollen, sehr gnädig aufgenommen, und nach Marburg versetzt. Ungeachtet auch hier seine Feinde die Gemüther gegen ihn aufgebracht hatten, so fieng er doch unter dem mächtigen Schutze seines Fürsten die Vorlesungen an. Jemehr die Gegner lärmten, desto aufmerksamer wurde das Publikum. Man las die wolfischen Schriften begierig, und die Zahl der Wolfianer nahm immer mehr zu. Die Gegner boten alles auf; sie verlangten von dem berühmten Buddeus ein Gutachten, und da sie es hatten, ließen sie es gegen des Verfassers Absicht drucken. Wolf vertheidigte sich, hie und da zu hitzig, in den darüber gemachten Anmerkungen. Wagner, Reinbeck, Canz rc. zeigten in besondern Schriften den Nutzen der wolfischen Philosophie. Indeß schadeten die Bemühungen der Feinde so wenig, daß Wolfs Ruhm immer höher stieg. Die Kaiserin Katharina verlangte ihn nach Petersburg, und da er sich den Ruf verbat, so ernannte sie ihn zum Ehrenmitglied der kaiserl. Akademie mit einem Jahrgehalt von 300 Thalern. Er wurde 1733 zum Mitglied der königl. Akademie zu Paris ernannt. Selbst König Friedrich Wilhelm von Preußen, der nun seine Unschuld erkannt hatte, ließ ihm die Stelle eines Vice-Kanzlers der Universität Halle mit dem Charakter eines Geheimen Raths und mit 2000 Thaler Gehalt anbieten. Da er sich diese Gnade verbeten hatte, so schickte ihm der König von Schweden, als

Regent der Casselischen Lande, eine Schaumünze von 60 Dukaten, und ernannte ihn zu seinem Regierungs-Rath.

Im Jahr 1740 kam der preußische Thron an Friedrich II. dessen philosophischer Geist, außer der Wohlfahrt seines ganzen Landes, auch besonders den Flor der Gelehrsamkeit zum Zweck hatte. Schon lange schätzte er Wolfen und seine Schriften, und ließ ihm daher sogleich nach seiner Thronbesteigung den Antrag thun, mit 2000 Thalern Gehalt als Mitglied der Societät der Wissenschaften nach Berlin zu kommen. Aber der Philosoph scheute das Hofleben, und kehrte lieber als Geheimer-Rath und Vice-Kanzler, auch Lehrer des Naturrechts und der Mathematik nach Halle zurück. Seine Entlassung am Casselischen Hofe wirkte der König selbst aus, gab ihm die Transport- und Reisekosten, und ließ durch einen ausdrücklichen Befehl Frieden und Ruhe unter den Gelehrten in Halle ankündigen. Sehr feierlich reiste er am 20sten November von Marburg ab, und noch feierlicher wurde er am 6ten Dezember in Halle empfangen. Nach Ludwigs Tode 1743 trat er in die Stelle eines wirklichen Kanzlers ein, und 1745 wurde er von dem Churfürsten in Baiern, als damaligen Reichsvicar, in den Freiherrnstand erhoben. Der König bestätigte diese Würde und erließ deswegen den Befehl an die Universität. Wolf starb 1753 in seinem 76sten Jahre, und sein Leichnam wurde in der Universitäts-Kirche beigesetzt.

Der große Philosoph, dessen Epoche so merkwürdig ist, hatte einen durchdringenden, lichtvollen Ver-

stand, der leicht durchblickte und gründlich urtheilte; aber ein schwaches Gedächtniß. Alle Theile der Philosophie und Mathematik bearbeitete er. Sein Hauptzweck war, theils alles Schwankende und Unsichere aus der Philosophie zu entfernen, und ihr im Reiche der Wissenschaften einen festen Platz anzuweisen, theils sich auf alle ihre Zweige zu verbreiten, sie genauer mit einander zu verbinden, und unter Einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zu bringen. Wenn auch seine Schriften nicht nach dem Geschmacke unsrer Zeiten sind, so nimmt dies weder seinen Verdiensten, noch seinen Schriften etwas von ihrem Werth: denn nach seiner Absicht Bestimmtheit, Genauigkeit, Tiefsinn und wissenschaftliche Gründlichkeit in seinem Vortrage zu vereinigen, konnten sie nicht anders als trocken seyn, und oft weitläuftig scheinen. Indeß hat er damit nicht allein auf das wissenschaftliche Studium der Philosophie, sondern auch auf den ganzen gebildetern Theil seiner Nation gewirkt, und durch seine allgemein eingeführten bestimmten Begriffe selbst die künftigen Verbesserungen der Philosophie erleichtert und vorbereitet. Durch seine deutschen Schriften hat er den deutschen Schriftstellern das erste Muster der Korrektion gegeben, und man kann ihn als den Vorläufer der bessern deutschen Literatur ansehen; so wie Deutschland nur ihm die Vorbereitung zu seiner Aufklärung in Religion, Gesetzgebung und philosophischer Behandlung der Literatur zu verdanken hat. Jetzt können unsre Denker auf seinen Schultern stehen, und weiter blicken.

Der zwanzigste April.

Gest. Karl Christoph Hofacker.

Professor der Rechte in Tübingen.

Hofacker war ein Mann von Genie, mannigfaltigen Kenntnissen und einem vortrefflichen Charakter. Er dankte sein Daseyn dem würtembergischen Beamten in Böringsweiler, wo er am 26sten Febr. 1749 geboren wurde. Der rechtschaffene Vater war der erste Erzieher seines hoffnungsvollen Sohnes. Schon als 3jähriger Knabe konnte dieser ziemlich schwere Wörter buchstabiren, und mit gleicher Leichtigkeit das A B C schreiben; im vierten Jahre schrieb er bereits bei verschiedenen Veranlassungen kleine Briefe. Die Anfangsgründe des Lateinischen lernte er damals ohne Grammatik, und die Bauernknaben in Böringsweiler, wo keine Schule war, hatten an ihm einen beredten Lehrer, dem sie mit großer Aufmerksamkeit zuhorchten. In allem, was er in seiner Jugend lernte, zeigte er einen nach Wahrheit, Klarheit und Ordnung strebenden Geist, und unterschied sich durch vorzügliche Beurtheilungskraft.

Im 14ten Jahre kam er auf das Gymnasium in Stuttgardt, zeichnete sich besonders in der Philosophie und Geschichte aus, bekam unter viel ältern Schülern den obersten Platz, und gieng in seinem 18ten Jahre nach Tübingen, mit dem festen Vorsatze, die Universität nur als Professor oder als Regierungsrath zu verlassen. Diese Idee lag fest in ihm, und eben diese Festigkeit trug offenbar dazu bei, daß sie wirklich wurde. Er erwarb sich bald so viel juristische Kenntnisse, daß er einigemal mit Beifall disputirte. Indeß glaubte er doch allmählig in der ganzen Rechtswissenschaft einen Mangel an Zusammenhang, strenger Ordnung und Evidenz gewahr zu werden, machte Versuche, die ihn nicht weiter brachten, glaubte endlich, Verwirrung und Unbestimmtheit sey von dieser Wissenschaft unzertrennlich, und verlohr alle Lust an ihr. In dieser Periode überfiel ihn ein kaltes Fieber, seine Lust zur Jurisprudenz erwachte nach erlangter Genesung von neuem, und er gieng nach Göttingen, wo er sich durch seine praktischen Ausarbeitungen besonders Pütters Gunst erwarb, der ihn ermunterte, sich zum akademischen Docenten zu bilden. Er wies ihm Studirende zu, mit denen er die Kollegien wiederholte; von Heyne und Pütter wurde er unter die Mitarbeiter an der göttingischen gelehrten Zeitung, und von Gatterer in das historische Institut aufgenommen, und 1771 erhielt er die Doktorwürde und die Erlaubniß zu Vorlesungen.

Alles dieses beförderte Hofackers Ausbildung durch kritisches und genaues Fortstudiren in seinem

Hauptsache. Die wichtigsten Folgen für ihn hatten seine Vorlesungen über Natur- und allgemeines Staatsrecht, Hermenevtik des römischen Rechts u. s. w. Da wurde sein Bestreben, mehr Ordnung und Bestimmtheit in das Studium des römischen Rechts zu bringen, von neuem belebt. Schon 1771 machte er eine neue Methode, das römische Recht zu bearbeiten, in einem Programm: „Entwurf einer systematischen Methode im Vortrag des ungemischten römischen Rechts“ bekannt. Diesem folgten die tabulae synopticae juris Rom. und endlich 1773 die Institutiones juris Rom. methodo systematica. Einige ungünstige Recensionen dieser Schrift veranlaßten dann „die nähere Entwickelung und Vertheidigung meiner systematischen Methode im Vortrage.“ Der Beifall seiner Vorlesungen und Schriften verbreitete sich immer mehr, und erwarb ihm in seinem 25sten Jahre die fünfte juristische Professur und Stelle in der Fakultät zu Tübingen, von welcher er allmählig bis zur zweiten vorrückte. Ueberdies erhielt er 1780 eine ansehnliche Zulage, als er eine viel vortheilhaftere Stelle außer Würtemberg ausgeschlagen hatte.

Bald nach seiner Ankunft in Tübingen schloß er eine vertraute Freundschaft mit dem Professor Jur. Breyer, einem unerschütterlichen rechtschaffenen Manne, und im Jahr 1776 heurathete er dessen einzige Schwester, mit der er eine ungemein zärtliche Ehe führte. Er wurde Vater von acht Kindern, war geliebt und geachtet, und verlebte einige glückliche Jahre. Aber dann wurde er durch viele und große Leiden

geprüft; besonders war sein Haus fast nie von Kranken leer. Diese Schicksale hatten den sichtbarsten Einfluß auf seine Denkungsart. So fleißig er auch als Docent und Schriftsteller war (1783 erschienen seine Elementa jur. civ. Romanor. und 1788 die Principia jur. civ. Rom. Germ.) und so tief er auch immer mehr in die Rechtswissenschaft eindrang, so konnte sie allein doch seine Seele nicht ausfüllen. Schon an sich war nichts Wissenswürdiges aus dem Kreis seiner Beschäftigungen ausgeschlossen; vorzüglich aber lenkten seine ruhige Lage, und noch mehr seine Leiden sein Nachdenken auf Bestimmung des Menschen und die damit zusammenhängenden Lehren von Gott, Welt und Natur. Er untersuchte die Religion mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit, und durch viele Jahre fortgesetzte Bemühungen ward er erst Theist und dann Christ. Von der Zeit an wurde das Bestreben, immer tugendhafter zu werden, das tägliche Geschäfte seines Lebens, und er stieg wirklich von einer Stufe der Tugend zur andern empor.

Sein Geist unterschied sich durch ein beständiges Streben nach Wahrheit und Bestimmtheit in allem, was sich ihm darstellte. Zur Erreichung dieses Endzwecks war er mit vorzüglichen und harmonisch-wirkenden Gaben versehen. Ein vortreffliches Gedächtniß, eine lebhafte Einbildungskraft und ein scharfes Beurtheilungsvermögen, machten, daß er mit Leichtigkeit begriff, mit Gründlichkeit und Originalität urtheilte und diese Urtheile mit Lebhaftigkeit und Feuer ausdrückte. Dadurch wurde auch der systematische Geist erzeugt, durch den seine Schriften so wichtig

geworden sind, und die Fertigkeit, den rechten Gesichtspunkt zu finden, aus dem eine Sache oder ein Geschäft betrachtet werden muß. Dadurch wurde ihm auch der Erwerb seiner so ausgebreiteten Kenntnisse erleichtert. Es erregte Bewunderung, daß dieser gelehrte Jurist zugleich schätzbare Kenntnisse in der Staatskunst, Geschichte, den alten Sprachen, in der Philosophie und Theologie besaß, und sogar in physischen, chemischen und alchemischen Schriften keine geringe Belesenheit hatte. Alle diese Kenntnisse verarbeitete er durch eigenes Nachdenken; sie nahmen das Gepräge seines Geistes an, und wurden von ihm auf eine originelle Weise mit einander verbunden und durch einander bestimmt.

Hofackers Verdienst um die Rechtswissenschaft besteht im Ganzen darinn, daß er in seinen Lehrbüchern rein römisches Recht und heutigen Gebrauch besser unterschied, das Studium der Quellen und der Rechtsgeschichte belebte, und überall seinen ordnenden, philosophischen Geist im Vortrage dieser Wissenschaft zeigte. In allen seinen Amtsverhältnissen zeichnete er sich im Allgemeinen durch Gewissenhaftigkeit aus, selbst da, wo er die Geschäfte nicht mit Vorliebe und aus Neigung verrichtete. Als Senator der Akademie war sein Urtheil reif und ohne Nebenrücksicht; als Beisitzer der Juristenfakultät arbeitete er gern und zweckmäßig; nur das viele Schreiben dabei machte ihm diese Art von Arbeiten weniger angenehm. Er referirte treu, und votirte mit Scharfsinn, obwohl bisweilen allzu beharrlich bei seinen Meinungen, besonders in Fällen, die nicht zu

seiner Hauptwissenschaft gehörten. Die angenehmste unter seinen Amtsverrichtungen war die des öffentlichen Lehrers. Hofacker besaß alles, was von dieser Seite vorzüglich und auszeichnend genannt werden kann. Richtige Beurtheilung, vortreffliches Gedächtniß, Bestimmtheit und Ordnung in den Begriffen, Klarheit und Reichthum schon in dem gewöhnlichen Ausdrucke, Wohlklang der Stimme und endlich selbst sein Aeußeres und seine geistvolle Bildung, alles vereinigte sich, um ihn zu einem ganz vorzüglichen Lehrer zu machen. Indeß hatte er sich auf diese Naturgaben nicht allein verlassen, sondern sie noch durch Aufmerksamkeit und Studium unterstützt. Auch außer dem Katheder suchte er seinen Schülern nützlich zu werden, und die Besuche Lehrbegieriger waren ihm nie lästig. Eine Menge von jungen Männern wurde durch ihn in einem Zeitraume von mehr als 20 Jahren gebildet, und sein früher Tod im Jahr 1793 ward allgemein bedauert. Ein Fleckenfieber, das in Tübingen herum gieng, tödtete ihn in seinem 45sten Jahre.

Der ein und zwanzigste April.

Gest. Eugen Franz, Prinz von Savoyen, Graf von Soissons.

Generalissimus der Armeen des Kaisers und des Reichs.

Der große Eugen war am 18ten Oktober 1663 aus einer der ersten Familien in Paris geboren. Als der jüngste unter seinen Geschwistern wurde er zum geistlichen Stande bestimmt, und schon im 7ten Jahre besaß er zwei Abteyen. Mit großer Leichtigkeit lernte er Griechisch und Latein; aber jedermann bemerkte, daß ihm der geistliche Stand keineswegs behage. Er hörte von nichts lieber als von Schlachten und Belagerungen, und sein Auge funkelte beim Schall einer Trommel oder Trompete. Mit den Jahren wuchs auch seine kriegerische Neigung; überdrüssig, sich nur den kleinen Abbe vom Könige scherzweise nennen zu lassen, schlug er alle ihm angebotenen Würden aus, und suchte dafür eine Stelle unter den Truppen. Der König hielt aber

seinen Körper zu den Beschwerlichkeiten des Krieges nicht gemacht, und glaubte, die Natur habe ihn zum gemächlichern Leben bestimmt. Zu stolz, bei des Kö- nigs Lieblingen und Maitressen zu kriechen, in deren Händen die Austheilung der erledigten Bedienungen war, wurde ihm sein Ansuchen abgeschlagen. Verdrüß- lich über diese Weigerung gieng er, als eben der Krieg mit den Türken und Oesterreich ausbrach, 1683 zur kaiserlichen Armee.

Eugen diente als Volontair, und war ein Zeuge der Niederlage, als die Türken am 12ten Sept. 1683 vor Wien weggeschlagen wurden. Bei dieser Gelegen- heit lernte man seine Talente kennen, und der Kaiser, der ihn in seinen Diensten zu behalten wünschte, gab ihm am 2ten Dez. ein Dragoner-Regiment. In den folgenden Jahren zeigte sich sein Heldenmuth oft genug im strahlenden Glanze, er war das Schrecken der Feinde, und seine Tapferkeit warf alles vor sich nieder. Bei der Belagerung Belgrads im Jahr 1688, der er als General-Lieutenant beiwohnte, that er Wunder der Tapferkeit. Ob er schon nicht zum Sturme komman- dirt war, so frischte er doch die Soldaten an, und rief ihnen zu: „Kinder folgt mir, wir müssen siegen oder sterben!“ Er war der erste, der in die Breche ein- drang, und alle Volontairs und die tapfersten Sol- daten folgten ihm. Ein Janitschar spaltete ihm durch einen Säbelhieb den Hut und verwundete ihn; der Prinz aber stieß ihm zugleich den Degen in den Leib, und er fiel todt zu seinen Füßen. Nach ei- ner verzweifelten Gegenwehr ward die Stadt und das Schloß erobert, alles, was sich widersetzte, ermor-

det, und nun fiel Bosnien und Servien in die Hände der Sieger.

Neue, wichtige Dienste leistete Eugen seinem Fürsten in den folgenden Jahren in Italien, der ihm dafür 1697 das Oberkommando über die kaiserliche Armee übergab. Diese erhabene Würde verherrlichte der Held durch den großen Sieg über die Türken bei Zenta, wo 22,000 Feinde getödtet, und 15,000 gefangen genommen wurden. Man erbeutete das ganze Lager, 9000 Proviant- und Bagagewagen, 15,000 Ochsen, 7000 Pferde, 6000 reich beladene Kameele, 160 Kanonen, 7 Roßschweife, 48 Pauken, 500 Fahnen und die ganze Kriegskasse. Nach diesem grossen Siege setzte Eugen seine Unternehmungen gegen die Türken so glücklich fort, daß sie 1699 den Carlowitzer Frieden eingehen mußten, wodurch der Kaiser in den ruhigen Besitz aller in diesem Kriege gemachten Eroberungen gesetzt, und ihm zugleich Siebenbürgen abgetreten wurde — lauter Folgen der Schlacht bei Zenta.

Die Ruhe, welche Europa genoß, war von kurzer Dauer. Der Tod des Königs von Spanien, welcher ohne Erben starb, setzte es durch den bekannten Successionskrieg bald wieder in helle Flammen. Kaiser Leopold I. welcher gerechte Ansprüche auf die spanische Erbschaft hatte, war gezwungen, am Rhein, in Italien und den Niederlanden Armeen zu halten. Eugen bekam 1701 das Kommando in Italien. Der Marsch seiner Armee war mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, die er aber alle überwand. Er gieng unter vielen Beschwerden über die Etsch, passirte den Tartaro,

und griff den aufs vortheilhafteste postirten Catinat in seinem Lager bei Carpi an, und schlug ihn mit Verlust von einigen 1000 Mann zurück. Ohne Widerstand folgte er dem französischen Feldherrn über den Mincio nach; der General Vaubonne schlug die französische Avantgarde, und nicht lange nachher ergab sich das Kastell Godofredo, Castiglione und andere Orte. Catinat wurde durch den Marschall von Villeroy, der 20 Bataillons Succurs brachte, abgelößt. Durch diese Verstärkung kühn gemacht, griff er den Prinzen Eugen im August bei Chiari an, und der Erfolg war, daß er mit einem Verlust von 240 Offizieren und 3000 Gemeinen geschlagen wurde. Der Einfall in die Stadt Cremona, am 1sten Febr. 1702, war einer der kühnsten Streiche, die je ein General ausgeführt hat, obgleich die Absicht dabei nicht ganz erreicht wurde.

Als Eugen die Angelegenheiten des Kaisers in Italien in Ordnung gebracht hatte, übergab er das Kommando dem Grafen von Stahrenberg, und gieng nach Wien, wo ihm der Monarch die Hofkriegsraths-Präsidentenstelle nebst der Verwaltung der Kriegskasse übertrug. Als er wieder Ordnung in die Finanzen gebracht hatte, sammelte er sich neue Lorbeern durch die berühmte Schlacht bei Höchstädt (den 13ten August 1704), die er nebst Marlborough über den Churfürsten von Baiern und den Marschall von Tallard gewann. In den folgenden Jahren kommandirte er wieder in Italien, schlug am 7ten Sept. 1706 die französische Armee vollkommen, eroberte das ganze reiche Lager, und vertrieb dann die Feinde vollends aus ganz Oberitalien. Kaiser Joseph I. belohnte diese unsterblichen Thaten mit der

Würde eines General-Gouverneurs des Herzogthums Mailand.

Im Jahr 1708 theilte Eugen das Oberkommando mit Marlborough, erwarb sich am 10ten Jul. einen unsterblichen Ruhm in dem blutigen Treffen bei Oudenarde, nahm Ryssel weg, gewann am 10ten Sept. 1709 die Schlacht bei Malplaquet, eroberte Mons, überstieg am 21sten April 1710 die französischen Linien, und eroberte Douay und viele andere feste Plätze. Allein das unglückliche Treffen bei Denain, worinn der Marschall von Villars den 24sten Jul. 1712 den Herzog von Albemarle schlug, gab den Sachen eine andere Gestalt. Die meisten im Krieg begriffenen Mächte schlossen zu Utrecht mit Frankreich Frieden. Als aber der Kaiser an demselben nicht Theil nehmen wollte, kommandirte Eugen noch einige Zeit am Rhein, und schloß endlich am 7ten März 1714 zu Rastadt mit Frankreich ebenfalls Friede. Kaiser Karl VI. trug dann dem Prinzen auf, die Regierung in den Niederlanden einzurichten, und einen Barriertraktat mit Holland zu schließen. Beides richtete er mit großer Geschicklichkeit aus.

Der Einfall der Türken in Ungarn ließ Eugen seine Ruhe nicht lange genießen. Er reiste im Jul. 1716 zur Armee nach Ungarn, und schlug die Türken im August bei Peterwardein, daß sie ihm das Lager überließen, und im Oktober die Festung Temeswar übergaben. Im folgenden Jahr belagerte er Belgrad, wurde aber wieder von 100,000 Türken in seinen eigenen Verschanzungen belagert. Er erfocht im August einen vollkommenen Sieg über sie,

indem

indem 20,000 Osmanen blieben, und das ganze Lager dem Sieger in die Hände fiel. Belgrad ergab sich am folgenden Tage, und diese wiederholten Niederlagen nöthigten die Türken, Frieden zu suchen, welcher am 21sten Jun. 1718 zu Passarowitz unterzeichnet wurde.

Prinz Eugen, der nun am kaiserlichen Hofe Alles war, arbeitete von der Zeit an in Wien als Staatsmann. Er war eigentlich der erste Minister; nichts Erhebliches geschah ohne seinen Rath und ohne seine Mitwirkung. Endlich aber mußte er im Jahr 1734 noch einmal wegen der streitigen polnischen Königswahl auf den großen Schauplatz der Welt treten. Er übernahm das Oberkommando über die Reichsvölker am Rhein, näherte sich der belagerten Festung Philippsburg, konnte aber ihre Eroberung nicht verhindern. Den Winter über war Eugen in Wien, und rieth stets zum Frieden. Doch gieng er im folgenden Jahre nochmals zur Armee, es geschah aber von beiden Seiten nichts Erhebliches. Bei diesen Umständen rief der Kaiser den Prinzen nach Wien zurück, und in wenigen Monaten machte der Wiener Friede der ganzen Fehde ein Ende. Im April dieses 1736sten Jahres wurde Eugen krank, und am 21sten fand man ihn todt in seinem Bette, in einem Alter von 73 Jahren.

Kein einzelner Mann hat jemals dem Hause Oesterreich so viele und wesentliche Dienste geleistet, als Eugen. Er war gleich groß im Felde und im Kabinet. Beinahe ein halbes Jahrhundert schmückte er mit Heldenthaten, glänzenden Siegen,

vortheilhaften Negociationen, Friedensschlüssen und Staatseinrichtungen; und von dreien Kaisern war er die mächtigste Stütze im drohenden Sturme innerlicher Empörungen und auswärtiger Anfälle. Durch Lektüre hatte er seinen von Natur schon sehr fähigen Geist noch mehr ausgebildet: sein Verstand war höchst scharfsinnig und durchdringend, und seine Beurtheilungskraft richtig. Er sprach wenig, aber klar, treffend und überzeugend. Mit großen Kosten sammelte er eine vortreffliche Bibliothek; das war aber auch alles, was er hinterließ, denn andere Reichthümer verachtete er.

Der zwei und zwanzigste April.

Geb. Heinrich Fielding.

Friedensrichter in der Grafschaft Middlesex.

Unter die Zahl derer, die durch die Kraft ihres Genies und die Lebhaftigkeit ihres Witzes die Grenzen ihres Faches erweitert, und sich Ansprüche auf die Achtung der Nachwelt erworben haben, gehört gewiß Fielding, dessen Werke man bewundern wird, so lange noch Sinn für dichterische Wahrheit und ächte Laune unter uns übrig ist.

Fielding war im Jahr 1707 zu Sharphard-Park in der Grafschaft Somerset geboren. Sein Vater schwang sich unter Georg I. zum General-Lieutenant, und seine Schwester Sara Fielding machte sich durch verschiedene gut geschriebene Bücher in der gelehrten Welt bekannt. Den ersten Unterricht erhielt er im väterlichen Hause, und von da kam er in die Schule zu Eton, wo er die griechischen und lateinischen Klassiker mit vielem Fleiße studirte, auch las er diese Schriftsteller in beiden Sprachen sein ganzes Leben hindurch mit dem größten Vergnügen. Von

Eton wurde er nach Leiden geschickt, wo er die Civilgesetze zwei Jahre lang studirte, und dann gieng er nach London. Sein glänzender Witz, seine muntere Laune und sein Hang zum geselligen Umgange brachten ihn bald mit Männern von Geschmack und Gelehrsamkeit, wie mit Weltleuten aller Art in Bekanntschaft. Sein Vater setzte ihm jährlich 200 Pfund aus, da aber dies für seinen Verschwendungsgeist nicht hinreichte, so fieng er in einem Alter von 20 Jahren an, fürs Theater zu schreiben, und noch hatte er sein 30stes Jahr nicht zurück gelegt, als schon 18 Theaterprodukte von ihm zur Welt gebracht waren.

So glücklich Fielding als Romandichter und Darsteller menschlicher Sitten durch Erzählung war, so sehr mißlangen ihm seine dramatischen Versuche, denen jetzt blos sein Name noch einige Aufmerksamkeit erwerben kann. Ganz ist jedoch sein Talent auch in diesen Arbeiten nicht zu verkennen. Es zeigt sich in seinen Lustspielen schon die große Anlage zum Komischen, die sein vorzüglichstes Talent war, und die er in der Folge durch scharfsichtige Beobachtung und Menschenkenntniß so glücklich ausbildete. Jene dramatischen Versuche waren sehr eilfertig geschrieben; und Fielding gestand es selbst, daß er da aufgehört habe, für die Bühne zu schreiben, als er erst hätte anfangen sollen. Mehr als seine eigentlichen Lustspiele gefielen seine komischen Opern und seine Farcen, von denen noch jetzt einige mit Beifall auf englischen Bühnen wiederholt werden.

Fielding hatte noch nicht lange fürs Theater zu schreiben angefangen, als er ein schönes Mädchen

von Salisbury heurathete. Bald darauf starb seine Mutter, und er erbte ein mittelmäßiges Gut zu Stower, in der Grafschaft Dorset. An diesen Ort begab er sich mit seiner Frau, die er außerordentlich liebte, mit dem Entschluß, allen Thorheiten und Ausschweifungen des Stadtlebens zu entsagen; aber unglücklicher Weise fieng er an, es dem benachbarten Landadel an Glanz zuvor thun zu wollen. Mit einem Einkommen, das jährlich nicht viel über 200 Pfund betrug, und mit dem Vermögen seiner Frau, das sich nicht über 1500 Pfund belief, hielt er eine Menge Bedienten, die alle in kostbare Livreen gekleidet waren. Um der Ehre ihres Herrn willen konnten sich diese Leute nicht so weit herablassen, daß sie ihren Anzug geschont hätten; dieser war also in ein oder zwei Monaten verdorben, und die Würde des Squire's erfoderte dann, daß sie wieder neu ausgestattet wurden. Sein vornehmstes Vergnügen bestund in Gesellschaften und lustigen Schmausereien, Gastfreundschaft öffnete seine Thüren; und nach einem solchen Leben, das kaum 3 Jahre dauerte, hatten Hunde und Pferde sein väterliches Erbtheil ganz aufgezehrt, das ihn, wenn es mit Sparsamkeit verwaltet worden wäre, für sein übriges Leben in einen unabhängigen Zustand hätte versetzen können.

Ungeduldig über die unangenehme Lage, in die er sich selbst gebracht hatte, beschloß nun Fielding, etwa in seinem 30sten Jahre, die Rechtswissenschaft zu studiren, um das wieder zu erschwingen, was er so leichtsinnig durchgebracht hatte. Er begab sich nach London in den Tempel (ein juristisches Kollegium), und

war daselbst außerordentlich fleißig. Nach Verlauf der gewöhnlichen Jahre im Tempel erhielt er im Gerichte Zutritt; aber leider verhinderte seine Kränklichkeit, daß er beständig erscheinen konnte, und doch setzte er seinen Fleiß unter körperlichen Schmerzen und Dürftigkeit fort. Wenn ihn gleich bisweilen sein früh angenommener Hang zum Vergnügen in wilde Zerstreuungen zurückriß, so konnte dieß doch seinen Durst nach Wissenschaften nicht ersticken. Oft kam er spät in der Nacht aus dem Getöse eines Gasthauses in sein Zimmer zurück, las hier noch mehrere Stunden und machte Auszüge aus den schwersten Büchern. Um seine nothdürftige Subsistenz zu sichern, schrieb er, bei einem durch Ausschweifung und Anstrengung stark angegriffenen Körper, eine Komödie, eine Farce oder Aufsätze für periodische Schriften. Eine nicht kleine Anzahl fliegender politischer Schriften, die ihren Werth bei ihrer Erscheinung hatten, flossen aus seiner Feder. Der Roman Jonathan Wild zeigte die großen Talente seines Geistes für die erzählende Darstellungsart, die im Joseph Andrews, einem der unterhaltendsten Romane in der komischen Gattung, weit übertroffen wurde. Bald nach der Herausgabe dieses Werks kam zu seiner kummervollen ökonomischen Lage und Kränklichkeit noch ein neues Leiden: seine Gattin, die er zärtlich liebte, wurde krank, und nach einem langen Krankenlager verlohr er sie. Die Standhaftigkeit, welche er bei andern Leiden gezeigt hatte, verließ ihn bei dieser größten Prüfung ganz, und seine Freunde befürchteten, er möchte den Verstand verlieren.

Fielding war ungefähr 43 Jahr alt, da ihn wiederholte heftige Anfälle von der Gicht durchaus ausser Stand setzten, die Verrichtungen eines Advokaten weiter fortzusetzen. Er nahm daher das Amt eines Friedensrichters in der Grafschaft Middlesex an. Wie wenig er die Pflichten seines Amtes vernachlässigte, erhellet aus manchen Verordnungen und Aufsätzen, die er gegen Betrug, Bestechung und über verschiedene Strafgesetze bekannt machte. Aber dieser anstrengenden Geschäfte und aller seiner Amtsarbeiten ungeachtet, fand sein ununterdrückter Geist doch noch Muße, die Geschichte des Tom Jones zu schreiben, dieses Meisterwerk seines Genies, das in seiner Art so vollendet ist, daß es von Seiten der Fabel, der Sitten, der Gesinnungen und der Schreibart, die strengste Probe der Kritik aushalten kann. Mit bewundernswürdiger Kunst, und eben so vieler Wahrheit und Natur, wird uns eine ganze Reihe sehr originaler Charaktere vorgeführt, deren keiner zur Vollständigkeit der Haupthandlung entbehrlich scheint. Und wie mannigfaltig sind die Lagen, in die sie versetzt werden, wie sehr dienen diese zu ihrer immer größern Entfaltung! Selbst die Nebenpersonen sind meisterhaft, höchst treffend und launigt gezeichnet. Alles ist in beständiger Thätigkeit, und die Erzählung durchaus so lebhaft, daß sie alles dramatisch vergegenwärtigt. Auch da, wo der Verfasser selbst redet, in seinen gelegentlichen Bemerkungen, und vornehmlich in den trefflichen Eingangskapiteln jedes Buchs gewinnen wir ihn lieb, wegen der vielen Vernunft und Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen, und

wegen der eindrucksvollen Art, womit er sie äußert. In allen Sprachen wird Tom Jones gelesen, und Bode hat ihn am glücklichsten in unsre Sprache übergetragen.

Seitdem Fielding dieses Meisterwerk vollendet hatte, nahmen seine Seelenkräfte allmählig ab; seine Amalia, welche ungefähr 4 Jahre auf den Tom Jones folgte, hat zwar die Kennzeichen eines Genies, aber eines solchen, das im Abnehmen ist. Wiederholte Anfälle von Krankheiten und die Beschwerlichkeiten seines Amts zerrütteten den Körper des unglücklichen Dichters immer mehr. Auf Anrathen der Aerzte machte er eine Reise nach Lissabon, um zu versuchen, ob ihn die dasige mildere Luft nicht wieder herzustellen vermögte. Selbst unter diesen traurigen Umständen hörte seine Einbildungskraft nicht auf, Leben und Licht um sich her zu verbreiten, und in den Nachrichten, die er über diese Reise aufsetzte, kann man gleichsam die letzten Strahlen seines Genies sehen. Seine Kraft war nunmehr fast ganz verzehrt, und ungefähr 2 Monate nach seiner Ankunft in Lissabon, gab er im Jahre 1754, dem 48sten seines Alters, den Geist auf.

Der drei und zwanzigste April.

Geb. Friedrich von Hagedorn.

Sekretair in Hamburg.

Zu einer Zeit, wo noch Günther rumorte, und Hanke und Stoppe für witzig gehalten wurden, sang Hagedorn schon Lieder, die der Unsterblichkeit würdig sind, bildete sich in der Folge immer mehr aus, und wird allezeit in der Reihe der guten Dichter stehen. Er war im Jahr 1708 zu Hamburg geboren. Die guten Umstände seiner Aeltern setzten sie in den Stand, ihm die beste Erziehung zu geben, und die Gelehrsamkeit seines Vaters Hans Stats von Hagedorn, königl. dänischen Konferenz- und Staatsraths und Ministers beim niedersächsischen Kreise, erlaubte ihm, keine andere als die geschicktesten Lehrer für seinen Sohn zu nehmen. Der Trieb zur Dichtkunst äußerte sich bei dem jungen Hagedorn sehr frühzeitig, und sein Vater untersagte ihm dieselbe, wie Ovids Vater, so wenig, daß er ihm vielmehr dazu aufmunterte, zumal da er selbst in seiner Jugend den Musen nicht abgeneigt gewesen, und noch immer ein vorzüglicher Freund und Gönner damals berühmter Dich-

ter war. Verschiedene Umstände brachten indessen diesen sonst vortrefflichen Mann aufs äußerste herunter, so daß er bei seinem Tode, im Jahr 1722, seinen Kindern nichts als das traurige Andenken an ehemalige Reichthümer, und die Bildung hinterließ, die er ihnen durch Erziehung und Umgang mit der großen Welt gegeben hatte.

Der junge Hagedorn kam nun in das Gymnasium zu Hamburg. Es fehlte ihm hier zwar nicht an Freunden, die ihn unterstützten; aber dennoch mußte er sich sehr einschränken, und oft war er so arm, als ein Dichter nur seyn kann. Indessen konnte dies weder seine Heiterkeit, noch seinen Eifer im Studiren hemmen. Die Alten und die Ausländer, die er früh zu lieben anfieng, konnten seinen Hang zur Dichtkunst mehr bestärken, als die wässerigten Verse seiner Landsleute, eines Neumeisters, Weichmanns u. a. Noch auf der Schule schrieb er zwei poetische Briefe, die im hamburgischen Patrioten abgedruckt wurden. Auch bekam er jetzt Lust, sich in italienischen und französischen Versen zu versuchen — so weit hatte er es schon auf Schulen in diesen beiden Sprachen gebracht.

Im Jahr 1726 gieng Hagedorn nach Jena, und wenn er hier die Rechte sehr läßig studirte, so wendete er desto mehr Fleiß auf die Literatur, auf die Dichtkunst und das Lesen der klassischen Schriftsteller alter und neuer Zeit. Nach seiner Rückkunft 1729 ließ er die Erstlinge seiner Muße, den Versuch einiger Gedichte abdrucken. Nicht alle Genie's reifen geschwind, und diesen Gedichten merkt man es an, daß der Verfasser erst 21 Jahre alt war. Er besaß noch keinen sichern Geschmack, der ihn das Matte und das

Unedle von der ächten poetischen Sprache unterscheiden gelehrt hätte, oder er hatte sich Anführern überlassen, die ihn irre leiteten. Da indessen in Hamburg keine Aussicht zu einer Versorgung für ihn da war, so gieng er nach London, um zu sehen, ob er nicht sein Glück da machen könnte. Er gewann die Britten lieb, ehrte in ihnen den Geist der Freiheit, der damals noch nicht so tief gesunken war, und bewunderte den Edelmuth, womit sie das gelehrte Verdienst zu unterstützen pflegten. Aber seine eigentliche Absicht erreichte er nicht, denn nachdem er einige Zeit als Privatsekretair bei dem Dänischen Gesandten in London gewesen war, kehrte er nach Hamburg zurück, und hier erhielt er 1733 die Stelle eines Sekretairs des Court, d. i. der englischen Handelsgesellschaft in Hamburg, zu welcher Stelle ihn seine Kenntniß der englischen und französischen Sprache vor andern geschickt machte. Bei diesem Amte, das nicht beschwerlich war, lebte er nun ganz seinen Freunden und den Musen; oft vertauschte er die Stadt gegen den Aufenthalt auf dem Lande — wie er denn überhaupt ein warmer Freund des Landlebens war — und wandte diese Muße zum Lesen und Ausarbeiten seiner Gedichte an.

Seit beinahe 10 Jahren hatte **Hagedorn** für sich gearbeitet, aber doch der Welt nichts von seinen Gedichten mitgetheilt, als endlich 1738 das erste Buch seiner **Fabeln** erschien, das ihn nun von einer ganz andern Seite bekannt machte. Er versuchte eine Dichtungsart, die für die Deutschen noch neu war, und ward selbst, gegen seine ersten Proben gehalten, ein ganz neuer Dichter, hier eben so edel, gedrungen und

wohlklingend, als dort oft niedrig, gedehnt und unharmonisch, dort oft nicht einmal ein guter Nachahmer, hier originell. Eine natürliche, fliessende, oft muntere und lebhafte Erzählung, einzelne freie und unerwartete Züge, manche naive Stellen reizen auch noch jetzt, selbst bei dem nunmehrigen Ueberfluß an Fabeln, Hagedornen oft noch nachzuschlagen. Aus seinen Fabeln leuchten schon die didaktischen und moralischen Talente hervor, die man nachher an ihm bewundert hat. Daher ist seine Erzählung zwar nicht schleppend, aber doch weitschweifig, nicht familiär, aber zuversichtlich und treuherzig. Daher ist sie so voller Sentenzen, warnender Moral, sokratischer Ironie, ernster, strafender Satyre, und freimüthigen Eifers. Die Erfindungen sind meistens entlehnt, aber durch die Ausführung werden sie sein eigen.

Für das Lehrgedicht hatte Hagedorn das entschiedenste Talent. Dies müßte man ihm schon einräumen, wenn er auch nur die beiden trefflichsten seiner Lehrgedichte über die Glückseligkeit und über die Freundschaft hervorgebracht hätte. Das erstere erschien zuerst im Jahr 1743, es bestraft die falschen Meinungen der Menschen über die Glückseligkeit, und ihre herrschenden Leidenschaften, die daraus entspringen. Hagedorns Lehrgedichte bestehen aus einer Reihe scharfsinniger und körnigter Sittensprüche mit treffend geschilderten Charakteren durchflochten, mit einer urbanen Satyre gewürzt, in einer gedrungenen Kürze, mit gefälliger Eleganz und beneidenswürdiger Harmonie vorgetragen. Vor ihm hatten wir unter den Dichtern noch keinen so beredten Sittenlehrer gehabt, vor ihm

hatte noch keiner moralische Wahrheiten mit so vieler Wärme vorgetragen, vor ihm noch keiner (und dies ist eines der größten Verdienste Hagedorns um unsre Dichtkunst) unsrer Sprache so viel Wohllaut gegeben. Horaz war hier sein Muster in der Zeichnung der Charaktere und in der eingestreuten Satyre.

Im Jahr 1751 zeigte sich Hagedorn dem Publikum in einem ganz neuen Lichte, indem er seine Oden und Lieder herausgab. Er machte die ernste deutsche Muse nun auch gesellig, und lehrte sie, sich mit den Scherzen und Grazien zu vereinigen. Er gab zuerst den fröhlichen Gesellschaften Stoff zu einem Zeitvertreibe, an dem auch der gute Geschmack Theil haben konnte, und bei dem sie nicht zu erröthen brauchten, wie bei dem Scherze der Günther und Pikander. Der Deutsche lernte durch ihn, den Becher in der Hand, einen angenehmen Rundgesang anstimmen, eine Vaudeville drillern, und den Kuß einer Phyllis mit Gefühl besingen. Seit Hagedorns Zeiten dürfen wir die Franzosen nicht um ihre Chansons beneiden, er ist der Vater einer großen Schaar von Sängern des Weins und der Liebe unter uns geworden. Geist, Enthusiasmus, Witz, Natur, Treuherzigkeit, Simplicität, Leichtigkeit, Naivität, musikalische Harmonie entzünden uns in den hagedornschen Liedern, er mag von Wein begeistert seyn, oder der Liebe schmeichelnde Gewalt besingen, oder in freien Scherzen des Thoren spotten. — Auch in Sinngedichten, meist von eigener Erfindung, hat sich Hagedorn versucht. Viele davon zeichnen sich bald durch einen interessanten Gedanken, bald durch Scharfsinn,

bald durch naive Wendung aus; in manchen aber spricht mehr der belehrende Verstand oder das gute Herz, als der epigrammatische Witz. Musterhaft war übrigens des Dichters Fleiß im Gebrauch der Feile. Er pflegte seine neuen Gedichte erst ein paar Jahre auf die Seite zu legen, sie dann zu mustern, und was ihm nicht gefiel, oder sich nicht wollte verbessern lassen, das opferte er ohne Schonen dem Vulkan.

Hagedorn war ein rechtschaffener und wohlwollender Mann, munter und witzig im Umgange, herzlich in der Freundschaft, rein in den Sitten, aufgeklärt in der Religion, gesetzt, vergnügt und heiter auch bei beschränkten Glücksumständen. Schade, daß ihn seine Jovialität und sein Hang zu anakreontischen Mahlen oft über die Grenzen der Mäßigkeit hinausführten. Er zog sich durch die Liebe zum Trunk eine Wassersucht zu, welche am 28sten Oktober 1754 seinen Tod zur Folge hatte. Die neueste Ausgabe der hagedornschen Werke besorgte 1800 Eschenburg in 5 Theilen, und fügte das Leben des Dichters hinzu.

Der vier und zwanzigste April.

Gest. August Friedrich Wilhelm Sack.

Königl. Preuß. Hofprediger, Oberkonsistorial- und Kirchenrath.

Sack war ein eben so gründlicher, einsichtsvoller Gottesgelehrter, als vorzüglicher Prediger, und in der deutschen protestantischen Kirche einer der ersten, der vor länger als einem halben Jahrhundert an einer gereinigteren und auf das praktische Leben leichter anzuwendenden Erkenntniß des Christenthums auf der Kanzel und in Schriften arbeitete. Mit ausnehmendem Beifall und Nutzen wurden seine, schon in den Jahren 1736 und 1738 zu Magdeburg herausgekommenen Predigten von allen, denen es um Licht und verständliche Wahrheit in der Religion zu thun war, gelesen, weil sie statt der dunkeln Mystik und der spitzfindigen dogmatischen Theologie, womit die gewöhnlichen Postillen angefüllt waren, Sachen darinn fanden, die ihrem Geist und Herzen gesündere, stärkende Nahrung gaben. Und so wie ihm die Anfänge der verbesserten Predigtmethode in den brandenburgischen Landen unstreitig zu verdanken sind, so war er auch unter

den brandenburgischen Gottesgelehrten, nebst Reinbeck, der erste, der über Religion und Christenthum mit einem philosophischen Geist dachte und schrieb, der den so vernunftmäßigen christlichen Glauben gegen dessen Verächter vertheidigte, ächte Christuslehre nach der Bibel von Menschensatzungen zu sondern wußte, und auf die Weise manche unrichtige Vorstellung, manchen päbstlichen Sauerteig aus dem System der evangelischen Kirche wegzuschaffen bemüht war. In seinem vertheidigten Glauben der Christen, der 1748 zum erstenmal herauskam, schränkte er sich auf die einfachsten und wesentlichsten Lehren des Christenthums ein, und suchte sie dem gesunden Verstande und Gewissen eines jeden nachdenkenden Forschers der Wahrheit mit einer ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit und Stärke in der Schreibart andringender zu machen.

Dieser vortreffliche Mann, der schon durch sein Aeußerliches Ehrfurcht einzuflößen wußte, wurde am 4ten Februar 1703 zu Harzgerode, einer kleinen Stadt im Bernburgischen, worinn sein Vater Bürgermeister war, geboren. In Bernburg und Zerbst bereitete er sich zur Akademie, und 1722 bezog er Frankfurt an der Oder, wo er etwas über zwei Jahre unter Claffen, Jablonsky, Grillo, Hermann u. a. seinem Zwecke gemäß studirte. Nach seiner Zurückkunft wurde er bald Hofmeister eines jungen Edelmanns. Mit diesem wohnte er zu Stettin, in dem Hause des französischen Predigers von Mauclerc, dessen Umgange er vieles dankte. Da sein Zögling zur Akademie reif war, kam Sack mit

mit dieser Gelegenheit wieder nach Frankfurt an der Oder, und machte sich zwei Jahre lang in seinen Studien, vornehmlich in der Kirchengeschichte, vollkommener.

Im Jahr 1726 gieng Sack nach Holland, zuerst nach Leiden und dann nach Gröningen, wo er die Unterweisung eines friesländischen Edelmanns unternahm, und dabei seine Einsichten durch die nähere Bekanntschaft mit dem berühmten Barbeyrac, der sein Hauswirth war, nicht wenig erweiterte. Nach Verlauf eines Jahres mußte er auf Verlangen seiner Aeltern nach Harzgerode zurückkehren, weil sie ihn versorgt zu sehen wünschten. Er hatte bald darauf Hoffnung zu einer geringen Landpredigerstelle im Bernburgischen — aber sie wurde ihm nicht zu Theil, vermuthlich, weil man ihn wegen seiner aufgeklärten Denkungsart und bessern Methode im Predigen für heterodox hielt. Nicht lange hernach zeigte sich eine für ihn günstigere Aussicht, da er zum Unterweiser des 7jährigen Hessen-Homburgischen Erbprinzen berufen wurde. Hier legte er sich nebenher auf ältere und neuere, auch Wolfische Philosophie und auf Naturgeschichte; nicht minder predigte er oft zu Magdeburg und Halberstadt. Sonst lebte er an dem kleinen stillen Hofe in dem angenehmsten Umgange mit vielen aufgeklärten und rechtschaffenen frommen Menschen.

Im Jahr 1731 öffnete sich endlich für ihn ein Weg zum Predigtamte, dem er 55 Jahre treulich vorstand. Er ward dritter reformirter Prediger zu Magdeburg. Ehe er noch sein Amt antrat, streu

man aus, es wäre ihm wegen irriger Meinungen die Kanzel in seinem Vaterlande verboten worden. Ein gegenseitiges öffentliches Zeugniß machte sogleich diese Verleumdung zu Schanden. Der König Friedrich Wilhelm I. ernannte ihn nach Erledigung der obern Stellen 1736 zum ersten Prediger seiner Gemeinde, und zwei Jahre darauf zum Konsistorialrath und Inspektor der reformirten Kirchen im Herzogthum Magdeburg. In diesem ansehnlichen Wirkungskreise machte er sich nicht nur, wie bisher, durch seine vortrefflichen Predigten, sondern auch durch seinen Eifer, anderer Elend zu erleichtern, berühmt. In der letzten Absicht brachte er es, trotz aller Schwierigkeiten, dahin, daß ein Armen- und Waisenhaus für die deutsche und wallonische reformirte Gemeinde errichtet wurde.

Nach des Hofpredigers Noltenius Absterben in Berlin ließ König Friedrich Wilhelm I. unsern Sack nach Berlin kommen, und zweimal auf dem Schlosse vor sich predigen. Sein Vortrag gefiel dem Monarchen, und er ernannte ihn mündlich zu seinem Hofprediger, indem er ihm noch die Lehre gab: „Halt Er sich vornehmlich an das Neue Testament. Die Hauptsache in der Religion ist, Gott fürchten, Jesum Christum lieben und recht thun.“ Der König starb bald nach der Ankunft seines neuen Hofpredigers in Berlin, und diesen verfolgten im Anfange der neuen Bestimmung die empfindlichsten Leiden. Geringe Einnahme im ersten Jahre, überhäufte Amtsgeschäfte, wozu außer den Predigten und Konsistorialarbeiten auch die Unterweisung der Jugend,

selbst der königlichen, kam, Mangel an Zerstreuung, Ruhe und Freunden, und endlich die bittersten Vorwürfe des Irrglaubens — zerrütteten seine ohnehin schwankende Gesundheit so sehr, daß er in die heftigste Hypochondrie verfiel — und diese nöthigte ihn zuletzt, sich auf eine Zeitlang von Berlin nach Magdeburg zu begeben, und die Verwaltung seiner Aemter anderthalb Jahre auszusetzen. Doch, dienliche Mittel verschafften ihm wieder seine vorige Geistesstärke, seine Kraft und Thätigkeit. Er arbeitete auf das neue mit aller Anstrengung und benutzte auch den übrigen Rest seiner Stunden zu der Lektüre alter und neuer Theologen, größerer und kleinerer Werke, von jeder Parthei, und sogar klassischer Schriftsteller. Im Jahr 1744 ward er Mitglied in der physischen Klasse der Akademie der Wissenschaften; 1751 Visitator des Joachimsthalschen Gymnasiums, welche Stelle er aber 1766 Sulzern überließ, und da 1750 das Oberkonsistorium errichtet wurde, ward er auch darinn Beisitzer. Den protestantischen Kandidaten erlaubte er alle Sonntage den Zutritt, sich mit ihnen von nützlichen Materien zu unterhalten. Er brachte ferner 1753 ein Hospital für Arme seiner Gemeinde und eine Stiftung für ledige Leute zu Stande.

Im siebenjährigen Kriege begleitete Sack den königl. Hof nach Magdeburg und hatte dabei den wichtigen Auftrag, die königl. Familie und vorzüglich den Thronfolger Friedrichs des Großen näher zu unterrichten, welchen er dann auch 1662 öffentlich konfirmirte. Während dieser Zeit that er

noch eine Harzreise mit einigen Freunden und besuchte unterwegs seinen 89jährigen Vater. Bei dem erfolgten Frieden zwischen Preußen und Rußland hielt er 1762 die Dankpredigt, und nach dem allgemeinen Frieden kehrte er nach Berlin zurück. Wie gut und nützlich er hier wieder seine Zeit und Kräfte angewandt, öffentlich und in der Stille sehr viel Gutes gestiftet, davon enthält die von seinem Sohne im Jahr 1789 herausgegebene Lebensbeschreibung die unleugbarsten Beweise. Im Jahr 1777 erlebte er die seltene Freude, diesen würdigen Sohn als Kollegen der Domgemeinde vorzustellen, und 1780 hielt er seine letzte Predigt im Dom über Ps. 90, 10. Seine Kräfte hatten, von Alter und Krankheit geschwächt, schon seit einiger Zeit merklich abgenommen, so, daß er sich nur wenigen Geschäften unterziehen konnte. Indessen blieb sein Geist still, ruhig und gelassen, bis an das Ende seiner irdischen Laufbahn im Jahr 1786. In allen Verhältnissen erwarb sich Sack, wo nicht allgemeine Liebe, doch Hochachtung. Er war uneigennützig und vielleicht mehr als freigebig; immer schuldenfrei, aber ohne Reichthum; furchtsam bei Erwartung, muthig bei Erscheinung der Gefahr; oft unzufrieden bei geringen, stets ruhig bei den größten Widerwärtigkeiten.

Der fünf und zwanzigste April.

Enthauptet, Joh. Friedr., Graf v. Struensee.

Königl. Dänischer Geheimer Kabinetsminister.

Struensee war am 5ten August 1737 in Halle geboren, wo sein Vater als Pfarrer an einer der vornehmsten Kirchen stund. Er genoß eine gute und gelehrte Erziehung. Die Natur gab ihm eine angenehme Gestalt, einen feinen Verstand, einen feurigen Geist, aber mit den glücklichen Gaben vermischten sich zugleich auch gefährliche. Frühe schon bemerkte man an ihm einen unternehmenden unruhigen Geist und den unbändigsten Ehrgeiz. Ueberdies hatte er zu viel Hang zum Vergnügen und eine zu freie Denkart. Er widmete sich in seiner Vaterstadt den medizinischen Studien, ward Doktor und gieng 1757 mit seinem Vater nach Altona, wohin er den Ruf als erster Pastor erhalten hatte. Hier wurde er bald Physikus in der Herrschaft Pinneberg und der Grafschaft Ranzau, und verdiente sich nicht nur durch Ausübung seiner Kunst reichlichen Unterhalt, sondern wurde auch mit zwei Männern bekannt, deren Schicksale nachher die unmittelbarste Verbindung mit seinem eigenen bekamen. Diese waren

der Graf von Ranzau und Brandt, ersterer das vornehmste Werkzeug seines Falles, letzterer der unglückliche Mitgenosse seiner Leiden.

Als ein geschickter Arzt ward Struensee am dänischen Hofe bekannt. König Christian VII. gewann ihn lieb, machte ihn 1768 zu seinem Leibarzte, und wählte ihn zu seinem Begleiter auf der Reise nach Deutschland, England und Frankreich. Weniger geneigt war ihm anfangs die junge, liebenswürdige Königin Karoline Mathildis; indessen mußte sie es dulden, daß ihn der König öfter zu ihr führte. Struensee blieb nicht nur in den Schranken der Ehrfurcht, sondern schien innig gerührt, daß er so vielmal gezwungen wurde, die Königin durch seine Gegenwart zu beleidigen. Dieses Betragen verminderte ihren Widerwillen gegen ihn; sie gewöhnte sich an seinen Umgang, und in kurzer Zeit begegnete sie ihm mit einer Gnade, die nicht lange unbemerkt blieb.

Im May 1770 bekam er den Auftrag, dem Kronprinzen die Blattern einzuimpfen. Zugleich erklärte die Königin, daß er auch nachher seine Erziehung besorgen sollte. Nach glücklichem Erfolge der Einimpfung wurde Struensee zum Konferenzrath und Vorleser des Königs und der Königin mit einem Gehalte von 1500 Thaler ernannt. Während der Einimpfung hatte er die Königin ganz zu seinem Vortheile gewonnen. Aus zärtlicher Sorge für ihren Prinzen besorgte sie ihn selbst; sie selbst wachte bei ihm. In diesen mütterlichen Verrichtungen mußte ihr Struensee beistehen. Dies verschaffte ihm Gelegenheit, viele Stunden in ihrer Gesellschaft zuzubringen. Seine

Unterhaltung war lehrreich und angenehm, und sein ganzes Wesen hatte etwas Anziehendes. Ihre Gespräche wurden immer vertraulicher und wichtiger. Sie eröffnete ihm ihre geheimsten Plane und Wünsche und er widmete sich ganz ihren Entwürfen. Der König, an dem sich schon einige Vorboten seines nachfolgenden traurigen Gemüthszustandes blicken ließen, bewieß seiner Gemahlin und ihrem Günstling eine Nachsicht, welche die größte Schwäche verrieth. Nur zu oft vergaß die Königin die Schonung des Anstandes; ihr gutes Herz machte sie vor der Welt unbesorgt, und ihre jugendliche Lebhaftigkeit riß sie oft über die Schranken der Sittsamkeit.

Der Sturz mehrerer Großen und die Aufhebung des geheimen Staatsraths waren die Folge von der Verbindung der Königin mit Struensee. Er nahm den gräflichen Titel an, und ließ sich zum geheimen Kabinetsminister erklären. Die höchste und unumschränkte Gewalt hieng nun von einer Königin von 20 Jahren, von dem Glücksritter Struensee und von ein paar andern leichtsinnigen Jünglingen ab. Und in was für Umständen befand sich eben damals Dännemark? Bisher wurde dieses Reich von Außen durch die Höfe von Versailles und Petersburg, und durch die Richtung der schwedischen Angelegenheiten geleitet. Von Innen hatten die Minister dem Könige die Kenntniß der Geschäfte entzogen, und unter ihnen selbst herrschten Mißtrauen und Zwietracht. Nunmehr gieng in Ansehung der auswärtigen Politik Struensee's Plan vornehmlich dahin: das Reich von dem drückenden Einflusse Rußlands zu befreien, ohne jedoch die Verbindung

mit dieser Macht zu zerreißen. Ungeachtet er mit Schweden und Frankreich in gutem Vernehmen zu stehen bemüht war, so befolgte er doch überhaupt den weisen Grundsatz, daß der Hof von Kopenhagen bei dem Verkehr mit andern Höfen, sich auf Neutralität einschränken, und nichts anders als den dänischen Handelsvortheil im Auge haben müsse. In Ansehung der innern Politik gab sich Struensee allzu sehr blos, daß er ausschließend der Beherrscher des Königs seyn wollte. Seine Hauptentwürfe betrafen das Finanzwesen, das Seewesen und die Verbesserung der Justiz. Auch bei dem Militair besonders hatte er kühne Veränderungen gewagt. Die vielen und beträchtlichen Reformen setzten eine Menge Menschen außer Brod, und erregten Geschrey gegen den Reformator. Was half es ihm, daß er die Bauern begünstigte, wenn er durch Einschränkung den Adel erbitterte? Bei seinem Ansehen glaubte er alle Schmähreden und Spottschriften verachten zu können. Die Preßfreiheit aber, die er selbst begünstigte, schleuderte gegen ihn die giftigsten Pfeile. Unvermerkt verlohr er den Kredit bei dem Volke. Unter andern äußerten die Matrosen durch trotzige Foderungen ihren Unwillen, und Struensee's Nachgiebigkeit verrieth seine Furcht.

Daß Struensee nichts weniger hatte, als politische Klugheit und die Gabe, das Glück zu tragen, ist gar nicht zu leugnen. Was er in 18 Monaten ausführte, dazu hätte sich ein staatskluger Kopf eine Zeit von 18 Jahren genommen, und immer wenigstens Eine Parthei des Staats, z. B. die Soldaten oder Geistlichen auf seiner Seite behalten. Auf der andern Seite ist aber auch wohl das entschieden, daß er ein Mann von vielen

Einsichten und von einem vortrefflichen Genie war, und daß er dem Reiche gewiß durch Erhöhung des von ihm beförderten Ackerbaues, Vertilgung einiger Vorurtheile, schnellen Gang der Geschäfte ꝛc. mit der Zeit genützt hätte. Seine Eitelkeit, die durch das Feuer seiner Imagination, und durch die Liebkosungen des Glücks so sehr genährt wurde, verblendete den guten Kopf selbst gegen die ihm drohenden Gefahren. Er sah endlich nichts mehr — als sich selbst und die erhabene Person, welche ihn aus dem Staube zu einer so unerwartet glänzenden Höhe empor gehoben hatte. Zwischen ihr und ihm war gleichsam der Umfang seines ganzen Daseyns getheilt, und dadurch vergaß er denn auf einmal die großen Rücksichten der Klugheit nnd Circumspektion, welche er seiner Lage, und der Denkungsart seiner Gegner schuldig war. Da er sich bei dem Uebermaaß seines Stolzes, und vielleicht auch bei dem Bewußtseyn guter Absichten über jene erhaben glaubte, so kam ihm seine Größe unverwundbar vor, und er dachte daher wohl niemals daran, daß man eben so geschwind fallen könne, als man gestiegen ist. Sein größtes Unglück war wohl dies, daß er — die Weiber nicht kannte, da doch diese Kenntniß ein Hauptartikel in jeder Ministerlogik seyn sollte. Indessen er, vom Schwindel betäubt, auf der Höhe, die er erstiegen hatte, ganz sorglos war, machten seine Widersacher in der Stille ihre Anstalten, erhielten von dem Könige mitten in der Nacht die Genehmigung zur Ausführung ihres Entwurfs, nahmen die Königin am 17ten Tage des Jahrs 1772 gefangen, und warfen ihren Günstling mit seinen Freunden in Fesseln.

Struensee verlohr beim Verhör alle Standhaftigkeit. Nach wiederholten und sehr unregelmäßigen Untersuchungen waren die vornehmsten Punkte der Anklage gegen ihn folgende: 1) Ein entsetzlicher Anschlag gegen die Person des Königs. 2) Das Vorhaben, Sr. Majestät zur Entsagung der Regierung zu zwingen. 3) Sein Umgang mit der regierenden Königin. 4) Seine Methode bei der Erziehung des Kronprinzen. 5) Sein entscheidendes Ansehen, und die Art, wie er dasselbe mißbrauchte. Die beiden ersten Punkte waren ohne Grund; der dritte war wohl der einzige, wodurch er sich in Verdacht stürzte. Unter den Schmerzen gebeugt, durch angedrohte Peinigungen geschreckt, durch bedenkliche Fragen in Verwirrung gesetzt, vielleicht auch durch die Hoffnung, daß das Geständniß ihn rettete, verführt, legte er am 21sten Februar in der Beängstigung des Gemüths ein Geständniß ab, wodurch er die Ehre der Königin aufs anstößigste beleidigte. Dieses Geständniß war ein neues Verbrechen, welches gegen ihn alle edlen Seelen empörte. Sein Prozeß ward ihm nun bald gemacht, und am 25sten April starb er auf dem Schaffot, mit seinem Freunde Brandt. Der Körper ward ausgeweidet, in vier Theile zerstückt, und jeder Theil auf ein eigenes Rad geflochten; Kopf und Hände wurden auf eine Stange genagelt, die Eingeweide aber verscharrt. Seine Freunde und Anhänger wurden theils des Landes verwiesen, theils ihrer Ehrenstellen entsetzt, und die unglückliche Mathilde, welche durch ein förmliches Ehescheidungsurtheil von ihrem Gemahl getrennt wurde, erhielt ihren Aufenthalt zu Celle im Hannövrischen, wo sie am 10. Mai 1775 starb.

Der sechs und zwanzigste April.

Geb. David Hume.

Königl. Großbritannischer Unter-Staats-Sekretair.

Edinburg war die Geburtsstadt dieses großen Philosophen und Historikers; hier kam er im Jahr 1711 zur Welt, väterlicher und mütterlicherseits von sehr guter Familie. Als jüngerer Bruder eines schottischen Lords waren seine Vermögensumstände freilich nicht beträchtlich, und ans diesem Grunde hätte seine Familie gern gesehen, daß er sich der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet hätte. Aber die Weltweisheit und schönen Wissenschaften hatten schon in seiner frühen Jugend einen so unwiderstehlichen Reiz für ihn, daß er den Cicero und Virgil mit der größten Begierde verstohlner Weise las, wenn man glaubte, er studire im Voetius und Vinnius.

Im Jahr 1734 gieng er nach Bristol, mit Empfehlungsschreiben an die reichsten Negocianten daselbst; aber sein unwiderstehlicher Hang zu den Wissenschaften machte ihm diesen Aufenthalt so unerträglich, daß er nach wenigen Monaten von da nach Frankreich abreiste, um in einer von der Hauptstadt dieses Königreichs entfernten Provinz seinen Lieblingsgeschmack zu befriedigen. Er hatte sich einen kleinen Plan gemacht, den er sein ganzes Leben über befolgte, und dieser war: durch die strengste Genügsamkeit den Mangel an Glücksgütern zu ersetzen, und sich dadurch zugleich in einer gewissen Unabhängigkeit zu erhalten; mit unermüdetem Eifer seine Kenntnisse in der Literatur zu vermehren, und gegen alles übrige in der Welt gleichgültig zu seyn. Er kehrte im Jahr 1737 nach London zurück, und im folgenden erschien seine Abhandlung über die menschliche Natur. Sie fand so wenig Beifall, daß Hume selbst von diesem Werke sagte: „es kam todt aus der Presse, und brachte nicht eimal einen kleinen Unwillen bei warmen Eiferern zuwege.“ Dies kleine Mißgeschick machte ihn aber weder traurig, noch unwillig und muthlos. Er zog sich wieder ins Landleben zurück, und setzte die Anstrengung seines Geistes zur Hervorbringung neuer Produkte mit verdoppeltem Eifer fort. In kleinen Aufsätzen handelte er Gegenstände ab, die ein grösseres Publikum interessiren konnten, und gab ihnen so viel Reize und Klarheit, als die Materie ertrug. Es erschien im Jahr 1742 der erste Theil seiner moralischen, politischen und literarischen

Versuche, die das Gepräge eines höchst gebildeten kenntnißreichen, von dem Geschmacke der Alten ganz durchdrungenen Geistes trugen, und verschiedene Raisonnements enthielten, welche das Interesse der Nation reizen konnten. Das Werk wurde so günstig aufgenommen, daß es den Autor seinen ersten literarischen Unfall vergessen machen konnte. Während der Muße, in welcher er diese Versuche schrieb, verschaffte er sich mehr Kenntniß in der griechischen Sprache, welche er in seiner frühern Jugend sehr vernachläßigt hatte.

Im Jahr 1745 war Hume ein Jahr lang Aufseher des jungen Marquis von Annandale, und das Jahr darauf begleitete er den General St. Clair als Sekretair sowohl auf seinem Zuge an die französische Küste, als auch auf seiner Gesandtschaft nach Wien und Turin. Bei dieser angenehmen zweijährigen Reise hatte sich Hume von seiner Besoldung 1000 Pfund erspart, welches in seinen Gedanken schon ein unabhängiges Glück war. Nach seiner Rückkunft aus Italien lebte er wieder einige Zeit bei seinen Freunden in Schottland, und schrieb daselbst den zweiten Theil seiner Versuche, die er politische Abhandlungen nannte, seine Untersuchung der Grundsätze der Moral, und seine Untersuchung des menschlichen Verstandes. In diese drei Schriften hatte er die erste unglückliche Frucht seines gelehrten Fleißes mit eingeschmolzen, und nun gieng das Ganze sehr gut ab; denn es wurden neue Ausgaben dieser Werke verlangt, und es kamen jährlich zwei bis drei Wider-

legungen von ehrwürdigen und sehr ehrwürdigen Herren heraus.

Im Jahr 1751 zog Hume wieder nach Edinburg, und im folgenden ward er Bibliothekar der dasigen Advokaten. Da er dadurch eine zahlreiche Bibliothek zu seinem Gebrauche bekam, so faßte er nunmehr den Entschluß, eine Geschichte von England zu schreiben, deren erster Theil aber nicht den gehofften Beifall fand, so sehr er auch denselben erwartet hatte, indem fast jedermann das Buch unausstehlich fand. Die folgenden Theile gefielen besser, und da nun auch seine übrigen Schriften immer beliebter wurden, besonders seine Geschichte der natürlichen Religion, welche er nach dem ersten Theile der Geschichte von England herausgab, so wurden auch die Buchhändler gegen ihn erkenntlicher, und er ward nunmehr, wie er selbst sagt, reich. Nichts desto weniger begleitete er 1763 den Grafen von Hertford als Gesandtschafts-Sekretair auf seiner Gesandtschaft nach Paris, und blieb 1765, als der Graf als Vicekönig nach Irland abgieng, als Geschäftsträger daselbst, bis zur Ankunft des Herzogs von Richmond. Im Jahr 1766 verließ Hume Paris, gieng wieder nach Edinburg, wurde aber 1767 als Unter-Sekretair von Lord Hertford von neuem nach Irland berufen, von da er endlich 1769 mit einem jährlichen Einkommen von 1000 Pfund nach Edinburg zurück gieng. Er fühlte sich gesund und munter, und hoffte noch lange Zeit sein Vermögen, seinen Ruhm und seine Freunde zu genießen. Aber

ein anhaltendes Uebelseyn im Unterleibe erinnerte ihn nach einigen Jahren an seinen herannahenden Tod, welcher am 25sten August 1776 erfolgte.

Hume behäuptet unter den philosophischen Schriftstellern der Engländer einen sehr ehrenvollen Rang. Klarheit und Präcision der Begriffe über abstrakte und metaphysische Gegenstände vereinigen sich in seinen Schriften mit der größten Schicklichkeit und Eleganz der Schreibart, und vereinigen sich nicht leicht bei irgend einem andern Schriftsteller dieser Gattung in einem so vorzüglichen Maaße. Ueberall weiß er seine Gegenstände in einen neuen und fruchtbaren Gesichtspunkt zu stellen, und den Denker um so mehr zu befriedigen, je öfter er ihm zur weitern Verfolgung seiner Ideen Gelegenheit giebt. Zuweilen kann es scheinen, daß er seine Spitzfindigkeiten zu weit treibe; er selbst aber erinnert mit Recht, daß man beim Nachdenken über abstrakte Gegenstände und Begriffe des reinen Verstandes nicht zu fein und zu scharf denken könne, so lange nur Richtigkeit und Bestimmtheit unserm Denken eigen bleibt. Zuverläßig hat er auf alle Staaten Europa's, denen die Philosophie nicht fremd ist, mächtig gewirkt, vorzüglich aber hat der Geist seines Systems sich über sein Vaterland, Frankreich und Deutschland verbreitet. Für seine beste Arbeit soll Hume seine Gespräche über die natürliche Religion, die erst nach seinem Tode erschienen, erklärt haben. Platner, Jakob, Tennemann und andern deutschen Gelehrten gebührt das Verdienst, die Schriften dieses Philosophen würdig verdeutscht zu haben.

Als Geschichtschreiber ist Hume, nach dem einstimmigen Zeugnisse von ganz Europa, bei mehr Ernst und Gründlichkeit ein Mahler, wie Voltaire. Mit allem Recht verehren ihn die Engländer als den klassischen und vorzüglichsten Geschichtschreiber ihres Vaterlandes, in dem sich emsiger Forschungstrieb mit dem scharfsinnigsten philosophischen Geiste, richtiger Geschmack mit starkem Gefühl, weise Anordnung des Plans mit würdiger und ächthistorischer Schreibart vereinten. So wahr dies ist, so kann man doch auch ein durchaus herrschendes Bestreben nach Sonderbarkeit in den Darstellungen und Beurtheilungen der Gegenstände, die diesem berühmten Skeptiker überall eigen war, auch in seinen historischen Werken nicht verkennen; und außerdem zeigt er, als ein Tory, die Regierungsart der englischen Könige nicht im wahren unpartheiischen Lichte. Eben so wenig war er gegen einige, um die Literatur seiner Nation unsterblich verdiente Männer, gerecht genug.

Hume war ein stiller Mann. Er behauptete durch sein ganzes Leben einen unbefleckten Ruhm von Tugenden und Würde. Seine Gutmüthigkeit verließ ihn nie, weder in Gesellschaft, noch zu Hause. Sein ganzes Wesen war ruhig, auch zu der Zeit, da der Muthwille seiner gelehrten Widersacher ihn dem größten Spott aussetzte. Sogar die Armen aus seiner Nachbarschaft, die man gegen ihn aufhetzte, betrachteten seine Menschenfreundlichkeit und sein Wohlthun mit Ehrfurcht und Dank. Sein Betragen bei jeder Gelegenheit war ehrbar und männ-

männlich, und das Gegentheil von Prahlerei und Pomp. Er war ganz besonders leutselig und sehr leicht zu sprechen. Weder in seinen Aeußerungen noch in seiner Konversation hatte er etwas von einem Gelehrten. Alle seine Freundlichkeit war freiwillige Ergießung seines guten Herzens, ohne alle Ceremonie und Schmuck. Hume mißbrauchte seine Talente gegen die Religion; aber seine Sitten wären eine Zierde in den Zeiten der ersten und noch unverfälschten Reinheit des Christenthums gewesen.

Der sieben und zwanzigste April.

Ertrank, Maximilian Julius Leopold.

Herzog von Braunschweig = Wolfenbüttel.

Die Geschichte bewahrt das Andenken dieses Edlen in der Reihe jener wenigen außerordentlichen Menschen auf, die für ihre Mitmenschen starben, und die alle Jahrhunderte mit heiliger Ehrfurcht nennen. Er war das jüngste Kind Herzog Karls von Braunschweig und der königl. preußischen Prinzessin, Philippine Charlotte, Schwester Friedrichs des Einzigen, und den 11ten Oktober 1752 geboren.

Sobald seine Seele sich zu entwickeln anfieng, äußerte sich auch schon in allen seinen Handlungen der leutselige menschenfreundliche Charakter, der so ganz unterscheidend die angeborne Grundeigenschaft seines edlen großen Geschlechts ist. So wie er sich immer mehr entwickelte, wurde er bei der angenehmsten Gestalt, die die Natur nur bilden kann, auch

immer um so viel einnehmender. Viel trug zu seiner Ausbildung die sorgfältige Erziehung bei, die er genoß. Weise und erfahrne Männer wachten über seine Jugend; geschickte Lehrer unterrichteten ihn in allen seinem Stande nöthigen Wissenschaften. In den Religionskenntnissen unterwies ihn der berühmte Abt Jerusalem, der auch das Glaubensbekenntniß drukken ließ, das er bei seiner Konfirmation ablegte.

In seinem 18ten Jahre besuchte er mit seinem Oheim, dem Könige von Preußen, die schlesischen Revüen, und war bei der berühmten Zusammenkunft des Königs mit Kaiser Joseph II. zugegen. Im November des folgenden Jahres besuchte er die Höfe von Weimar, Gotha, Ansbach und Erlangen, studirte darauf ein Jahr lang zu Strasburg die militairischen und andern Wissenschaften, und bereiste dann einige Provinzen von Frankreich. Im May 1772 kam er nach Braunschweig zurück, und im September eben desselben Jahrs ward er zu Sonnenburg zum Johannitermaltheserritter geschlagen.

Im Anfang des Jahrs 1775 gieng er mit dem Obersten von Warnstädt über Wien nach Italien. Sein Reisegesellschafter war der beste, den er wählen konnte, um alle nützlichen Kenntnisse einzusammeln, der Hofrath Lessing. In Italien besuchte er alle durch Alterthümer, Gelehrsamkeit und Kunstwerke berühmte Oerter, und benutzte sie als wirklicher Kenner. Noch mehr suchte er aber sowohl berühmte als gute Menschen kennen zu lernen und zu beobachten. Dies war sein größtes Vergnügen gewesen, wie man, so oft er von seinen

Reisen erzählte, deutlich merken konnte. Am Ende des Jahres 1775 kehrte er wieder nach Deutschland zurück, und widmete sich nun seiner Bestimmung. Er hatte sich nehmlich schon frühzeitig zu einem würdigen Kriegshelden gebildet, und übernahm jetzt das Regiment, das ihm Friedrich übergeben hatte. In Kurzem erwarb er sich in Frankfurt an der Oder, wo sein Regiment stand, die allgemeinste Bewunderung und Liebe.

In den Jahren 1778 und 1779 gieng er nebst seinem Regimente mit der Armee, unter den Befehlen des Prinzen Heinrichs von Preußen, nach Sachsen und Böhmen. Im letztern Lande war er bei allen kriegerischen Expeditionen gegenwärtig, und wagte sich, nach dem Ausdrucke eines erfahrnen Offiziers, zuweilen zu weit. In Sachsen widmete er seine Zeit während der Winterquartiere, neben seinen Berufsgeschäften, vorzüglich den Wissenschaften, und den Beweisen der Menschenliebe, und würdigte dort, wie an jedem Orte, jeden verdienstvollen Mann, von welchem Stande er auch seyn mochte, seines Zutrauens.

Vom Jahre 1779 an blieb er ununterbrochen in Frankfurt, und übte da Wohlthätigkeit, und jede andere Tugend auf eine solche Art aus, daß kein Einwohner der Stadt ihn vergessen wird, und die spätesten Nachkommen ihn segnen werden. Im Jahr 1782 erhielt er die Würde eines Generalmajors, und nun mußte dieser edle Held mitten in der Laufbahn seines Glücks zum Leidwesen aller guten Menschen sein Leben, zwar auf eine edle, aber traurige

Art enden. Als nehmlich im Frühjahr 1785 ein Theil von Frankfurt durch Ueberschwemmung unter Wasser gesetzt wurde, eilte der menschenfreundliche Prinz in einem Kahne den bedrängten Vorstädtern zu Hülfe. Mit bewunderswürdigem Muthe vertraute er sich den Fluthen an, aber sein Kahn schlug um, und er fand in den Wellen seinen Tod. Erst nach 6 Tagen fand man seinen Körper wieder, der darauf nach Braunschweig gebracht wurde.

Seltene Vorzüge des Geistes und Herzens vereinigten sich in diesem Prinzen, um ihn zu einem der edelsten Menschen zu erheben. Er hatte einen durchdringenden Verstand, einen forschenden beobachtenden Blick, der alles bemerkte, was ihm merkwürdig und nützlich war, sein Eifer war unermüdet, in vielen Wissenschaften besaß er vorzügliche Kenntnisse. Seine Lieblingsbeschäftigung waren die schönen Wissenschaften. Er las die lateinischen Schriftsteller, einen Livius, Horaz und andere, im Original, mit großer Kenntniß, Geschmack und Vergnügen. Er sprach Englisch, das Französische und Italienische aber so geläufig und korrekt, wie seine Muttersprache.

Als Mensch war Leopold so groß, daß er nie nöthig hatte, den Fürsten geltend zu machen. Wo Menschenliebe Unglücklichen Hülfe und Rettung geben konnte, da that, da wagte er alles. Er lebte nicht glänzend, um wohlthätig leben zu können. In Essen und Trinken war er sehr mäßig, um desto mehr für Hülfsbedürftige zu entübrigen. Oft machten Kartoffeln, ein Eyerkuchen, oder ein Heringssa-

lat, welche Gerichte er gern aß, auch ein bloßes Butterbrod, sein ganzes Soupee aus. Seine einzige herrschende Leidenschaft war Menschenliebe. Diese beherrschte ihn so, daß alle andere Neigungen davon gleichsam verschlungen wurden; und diese auszuüben war sein einziges Vergnügen. Im Jahr 1780 dankte es ihm Frankfurt fast allein, daß die Wasserfluth den Damm nicht durchbrach, und die Vorstadt gerettet wurde; er traf selbst die sichersten Veranstaltungen, und that Dienste eines gemeinen Soldaten. Gleiche Thätigkeit zeigte er bei den öftern Feuersbrünsten, die diese Stadt betrafen, und er war dabei immer mit seiner Hülfe gegenwärtig. Oft gieng er viele Treppen in Dachstuben hinauf, um Elende und Kranke, deren Noth er erfahren hatte, aufzusuchen, und ruhte nicht eher, als bis er ihnen, wenn es anders möglich war, geholfen hatte. Jeden Monat ließ er 162 Thaler an bestimmte Arme und Nothleidende aus seiner Schatulle auszahlen. Er selbst gab andern monatlich noch mehr als diese Summe. Viele arme verwaisete Kinder ließ er auf seine Kosten Handwerke lernen. Als einmal zwei arme Kinder, die durch seine Vermittelung in das Berlinische Waisenhaus aufgenommen waren, dahin geschickt werden sollten, gieng er Morgens um 5 Uhr bei einer sehr rauhen Witterung selbst zu dem Fuhrmann, um zu sehen, ob sie auch gut vor dem Wetter verwahrt wären. Als er fand, daß dies nicht hinlänglich geschehen war, hieng er den Kindern seinen eigenen Ueberrock um, und gieng dann im Regen ohne Ueberrock nach Hause. In

der Garnisonsschule seines Regiments unterhielt er einen Lehrer und viele Kinder, und theilte den letztern zur Ermunterung ihres Fleißes öfters Geschenke an Büchern und Denkmünzen aus. Ueberhaupt lag ihm die Verbesserung der Erziehung sehr am Herzen, und er schickte seinen Feldprediger nach Reckhan, um sich mit den Rochowischen Erziehungseinrichtungen bekannt zu machen.

Kein Offizier von seinem Regimente übertraf ihn an Höflichkeit. Bei aller Lebhaftigkeit seines Geistes, und der Gabe des feinsten Witzes, erlaubte ihm sein gutes Herz nie den geringsten höhnenden Spott über andere, und sein gottesfürchtiger Sinn noch weniger das allergeringste leichtsinnige Wort gegen die strengste Ehrfurcht für Religion und Tugend. Nichts war ihm heiliger als diese.

Der acht und zwanzigste April.

Gest. Johann Albrecht Fabricius.

Professor am Hamburgischen Gymnasium.

Jeder Freund des gelehrten gründlichen Wissens nennt den Namen Fabricius mit inniger Hochachtung. Denn seine Werke sind Fundgruben ächter Gelehrsamkeit, und was er mit bewundernswürdigem Fleiß in seine Magazine zusammengetragen hat, verdient den Dank aller Zeiten und Länder. Eine Blume auf das Grab dieses gelehrten und verdienstvollen Polygraphen.

Leipzig war seine Vaterstadt, wo er am 11ten Nov. 1668 zur Welt kam; sein Vater war Musikdirektor in der Universitätskirche, und Organist bei der Kirche St. Nikolai. Schon als Kind verlohr er seine beiden Aeltern, doch seine fernere Bildung wurde nicht vernachlässigt, denn der berühmte Theologe Valentin Alberti, sein Vormund, nahm ihn zu sich. Die klassischen Schriftsteller des alten Griechenlands und Roms waren die Quellen, aus denen er frühzeitig schöpfte, und schon als Jüngling

legte ers darauf an, sich eine große und ausgebreitete Gelehrsamkeit zu erwerben — eine Entschließung, die vornehmlich durch das Studium zweier gelehrten Werke in ihm befestigt wurde, des Morhofschen Polyhistors, und der Barthschen Adversarien. In seinen akademischen Jahren, die er in Leipzig zubrachte, umfaßte er alle Theile der Theologie, und widmete einen besondern Fleiß dem Studium der Kirchengeschichte und den ersten Kirchenlehren. In seinem 20sten Jahre erhielt er die Magisterwürde und die Beweise von Talent und Gelehrsamkeit, die er nun bei vielen Gelegenheiten an den Tag legte, erwarben ihm Beifall und Achtung.

Fabricius hatte in Hamburg einige Verwandte, die er im Jahr 1693 besuchte, ohne daran zu denken, daß er hier auf Zeitlebens Brod und Versorgung finden würde. Der gelehrte und beredte, aber auch höchst eifrig orthodoxe Johann Friedrich Mayer wurde in Hamburg sein Gönner; er behielt ihn fünf Jahre lang in seinem Hause, und verschaffte ihm die vortrefflichste Gelegenheit, sich in den Wissenschaften zu üben. Er erhielt im Jahr 1699 am hamburgischen Gymnasium das Lehramt der Beredsamkeit und der praktischen Philosophie, und nahm dann zu Kiel die theologische Doktorwürde an. Man berief ihn zwar einige Jahre nachher auf die Universitäten zu Kiel und Greifswalde, allein er schlug diese Anträge aus: und zur Dankbarkeit ernannte man ihn im Jahr 1708 zum Rektor des Johanneum in Hamburg; welches Amt er aber, um seine Schriften vollenden zu kön-

nen, drei Jahre darauf niederlegte. Ein neuer Ruf, der ihm die erste theologische Stelle zu Gießen anbot, verschaffte ihm eine Vermehrung seiner Besoldung — eine unerwartete Belohnung, welche ihn zu dem festen Entschluß brachte, Hamburg niemals zu verlassen. In einer rastlosen gelehrten Thätigkeit, und im Besitz eines fest gegründeten Ruhmes vollbrachte er viele Jahre, bis der Tod im Jahr 1736 seine Laufbahn endigte, nachdem er sein Lehramt 37 Jahre verwaltet hatte.

Fabricius war ein Universalkopf, der die sämmtlichen Wissenschaften, vorzüglich aber die Literatur, Sprachwissenschaft, Kritik, Theologie, Philosophie, Geschichte, insonderheit Kirchengeschichte, Patristik und die klassische Literatur umfaßte, eine unglaubliche Belesenheit hatte und mit seinen so ausgebreiteten Kenntnissen als Lehrer und Schriftsteller reichlich wucherte. Sein durchdringender Verstand begriff das Wahre und Brauchbare aller Art ungemein geschwind. Durch frühe Uebung in gelehrten Untersuchungen und durch das Studium guter Schriftsteller hatte er sich eine Fertigkeit im Urtheilen erworben, die ihm seine gelehrten Arbeiten ungemein erleichterte. Mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit konnte er Bücher jedes Inhalts durchlaufen, er schien nur das Neue, Merkwürdige und Gründliche, das sie enthalten, zu bemerken, über bekannte Materien und seichte Stellen flog er eben so leicht weg, als wenn sie sich seinem Auge gar nicht gezeigt hätten. Dazu kam seine natürliche Lebhaftigkeit, und nur dies zusammen erklärt das Phänomen, daß er

bei einem so unaufhörlichen Nachdenken, Lesen, Schreiben und Lehren nicht ermüdet worden ist. Sein Gedächtniß war eines der glücklichsten, aber als Selbstdenker, als Mann von hellem, scharfsinnigem Geiste verarbeitete er den Stoff, den es ihm darreichte. Durch lehrreiche Auszüge, die er sich in frühern Jahren aus den wichtigsten Werken machte, erleichterte er sich seine vielen Arbeiten ungemein; denn schon in seiner ersten Jugend entwarf er die Plane zu den meisten Arbeiten, die er als Mann ausführte. Und doch kann man kaum begreifen, wie er bei aller Fähigkeit, Vorbereitung und Fleiß, eine solche Menge von Arbeiten verrichten, und über so viele und vielerlei Gegenstände die gründlichsten Werke schreiben konnte — er, der in den ersten 30 Jahren seines Lehramts täglich 8 bis 10 Stunden Vorlesungen hielt, einen ausgebreiteten Briefwechsel führte, und dem Umgange mit andern viele Zeit aufopferte.

Horazens nonum prematur in annum läßt sich auf Fabricius gelehrte Arbeiten nicht eigentlich anwenden. Er pflegte seine Bücher meistens erst zu der Zeit, da sie gedruckt wurden, völlig auszuarbeiten, nur die Ausgaben alter Schriftsteller ausgenommen: sonst war sein Geist viel zu feurig, und er konnte sich zu gewiß auf die in demselben und in andern Büchern schon bereit liegenden Hülfsmittel verlassen, als daß er es für nöthig erachtet hätte, seine Schriften lange vorher zu vollenden. Besonders aber war seine große Gelehrsamkeit der Schatz, aus dem er gleichsam zu allen Zeiten, und ohne ängstliche Mühe, Geschenke für die Freunde der Wissen-

schaften nehmen konnte. Sie war ausgebreitet, und — was selten damit verbunden ist — in allen ihren Theilen gleich stark.

Fabricius hat unendlich viel zum Gebrauch der Gelehrten gesammelt, und in eine bequeme Ordnung gebracht; aber er ist ein Sammler vom ersten Range, der den Stoff seiner Werke, wenn er gleich aus fremden Nachrichten besteht, mit vorzüglicher Kunst und Einsicht bearbeitet, und ihn sich selbst eigen macht. Von seinen gründlichen und ausgebreiteten philosophischen Kenntnissen zeugen seine Ausgabe des Sextus Empiricus, und seine Anmerkungen zum Dio Cassius, aber Staunen erregt die in ihrer Art einzige literarische Gelehrsamkeit, mit welcher er seine klassischen Werke, die griechische und die lateinische Bibliothek, die antiquarische Bibliographie und die lateinische Bibliothek des Mittel- und des spätesten Alters ausstattete, und welche ihm mit allem Recht den ehrenden Beinamen eines Bibliothekars der gelehrten Welt erwarb. Sein Hauptwerk, die griechische Bibliothek, ist eine unerschöpfliche Fundgrube philologischer Gelehrsamkeit und ein Muster einer verständigen und geistvollen Behandlung der griechischen Literatur. Er beschreibt darinn alle griechischen Schriftsteller, die bis zum Untergange des morgenländischen Kaiserthums gelebt haben. Zugleich hat er viele kleine griechische Schriften, die entweder noch nicht gedruckt, oder selten waren, eingerückt. Wäre dieses Werk auch weiter nichts, als eine Sammlung alles dessen, was bis auf die Zeiten seines Verfassers über den Gegenstand,

der es umfaßt, geschrieben worden, so hätte es unsägliche Mühe erspart; aber Fabricius brachte eigenes Urtheil hinzu, stellte neue Untersuchungen an, und leistete weit mehr, als man billigerweise von dem Verfasser einer Bibliotheca graeca zu fodern wagen konnte. Unserm verdienten Harleß war es übrigens vorbehalten, dieses jedem Gelehrten unentbehrliche Werk in einer neuen Ausgabe noch brauchbarer zu machen, und seiner Vollendung näher zu bringen.

Fabricius hatte keine Feinde — ein seltenes Beispiel an einem so fruchtbaren Autor. Seine Bescheidenheit war aber auch ohne Grenzen, und mit der größten Bereitwilligkeit spendete er die reichsten Beiträge zu fremden Arbeiten aus. Weder im Umgange noch in Schriften erlaubte er sich bittere und spöttische Urtheile von andern. Seine Gemüthsart war aus Sanftmuth und stiller Fröhlichkeit zusammen gesetzt, und eine unerschütterte Gesundheit blieb der stete Gefährte seines Lebens.

Der neun und zwanzigste April.

Gest. Benjamin Franklin.

Präsident der gelehrten Gesellschaft zu Philadelphia.

Die Familie Franklin hatte seit wenigstens 300 Jahren in einem und demselben Dorfe Eaton in Northamptonshire auf einem kleinen Freigute gewohnt, und der älteste Sohn hatte immer das Schmiedehandwerk getrieben. Josias Franklin, der Vater des großen Benjamin, gieng 1682 mit seiner Gattin und drei Kindern, der Religion wegen, nach Neu-England, wo ihm 1705 zu Boston sein in der Folge so berühmter Sohn geboren ward. Er bestimmte ihn anfangs für den geistlichen Stand, änderte aber seinen Vorsatz, weil er bei seiner zahlreichen Familie die Kosten dazu nicht aufbringen zu können glaubte, und führte ihn zu seinem Gewerbe, das in Seifensiederei bestand, an.

Dieses Geschäfte mißfiel dem Knaben sehr, der dagegen eine starke Neigung zur Schifferkunde verrieth, welches aber nicht nach dem Sinne des Vaters war. Dieser starb im 87sten und seine Gattin im 85sten Jahre zu Boston. Benjamins Hang zum Bücherlesen bestimmte seinen Vater endlich, ihn einen Buchdrucker werden zu lassen. Er ward zu einem seiner ältern Brüder, der die Kunst in England gelernt hatte, in die Lehre gethan, und machte bald große Fortschritte. Hier bekam er nun mehrere und bessere Bücher in die Hände, fieng an Verse, Balladen zu machen, die schlecht waren, aber doch gedruckt und viel gekauft wurden. Xenophons Denkwürdigkeiten bezauberten ihn so, daß er sich die sokratische Methode zu eigen machte, und seiner trotzigen Art zu widersprechen und geradehin zu behaupten, entsagte.

In seinem 17ten Jahre entzweite er sich mit seinem Bruder, verließ heimlich Boston und gieng nach Neu-York und von da nach Philadelphia, wo er bei einem Buchdrucker in Kondition trat. Hier erwarb er sich durch seine Kunst hinreichendes, und in London überflüssiges Brod. Seine außerordentliche Fertigkeit im Setzen verschaffte ihm immer diejenigen Arbeiten, mit denen es Eile hatte, und die folglich am besten bezahlt wurden. Jeden Augenblick, den er erübrigen konnte, benutzte er zum Studiren.

Nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte zu London kehrte er nach Philadelphia zu seinem vorigen Principal zurück, und ward bald dessen Faktotum. Er

goß Lettern von Bley in Matrizen von Thon, stach im Nothfall mancherlei Zierrathen, machte Druckerschwärze, führte die Aufsicht über das Waarenlager u. s. w. Er machte die erste Kupferdruckerpresse, die in Amerika zum Vorschein kam, und errichtete im Jahr 1728 eine eigene Druckerei. Seine Industrie, die Schönheit und Genauigkeit seines Drucks, und die Unterstützung seiner Freunde verschafften ihm bald viele Geschäfte. Er gab mit Beifall eine politische Zeitung heraus, wurde Drucker der Regierung in Philadelphia, errichtete 1731 eine Buchhandlung, und fieng im folgenden Jahr an, jährlich ein Taschenbuch unter dem Titel: Almanach des armen Richards herauszugeben, eine Schrift, die allerlei nützliche ökonomische, moralische und andere Aufsätze enthielt, und so stark gelesen wurde, daß zuletzt 10,000 Exemplare davon gedruckt wurden. Um seinen Kredit und Charakter als Kaufmann zu behaupten, bemühte er sich nicht nur wirklich fleißig und sparsam zu seyn, sondern auch allen Schein des Gegentheils zu vermeiden. Er gieng ganz einfach gekleidet, ließ sich an keinem öffentlichen Lustorte sehen, und um zu zeigen, daß er sich selbst nicht besser als sein Gewerbe dünke, so schob er bisweilen das Papier, das er in den Magazinen gekauft hatte, auf einem Schiebkarren über die Straße nach Hause. Voll Begierde, den Namen eines Gelehrten zu verdienen, lernte er jetzt erst, und zwar ganz vor sich, die lateinische und französische Sprache. Mit Eifer betrieb und unterstützte er alle literarischen Einrichtungen seines Vaterlandes,

landes, und vereinigte sich mit seinen Bekannten zu einem wissenschaftlichen Klubb, der auf so edlen und großen Grundsätzen beruhte, und so wichtige Folgen hatte, daß man ihn für die Wiege der amerikanischen Freiheit hält.

Franklins politischer und literarischer Ruhm wuchs nun schnell. Er diente seinem Vaterlande in ansehnlichen Aemtern und als Schriftsteller. Die Einrichtungen, die er zur Verwaltung der Postämter und zur Erhöhung der Posttaxen vorschlug, setzten ihn bei dem brittischen Ministerium in Gunst, und verschafften ihm die Stelle eines adjungirten General-Direktors der Posten, auch erhielt er, da er die Gunst des Volks besaß, Sitz und Stimme in der Generalversammlung der Provinz. Bei dem ersten Anfange der Streitigkeiten, die wegen der Auflagen entstanden, wurde er 1764 als Unterhändler nach London geschickt, und als diese Streitigkeiten in einen offenbaren Krieg ausbrachen, sandte man ihn 1775 nach Paris. Fast allgemein interessirte man sich in Frankreich für die Amerikaner; es war daher schon zu vermuthen, daß ein Mann Gehör finden würde, der durch seine allgemein bekannten Einsichten, durch sein Alter und durch sein philosophisches Betragen einen so starken Eindruck machte. Die Engländer lachten, als der alte 71 jährige Mann, in seinem patriarchalischen Aufzuge, ländlich und höchst einfach gekleidet, mit der Brille auf der Nase, nach Paris kam; aber er brachte einen Allianz-Traktat mit Frankreich zu Stande, der für den glücklichen Ausgang des Freiheitskrieges,

welchen sein Vaterland führte, von der größten Wichtigkeit war, und unterzeichnete, am 20sten Januar 1783, dem schönsten Tage seines Lebens, den Frieden, in welchem die Unabhängigkeit seines Vaterlandes förmlich anerkannt wurde.

Am 24sten Julius 1785 verließ er Frankreich und kam am 15ten September zu Philadelphia an. Sein Empfang war so feierlich, wie es der Stifter der Freiheit seines Vaterlandes verdiente. Er lebte nachdem in einer glücklichen Ruhe des Alters, die aber noch immer durch nützliche Thätigkeit für seine Mitbürger ausgezeichnet war. Seit mehrern Jahren hatte er an Steinschmerzen gelitten. Diese wurden so heftig, daß er gegen ein Jahr lang bettlägerig war. Er behielt indeß den völligen Gebrauch seiner Sinne und zeigte in guten Augenblicken der Krankheit noch immer die Laune und Munterkeit, die ihm im freundschaftlichen Umgange eigen war. Endlich kam ein Lungengeschwür dazu. Er hatte nicht die Kraft, alle Materie von sich zu geben, und starb 1790 in einem Alter von 84 Jahren und 3 Monaten.

Die späteste Nachwelt noch wird es mit Bewunderung hören, daß im 18ten Jahrhundert ein bloßer Privatmann, durch hohe Geisteskräfte, und unter günstigen Umständen, Stifter, Gesetzgeber und Beherrscher eines Freistaats von 45,000 Quadrat-Meilen und 3 Millionen Einwohnern wurde, und an wohlthätiger Wirksamkeit für ihn und das ganze Menschengeschlecht lange Reihen geborner Regenten zu übertreffen vermochte. Und dieser Mann, der

um seine Mitbürger sich so unsterblich verdient machte, bereicherte zugleich auch Künste und Wissenschaften mit den wohlthätigsten und angenehmsten Erfindungen. Vorzüglich wichtig sind seine Entdekkungen über die Elektricität. Wer kennt nicht die franklinische Spinne, die franklinische Zaubergemählde, den Hochverrath und die Verschwörung? Die Batterie brauchte er, wo nicht ganz zuerst, doch mit zuerst und am stärksten. Was schon allein ihn unsterblich machen müßte, ist die, vorzüglich so praktische, Anwendung der Lehre von der Elektricität auf die Theorie der Gewitter. Zwar schon vor ihm hatte Winkler in Leipzig die Gewitterableiter elektrisch gefunden, aber der kühne Gedanke gehört Franklin, man müsse den Blitz, wie die Elektricität, ableiten können. Er wars, der die Werkzeuge erfand, welche Schiffe, Häuser und ganze Städte sichern, welche die Herrschaft des menschlichen Geistes über die fürchterlichsten Elemente und Natursymptomen am deutlichsten zeigen, und uns in den Stand setzen, dem Feuer des Himmels seine Bahn vorzuschreiben. Aber das feine Gefühl des überall wirksamen Mannes und sein vielseitiges Originalgenie dehnte sich auch über schöne Künste und Literatur aus. Jenes Toninstrument, das an Zartheit und Süßigkeit nichts neben sich leidet, die Harmonika, ist von Franklins Erfindung. Auch hat man von ihm einige theoretische Betrachtungen über die Tonkunst, über den Gesang und das Versmaaß eines Volksliedes, über die unrichtige Deklamation unsrer bewundertsten Arien u. s. w. Seine

kleinen Schriften, die Schatz vortrefflich verdeutscht hat, enthalten ächte Lebensweisheit in der reizendsten Form. Die Geschichte seiner Jugendjahre, von ihm selbst beschrieben, kann man nicht aus der Hand legen, ohne innige Hochachtung für den großen Mann zu empfinden. Nahrung für den Verstand findet man reichlich in allem, was aus seiner Feder floß.

Menschenliebe und Freimüthigkeit machten die Grundlage in Franklins Charakter aus. Stets heiter und gleichmüthig, war er im Umgange gegen jeden gefällig und angenehm unterhaltend. Sein System von Lebensweisheit war ganz einfach; er suchte Schmerz und Langeweile durch Mäßigkeit und Arbeit zu erfernen.

Der dreißigste April.

Gest. Johann Jakob Barthelemy.

Aufseher der Alterthümer bei der National-Bibliothek in Paris.

Barthelemy war am 20sten Januar 1716 auf einer Reise seiner Mutter nach Cassis unweit Marseille geboren. Aubagne in der Provence war der Wohnort seiner Aeltern, allgemein geschätzter Menschen, die im Sittlichen dem Sohne zum Muster dienen konnten. Schon im vierten Jahre verlohr er seine Mutter; allein sein edler Vater vertrat bei ihm mit innigster Zärtlichkeit die Stelle des verewigten Weibes, das Vater und Sohn fast täglich an einem einsamen Orte beweinten.

In seinem 12ten Jahre betrat er zu Marseille die Schule der Redekunst, machte bald große Fortschritte, und setzte seine philosophisch-theologische Laufbahn nachher bei den Jesuiten fort. Hier studirte er mit unabläßigem Eifer die arabische Sprache, lernte sie bald reden, und hielt sogar im Saale des

Seminariums, zum höchsten Erstaunen aller Zuhörer, eine auswendig gelernte arabische Predigt. Dies verschaffte ihm den Besuch von einem vorgeblichen Rabbi aus Syrien, welcher sich mit großen morgenländischen Sprachkenntnissen rühmte, mit Barthelemy darinn einen Wettkampf begann, und von dem besser unterrichteten 21jährigen Jünglinge gänzlich überwunden wurde.

Mit Ruhm und Ehre gekrönt verließ der junge Gelehrte das Seminarium, und begab sich nun, voll glühender Forschbegierde, in den Schooß seiner Familie. Zu Marseille weihete ihn der große Alterthumsforscher Cary in die Geheimnisse der Münzwissenschaft ein, und mit der gewöhnlichen Neigung französischer Gelehrten für Paris, als den Mittelpunkt aller Kenntnisse, gieng er in seinem 28sten Lebensjahre in diese Hauptstadt. Seine ausgebreiteten Kenntnisse und sein liebenswürdiger, bescheidener Charakter empfahlen ihn allgemein, er wurde schon nach drei Jahren Mitglied der Akademie der Inschriften und 1753 Oberaufseher des königl. Münzkabinets.

Jetzt lebte Barthelemy ganz in seinem Elemente, das er nun auch durch neue Schätze verherrlichen wollte. Er reiste nach Italien, hauptsächlich in der Absicht, die Folgen von Münzen durch Eintauschungen zu ergänzen. Sein literarischer Ruhm bahnte ihm überall den Weg. Er wurde in dem Land der Künste von Benedikt XIV., von den Kardinälen und vorzüglichen Gelehrten mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen, und in seinen an=

tiquarischen Studien auf die edelmüthigste Art unterstützt. Alles Sehenswürdige wurde seiner brennenden Wißbegierde vorgelegt, und nach seiner Rückkehr beeiferte er sich, der Akademie Rechenschaft von den Beobachtungen zu geben, die er in Italien gemacht hatte. Seine Bemerkungen über die Obelisken, über das Colisäum, über die trajanische Säule, über verschiedene Werke auf erhabenem Grunde, über die Statuen, die Gräber ꝛc. verrathen eine sehr geschickte Hand. Aber nichts beschäftigte ihn mehr als die Erklärung der Palästrinischen Mosaik. Er betrachtete dies kostbare Denkmal als ein sinnbildliches Gemählde, welches die Ankunft des Kaisers Hadrian in Egypten vorstellte. Unsäglichen Fleiß wandte er ferner auf die Enthüllung und genauere Bestimmung des entdeckten phönicischen Alphabets, und viele numismatische Abhandlungen waren überzeugende Beweise seiner gründlichgelehrten Forschungen. Dabei verwaltete er die Aufsicht über eines der ersten Münzkabinete in Europa mit unermüdeter Thätigkeit. Aus 400,000 antiken Medaillen, die zu Paris oder auf Reisen ihm durch die Hände gegangen, wurden von ihm 20,000 zur Vermehrung des königl. Kabinets gewählt, so daß dieses unter seiner Aufsicht sich mehr als verdoppelte.

Mitten unter diesen ernsthaften Forschungen und Arbeiten opferte Barthelemy den Musen, indem er den schönen Roman Carites und Polydor ausarbeitete. Er athmet den gesunden Geschmack des Alterthums, und ist mit einer glänzenden Einfalt geschrieben, voll Reiz und Zierlichkeit.

Sein vorzüglichstes Meisterwerk bleibt aber immer seine Reise des jüngern Anacharsis, welches einen fast übermenschlichen Fleiß, eine Feinheit des Geschmacks, einen Zauber des Vortrags und eine Größe von Gelehrsamkeit verräth, welche Europa mit Recht bewundert hat. Dreißig Jahre lang hatte er an diesem reizenden Gemählde Griechenlands gearbeitet; in seinem 70sten theilte er es der Welt mit, nicht ohne Mißtrauen gegen dessen Fehler. Kaum war der erste Band gedruckt, so wollte er ihn unterdrücken. Man mußte ihm die andern gewissermaßen aus den Händen reißen; bisweilen schlief er außer seinem Hause und versteckte sich, um nur den Arbeitern keine Abschrift liefern zu dürfen. Endlich sah er am Ende von drei Jahren fast wider seinen Willen einen Druck zu Stande kommen, welchen man in wenigen Monaten vollenden konnte. Die öffentlichen Lobpreisungen endigten aber bald die Bangigkeit des bescheidenen Verfassers, und sein Werk kann nur mit dem Untergange der Literatur untergehen. Mehr als 20,000 Citationen waren die Grundlage, auf die er gebaut hatte. Sie sind mit der größten Genauigkeit jeder Seite beigefügt, und entfernen jeden Gedanken der Dichtung, den die Gestalt des Werks erzeugen könnte. Ueber den Sinn dunkler Stellen in den alten Autoren besprach er sich mit den größten Kennern der alten Sprachen; er versammelte oft seine Freunde, um ihnen verschiedene Stücke vorzulesen, und befragte dann jeden besonders, seinem Fache gemäß, was er von solchen Stellen, die da hinein schlugen, dachte. Sein

Werk ward wetteifernd in die vornehmsten Sprachen Europas übertragen, und Barthelemy erlebte noch drei Auflagen des Originals.

Durch die Revolution hatte der edle Greis den größten Theil seiner Einkünfte, die vorzüglich in Pensionen auf geistliche Stiftungen bestanden, verloren, und am Abend seines verdienstvollen Lebens mußte er sich mit dem mäßigen Ertrag seiner Stelle an der National-Bibliothek behelfen, die bei dem niedrigen Werth des Papiergeldes, kaum zu seinen nothdürftigsten Bedürfnissen hinreichte. Dieser Verlust scheint aber nur geringen Eindruck auf seine moralischen und physischen Kräfte gemacht zu haben; denn er behielt in seiner damaligen nicht glücklichen Lage noch immer hinlängliche Munterkeit, um sich, wie er selbst sagte, die im Alter so lästige Langeweile durch literarische Beschäftigungen zu verkürzen. Sein unbescholtener Ruf, so wie der geringe Antheil, den er an den politischen Auftritten der Revolution genommen, ließ vermuthen, daß die damals herrschende Faktion, der alle Männer von Verdiensten verdächtig waren, bei ihm eine Ausnahme machen würde. Doch nein, er ward nicht allein nebst verschiedenen andern bei der National-Bibliothek angestellten Männern bei seiner Sektion als verdächtig denunciirt, sondern auch wirklich im September 1793 arretirt, und nach den Magdelonettes in Verwahrung gebracht. Wiewohl er nur 16 Stunden im Gefängniß verblieb, so war doch durch diesen unvorhergesehenen Vorfall, seine Standhaftigkeit so sehr erschüttert worden, daß von der Zeit an sein

ehemaliger toleranter und sanftmüthiger Charakter eine mürrische und menschenscheue Stimmung erhielt, die oft ihm selbst zur Last wurde. Das Leben hatte nunmehr keine Reize für ihn, besonders da zu der nehmlichen Zeit viele seiner Freunde, mit denen er lange Jahre in der vertrautesten Verbindung gestanden, das ihrige auf dem Schaffot verloren; sein sehnlichster Wunsch war der Tod, der ihn aber erst am 30sten April 1795, eben da er im Horaz las, abrief.

Der erste May.

Gest. Franz von Paris.

Diakonus in Paris.

Aberglauben und Schwärmerei haben im achtzehnten Jahrhundert die Gemüther vieler Sterblichen mit unerbittlicher Strenge beherrscht, und Thorheiten erzeugt, die dem unbefangenen kalten Zuschauer unglaublich dünken. Paris Geschichte ist ein trauriger Beweis davon.

Dieser fromme Schwärmer, der Sohn eines reichen Parlamentsraths, war am 30sten Junius 1690 zu Paris geboren. Von Jugend auf hatte er einen besondern Hang zur Einsamkeit und zu strenger Religiosität. Oft benetzte er die Erde mit Bußthränen, und alles, was er von seinem Vater bekam, schenkte er den Armen. Diese fromme Stimmung brachte ihn um einen beträchtlichen Theil der väterlichen Erbschaft. Denn nach dem Willen seines Vaters sollte er die Rechte studiren. Sein

jüngerer Bruder bekam drei Viertheil, er nur eins. Dies hatte aber auf die Liebe zu seinem Bruder keinen Einfluß. Er wohnte eine geraume Zeit bei ihm, und wendete selbst das geringere Einkommen blos zu wohlthätigen Handlungen an. Im Jahr 1720 übernahm er doch ein öffentliches Amt als Diakonus der Kirche St. Medard in Paris, that aber bald auf alle weitere Beförderungen Verzicht und legte selbst jene Stelle nieder, um sie mit einer Einöde zu vertauschen. In der Folge lebte er wieder in Paris — miethete sich mit ein paar ähnlich denkenden Freunden in ein Haus, lebte dabei äußerst streng, und trieb die Selbstpeinigung aufs höchste. Er hatte nehmlich beschlossen, sich nach dem jansenistischen Ausdrucke, zum Opfer der Buße zu machen, das heißt, sein Leben durch übertriebenes Fasten, strenge Lebensart, gefährliche Kasteiungen des Körpers und andere selbsterdachte Bußübungen aus Liebe zu Gott zu verkürzen. Nun aß er nichts als grobes Brod, Kräuter und Hülsenfrüchte, die er sich selbst schlecht genug zubereitete. Dabei legte er ein zackigtes Eisen auf die Brust, das ihn verwunden mußte, wenn er an die Brust schlug; auch sein Gürtel war mit lauter Stacheln besetzt. Zwar legte er diesen auf Zureden seines Beichtvaters ab; aber er wickelte sich dafür eine eiserne Kette zwei bis dreimal um den Arm; ja er nahm einen eigensinnigen Geistlichen zu sich, der ihn über alle Kleinigkeiten hart und bitter bestrafte, den er aber doch zärtlich liebte und in seinem Testament wohl bedachte. Endlich wohnte er, um seine Verleugnung aufs höchste zu treiben, in einem zerfalle-

nen Schuppen seines gemietheten Gartens, wo ein alter niedergelegter Schrank, sein Bette, und zween große Steine sein Kopfküssen waren. Lange konnte sein Körper diese Selbstquälungen nicht ausdauern. Er starb im Jahr 1727 als das Opfer einer mißverstandenen Frömmigkeit, die er, statt sie durch ein thätiges und gemeinnütziges Leben zu zeigen, in Selbstquaal und Ertödtung jeder sinnlichen Begierde gesetzt hatte.

Sein Leichnam ward auf den Kirchhof St. Medard begraben. Der Ruf seiner beispiellosen Selbstverleugnung und Heiligkeit zog eine große Menge andächtiger Seelen zu seinem Grabe und einer elenden Kammer, wo er gestorben war, um wo möglich irgend eine Relique des Heiligen zu erhalten. Wer nichts fand, versah sich wenigstens mit Erde von seinem Begräbnißorte. Auch fieng man sehr bald an, von wunderthätigen Wirkungen zu sprechen. Kranke, die alle Aerzte für unheilbar erklärt hatten, gelangten auf dem Grabe des Paris zu ihrer Gesundheit. Der berühmteste Augenarzt in Frankreich, Gendron, hatte den Augenschaden eines jungen Spaniers incurable genannt. Ein Stück Leinwand von Paris Hemde und wiederholte Gebete auf seinem Grabe, thaten, was keine Kunst vermocht hatte. Mademoiselle Thibault ward in einer Viertelstunde auf eben diesem Grabe von der Wassersucht und vielen Geschwüren geheilt. Eine andere schlich an Fuß und Zunge gelähmt hin, und lief munter und redend nach Hause. Blindheit, Schlagflüsse, Krebsschaden verschwanden.

Seit dem Jahre 1731 nahmen die angeblichen Wunder eine andere Gestalt an. Alle, die man auf

Paris Grab legte, fielen in Verzuckungen, die sich verloren, so bald man sie davon weg trug. Die Jesuiten sahen darinn einen Triumph der Jansenisten, zu denen sich Paris gehalten hatte, und wirkten einen königl. Befehl aus, den Zugang zu dem Grabe durch eine Mauer zu versperren. Dies änderte wenig in der Sache ab, da die Erde, welche man von dem Grabe gesammelt hatte, auf Erwachsene und Kinder dieselbe Wirkung that. Die Konvulsionen, so man durch Berührung der heiligen Erde bekam, wurden indeß selbst von den bisherigen Vertheidigern der ersten Wunder verschieden beurtheilt. Die Verzückten waren meistentheils gemeine und ungelehrte Leute. Ihre Reden und Weissagungen trafen nicht immer ein. Dabei stellten sie fürchterliche Bußübungen an, fasteten unbegreiflich lang, zerfleischten ihren Körper bis zum Entsetzen und kamen in kein Bette. Kranke Personen erhielten durch die Konvulsionen ihre Gesundheit wieder; Lahme, Blinde, Verwachsene, Wassersüchtige sah man nach kurzer Zeit wieder hergestellt. Maria Johanna Fourcroy, die fast an allen Gliedern verwachsen, gelähmt und noch dazu blind und wassersüchtig war, bekam ihr Gesicht am Ende einer neuntägigen Andacht wieder, verlohr durch etwas in Wein eingenommener Erde vom Grabe des Heiligen, worauf die heftigsten Zuckungen folgten, die Wassersucht, sah den Vorwuchs ihres linken Fußes durch eine Konvulsion gehoben, und bekam durch entsetzliche Schläge, die sie sich, vom Instinkt getrieben, geben ließ, wieder einen geraden Rückgrad, da derselbe vorher einem römischen S gleichgesehen hatte. Auch an andern verrichteten die Konvulsionairs sogar Wunder, wenn sie den

Kranken etwas Wasser, das mit Erde vom Grabe des Paris vermischt war, zu trinken gaben.

Einige schwärmten so fanatisch, daß sie sich bald für Johannes den Täufer, bald für Elias ausgaben. Andere fühlten sich durch einen innern Trieb gedrungen, Kranke zu pflegen und ihnen die abscheulichsten Wunden auszusaugen. Noch andere stellten mit ihrem Körper das Leiden Christi vor. Man will an Händen und Füßen rothe Flecken bemerkt haben. Wenn sie die Leiden der Märtyrer abbildeten und sich brennenden Kohlen näherten, sollen kaum ihre Kleider versehrt worden seyn. Einige lagen viele Tage wie im Zustande des Todes, mit offnen Augen, aber ohne alle Bewegung und Empfindung.

Auf dieses seltsame Spiel der Schwärmerei folgte noch ein anderer Auftritt, der noch fürchterlicher war. Man sah Menschen das von andern als eine besondere Wohlthat erbitten, was man gewöhnlicherweise für die grausamsten Barbareien halten würde. Die Konvulsionairs empfanden nehmlich bei ihren Konvulsionen zuweilen außerordentliche Schmerzen und einen unwiderstehlichen Trieb, sich selbst die grausamsten Schläge zu geben, oder die Gegenwärtigen um dergleichen gewaltsame Hülfsleistungen anzuflehen. Empfand z. B. ein solcher Konvulsionair Schmerzen an Händen und Füßen, so mußten die Umstehenden ihm diese Glieder mit solcher Gewalt aus einander zerren, als wenn sie ihm dieselben aus dem Leibe reißen wollten. Fühlte er Schmerzen auf der Brust, so mußte man diesen Theil des Leibes entweder auf eine fürchterliche Art zerquetschen, oder die entsetzlichsten Schläge darauf thun. Empfand er große

Hitze und Kälte, so bat er flehentlich, ihn in ein brennendes Feuer zu werfen; oder waren seine Schmerzen Stichen ähnlich, so mußte man ihm mit einem scharfen Degen gerade in den schmerzenden Theil, auch die Augen nicht ausgenommen, mit möglichster Gewalt stechen. Und diese mörderischen Begegnungen sahen die betrogenen Elenden für den größten Liebesdienst an.

Alle diese Begebenheiten geschahen in Paris — unter den Augen der erklärtesten Feinde der Jansenisten, die sie in Schutz nahmen. Mongeron, ein reicher und gelehrter Mann, Parlamentsadvokat, nichts weniger als eifriger Katholik, vielmehr eine geraume Zeit ein entschiedener Freidenker und in allen Gesellschaften der lauteste Spötter über dies alles, giebt zuletzt drei Quartbände heraus, um die Wahrheit aller dieser Wunder zu beweisen! Er geht auf das Grab des Paris, um die Sache lächerlich zu machen, und kommt als ein völlig Glaubiger zurück. Er bringt die gehäuftesten Zeugnisse von Aerzten und Nichtärzten bei, und unter allen wunderbaren Begebenheiten neuerer Zeit sind wenigstens keine mit solcher selbst gerichtlichen Genauigkeit untersucht und dokumentirt worden. Kalte Prüfer fanden freilich mancherlei Bedenklichkeiten, und was sich gegen das wundersame Phänomen einwenden läßt, sagt Leß in seiner Wahrheit der christlichen Religion Seite 486 — 549.

Der zweite May.

Gest. Friedrich Gedike.

Königl. Preuß. Oberkonsistorial- und Oberschulrath.

Der weise Genius der Menschheit bediente sich eines Gedike, um die wohlthätigsten Reformen im Schulwesen zu veranlassen. Er war der Sohn des Predigers zu Boberow in der Priegnitz, und am 15ten Januar 1755 geboren. Bis ins neunte Jahr wuchs er wild und fast ganz sich selbst überlassen unter den Söhnen der Bauern auf. Jetzt starb sein Vater, und nun kam der verwaiste Knabe in den kümmerlichsten Umständen erst auf die Schule nach Seehausen, bald aber auf das Züllichauer Waisenhaus, wo der berühmte Steinbart Vaterstelle bei ihm vertrat. Der Leitung dieses trefflichen Mannes dankte er vornehmlich die Entwickelung seiner Talente, die lange in tiefen Schlummer lagen.

Gedike war zum Theologen bestimmt, und gieng in dieser Absicht 1771 nach Frankfurt. Schnell reiften jetzt in ihm die glücklichsten Talente, die in wenig Jahren Früchte trugen, welche aller Augen auf ihn hinlenkten. Er trank aus der reinen Quelle der Griechen und Römer, nahm ihre unsterblichen Todten zum Mu-

ster, und horchte auf die Leyer Apolls wie auf die Lehren der neuern Weisen. Steinbart nahm sich auch in Frankfurt seiner våterlich an, bis er 1775 als Hauslehrer der beiden Sôhne des ehrwürdigen Spalding nach Berlin kam. Hier verlebte er ein paar glückliche Jahre, wurde dann Subrektor des Friedrichswerderschen Gymnasiums, und schon 1781 Direktor desselben. Nachdem er diese Anstalt mit seltener Einsicht und Thätigkeit in die blühendsten Umstände versetzt hatte, wurde er 1791 Büschings Assistent und Mitdirektor des Berlinisch-Köllnischen Gymnasiums, und nach zwei Jahren wirklicher Direktor. Schon vorher war er Oberkonsistorialrath, Oberschulrath und Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin geworden.

In allen diesen Verhältnissen stiftete Gedike ausserordentlich viel Gutes, und bewirkte besonders im Schulwesen die wesentlichsten Verbesserungen. Er war frei von Vorurtheilen und steifer Anhänglichkeit am Alten oder Neuen, und eben so fähig, wohlthätige Plane zu entwerfen, als sie auszuführen. Seine Ideen, Einrichtungen und Vorschläge waren dem Geiste des Zeitalters und den Umständen angemessen. Sein heller Blick durchschaute die Gegenstände von allen Seiten, und nahm auch auf unbedeutend scheinende Lokal- und Zeitverhältnisse Rücksicht. Daher entstand durch ihn so manches Vorzügliche, das die schärfste Probe aushielt; daher trugen unstreitig viele seiner Veränderungen und Verbesserungen das Gepräge des Meisters, aus dessen Werkstatt sie kamen. Sein Geist gieng besonders auf mehrere Lehranstalten in den preuß. Staaten, denen er Lehrer gebildet hatte, über. Diese führten, so viel es

ihre Lage verstattete, seine Erziehungsgrundsätze, Lehrmethoden und disciplinarischen Einrichtungen mit seinen Lehrbüchern ein, und so verbreitete er auch mittelbar, außer seinem nächsten Wirkungskreise, Heil und Segen über die heranwachsende Jugend. Er selber besaß große Lehrgaben; sein mündlicher Vortrag war voll Leben und Feuer, dabei natürlich und gründlich. Bewundernswürdig war dabei seine Thätigkeit als Geschäftsmann. Er penetrirte schnell, erwog mit reifem Beurtheilungsvermögen seinen Gegenstand von mehrern Seiten, ordnete seine Ideen und brachte sie ordentlich im Zusammenhange aufs Papier. Daher entstanden unter seiner Hand Gutachten, Berichte und Generaltabellen, die mit Recht den Beifall der Kenner hatten. Er wußte bei noch so starkem Konvoluten von Akten sich leicht durchzuarbeiten und die Schale vom Kern zu sondern. Bei der gränzenlosen Thätigkeit, und dem Ehrgefühl, das ihn spornte, brachte er Licht in das dichteste Dunkel. Stets war er mit neuen Planen und Ideen beschäftigt, und fast immer fand man ihn in seinem Zimmer unter Akten, Schriften und Zeitungen gleichsam vergraben.

Das schriftstellerische Verdienst dieses trefflichen Schulmannes ist nicht minder groß und vielseitig. In der griechischen Literatur hat er sehr vieles *geleistet*. Seine Uebersetzungen griechischer Schriftsteller *erheben* sich weit über die gewöhnliche Art zu übersetzen; man merkt es ihnen an, daß sie aus dem Original mit wahrer Sprach- und Sachkenntniß gemacht sind, und sie lassen sich wie Originale lesen. Seine Anmerkungen zeichnen sich durch ungemeine Sprachkenntniß, Belesenheit, Geschmack, glück-

lichen Scharfsinn, zuweilen auch durch Kühnheit aus. In seinem übersetzten Pindar lebt alles, alles ist voll Dichtergeist und Dichterausdruck; der Uebersetzer ist neu und stark und kühn wie sein Original. Und eben der Mann, der Pindars erhabenen und kühnen Ton so glücklich traf, ist auch der beste Uebersetzer des feinen, simpeln, im höchsten Grad eleganten Plato, und in seiner Ausgabe des Philoktet vom Sophokles herrscht eine Fülle wohlverdauter Gelehrsamkeit. Als Lehrbuch gab er Ciceronis historia philosophiae antiquae 1782 heraus, davon 1801 eine neue Auflage erschienen ist. Seine Schulbücher sind an vielen Orten eingeführt; daher ihr Absatz so beträchtlich ist. Vom lateinischen Lesebuche hat man schon die 12te Ausgabe, vom französischen die 8te, und vom griechischen die 7te, ohne die vielen Nachdrücke zu rechnen. Diese Lesebücher unterscheiden sich durch Interesse und Unterhaltung für die Knabenseele Leichtigkeit, Kürze und Abwechselung, moralische Bildung, gelegenheitliche Beförderung des Lernens und Wiederholens vieler nützlicher und nothwendiger historischer Kenntnisse, und Erleichterung der Vorbereitung und Wiederholung durch angehängte Register, vor den meisten ähnlichen Arbeiten sehr zu ihrem Vortheile.

Kenner sind darinn einverstanden, daß seine Schulschriften einen Schatz richtiger theoretischer Bemerkungen und sicherer Erfahrungen enthalten. Wenn er Schuleinrichtungen beschreibt und ihre Wirkung schildert, so ist von einer wirklichen Sache, und nicht, wie er sich einmal ausdrückt, von der Schule zu Eldorado die Rede. Wenn er verjährte Mißbräuche rügt, Lehrmethoden beschreibt, die Stufen des Unterrichts feststellt,

Hülfsmittel zur Erhaltung der Disciplin u. dergl. darlegt, so erkennt man den denkenden Pädagogen, der sein Feld mit Kenntniß und Treue anbaut. Mit seinem Freunde Biester gab er die ältere Berlinische Monatsschrift vom Jahre 1783 an bis zum 17ten Bande heraus, und bereicherte sie mit mehrern vortrefflichen Aufsätzen. Seine Reden und lyrischen Gedichte dürfen nicht unerwähnt bleiben. Seine Bilder und Gleichnisse, sein Flug der Phantasie, sein dichterischer Geist, sein fernigter Ausdruck und seine meisterhaften Uebergänge von einer Idee zur andern müssen von jedem anerkannt, empfunden und bewundert werden. Er wagte sich zuweilen auch mit seltener Gewandtheit des Geistes in das Gebiet der Kunst, und mehrere sinnreiche lapidarische Inschriften bei Prachtgebäuden und Kunstwerken wurden von ihm verfaßt.

Eine dauerhafte körperliche Konstitution unterstützte seine Thätigkeit ungemein. Von Jugend auf hatte er einen exemplarischen Wandel geführt, und bei seiner einfachen Lebensart wurde seine Gesundheit nie unterbrochen, eine heftige Krankheit im Jahr 1785 ausgenommen. Er machte im Jahr 1797 eine Reise nach Italien, und bald nach seiner Rückkunft äußerte sich eine Abnahme seiner körperlichen Kräfte. Im Sommer des Jahrs 1802 reiste er, einem höhern Auftrage zu Folge, in Schulangelegenheiten nach Süd- und Neu-Ostpreußen, und fiel gegen das Ende dieses Jahrs in eine heftige Nervenkrankheit. Als es sich zur Besserung anließ, beschloß er zur gänzlichen Herstellung seiner Kräfte eine Reise in die südlichen Länder zu unternehmen. Es kam aber nicht dazu, denn er starb am 2ten May 1803, nachdem

er sich bis zum letzten Athemzug mit seiner Schulanstalt beschäftigt hatte.

Gedike hatte ein rasches und feuriges Temperament, war zuweilen heftig und derbe in seinen Aeußerungen, aber sogleich wieder sanft, wenn der Gegenstand seines Unwillens außer seinem Gesichtskreise lag. Nicht leicht pflegte er Jemanden etwas nachzutragen. Es gelang ihm in der Regel, Kränkungen zu vergessen, und durch andere Geschäfte ganz aus seinem Gemüthe zu tilgen. Geradheit, Offenheit, Unbefangenheit waren die hervorstechendsten Züge in seinem moralischen Charakter. Wovon er sich überzeugt hielt, dies äußerte er. Er gieng nicht um eine Sache herum, und kümmerte sich wenig um Urtheile und Folgen. Sein äußeres Benehmen hatte etwas Zurückstoßendes, das nicht geeignet war, Liebe und Zutrauen zu erwecken; doch schätzten ihn seine Freunde, wenn sie gleich, wie es nicht anders seyn konnte, in manchen Stücken anderer Meinung seyn mochten. Für die jüngern Lehrer sorgte er besonders, und wandte ihnen gern noch Privatunterricht zu, um ihre ökonomischen Umstände zu verbessern. Das physische Wohl der Lehrenden lag ihm väterlich am Herzen. Er hörte gern Wahrheit und ließ sich von denen, welche er als Wahrheitsfreunde erkannt hatte, manches sagen. Aber sein Benehmen sowohl gegen Bekannte als gegen Fremde konnte in der Regel nicht Herzen gewinnen und anschließen, daher man ihn mehr fürchtete, als liebte. Er liebte seine Gattin, und war der zärtlichste Vater von fünf Kindern, für deren Ausbildung er die größte Sorge trug.

Der dritte May.

Gest. Johann Conrad Heidegger.

Bürgermeister in Zürich.

Im Segen verdient das Andenken des Patrioten zu bleiben, dessen einziges Geschäfte es war, das Beste des Staats, an dessen Ruder er saß, aus allen Kräften zu fördern, und jedes Bürgers Wohlfahrt nach Vermögen zu gründen umd zu sichern. Ein solcher Patriot war Heidegger, geboren in Zürich im Jahr 1710. Frühzeitig gewöhnte er sich sowohl an Anstrengung der Aufmerksamkeit, als auch an standhafte Beobachtung alles dessen, was er für gut ansah. Die Umstände brachten es mit sich, daß er als ein kleines Kind bei seiner Wärterin schlafen mußte, Wer es ihm, bei Anlasse der Geschichte Josephs, gesagt haben mochte? Er hatte gehört, daß es Sünde sey, bei einem Weibe zu schlafen, die ganze Nacht hindurch zwang er sich,

die Augenlieder offen zu halten. Dieser frühe Eindruck der Gottseligkeit hat sich durch sein ganzes Leben nicht verloren.

Da Heidegger in seiner Jugend immer las, und den Umgang alter und weiser Leute suchte, wurde er als ein altkluger Jüngling und Sonderling verspottet: allein er war zärtlich und fröhlich; nur gewöhnte er sich, die Zeit sparsam zu nützen, und die späte Reue, die so viele bei reifern Jahren unheilbar kränkt, auf alle Weise zu verbannen. Die Logik war frühzeitig seine Lieblingsbeschäftigung, und Wolfens Logik insbesondere sein Taschenbuch. Daher schrieb sich sein tiefeindringender Verstand und seine richtige Beurtheilung, die ihn durchgehends auszeichnete.

Vom Lande, wo er von seinem Vater, einem Landvogt, erzogen wurde, kam er nach Lausanne, und von da nach Berlin. Hier war es, wo sich sein großer Geist hauptsächlich zu dem Posten bildete, den er einmal bekleiden sollte. Er sah hier in allen Fächern der Regierung Männer von großen Einsichten mit desto größerm Glück arbeiten, weil ihre Wirkungskraft in den engen Kreis ihrer Geschäfte eingeschlossen war: er sah den Monarchen allenthalben Ernst und Arbeitsamkeit andringen, und lernte anschauend erkennen, wie unendlich viel Gutes durch eine planmäßige Behandlung der Geschäfte bewirkt werden könne. Nach seiner Zurückkunft bereitete er sich auf der Kanzley zum Dienst des Staats zu; machte sich als Kanzlist alle Staatsprotokolle bekannt, und brachte die übrigen Stunden auf der

öffentlichen Bibliothek zu, deren Katalogus er verfertigte; verwaltete hierauf eine Gerichtshalterei auf dem Lande, gieng wieder nach Berlin, machte neue Bekanntschaften, wurde endlich 1741 ein Mitglied des großen Raths, und bekleidete verschiedene Aemter, in deren jedem er Denkmäler seiner Weisheit hinterließ. Um seinen Entwürfen Eingang zu verschaffen, trug er sie nicht immer selbst vor; er unterschob sie diesen oder jenen unter den Häuptern des Staats. Wenn nur das Gute durchgesetzt wurde, so blieb er gerne verborgen. Er hauptsächlich endigte die höchst verwickelten Toggenburger Streitigkeiten, war Gesandter bei den Unruhen in Genf, und stieg endlich im Jahr 1768 zu der höchsten Würde eines Bürgermeisters.

Was sonst große Weise kaum im Traume sich vorstellten durften, das stellte der weise Heidegger ausgeführt dar. Nach und nach veränderte sich, unter seiner einsichtsvollen Leitung, der Nationalcharakter des Volks. Künste und Wissenschaften erhielten einen neuen Glanz, da sie sich auf die Ausübung und Anwendung im gemeinen Leben lenkten. Alte, eingewurzelte Vorurtheile verdarben in ihren Wurzeln, und machten den gesundesten Staatsmaximen Platz, bei welchen die verworrensten und gefahrvollesten Staatsgeschäfte berichtigt wurden, und das Ansehen des richterlichen Standes in der Nähe und in der Ferne in einem noch nie gesehenen Glanze erschien. Die Erziehung der Jugend in den öffentlichen Schulen verwandelte sich in die schönste planmäßige Nationalanstalt. Die Staats-

kassen bereicherten sich zu gleicher Zeit, da sich ihre nützlichen Ausgaben zu allerhand neuen Anstalten täglich vermehrten. Die Anhäufung des baaren Geldes erhielt einen neuen Kreislauf, der alle Jahre mehr Geld von außen ins Land zog, und ohne starke Erschütterung erleichterte sich die Last der Schulden, die das Land drückten. Es entstand ein allgemeines Wetteifern, gute Anstalten zu machen. Kein Theil der Polizei blieb übrig, in welchem man nicht gesegnete Einflüsse davon bemerkte. Die Armen wurdeu planmäßiger versorgt, und verhütet, daß die reichen Almosen nicht zur Pflanzung des Müssiggangs dienten. Die Waisenkinder erhielten eine gesunde, prächtige Wohnung, bessere Nahrung und eine vortreffliche Erziehung. Der Vorrath auf die Zeiten des Mangels und der Theurung ward vermehrt, und man genoß in der fürchterlichsten Hungersnoth den Segen einer guten Polizei. Die Straßen wurden verbessert; der Feldbau ermuntert. Die öffentliche Bibliothek ward bei geringen Einkünften auf eine erstaunliche Weise vermehrt.

Heidegger arbeitete gewöhnlich von der vierten Morgenstunde an. Wenn die Geschäfte ihm längere Ruhe gestatteten, so waren sein Landhaus, die Landwirthschaft, niedere Bauerhütten seine liebsten Freuden, den großen Römern gleich, die auch beim Pflug groß blieben. Sein äußerliches Ansehen, seine Kleidung, seine Wohnung, seine Bedienung, seine Herablassung, seine Leutseligkeit waren wie die schöne Natur, ganz einfach, ohne Schwulst, ohne Geräusch, ohne Pracht; verriethen aber beim

ersten Anblick den philosophischen Republikaner, der nicht sich, wohl aber das Vaterland zu erheben und glücklich zu machen bedacht war. Bei seiner mathematischen Richtigkeit im Denken war er zwar standhaft in Ausführung wohl überlegter Plane; doch auch biegsam und nachgebend in der Wahl der Mittel. Er besaß das glücklichste Gedächtniß, eine unnachahmliche Beredsamkeit, eine Kunst seine Gegner zu gewinnen, und ein eben so großes und gutes Herz, als einen großen Verstand; er war wohlthätig, entfernt von aller Rache und Härte im Strafen, sich selbst immer gleich, immer thätig, selbst unter körperlichen Schmerzen, häuslichem Kreuze, und bei fast allgemeiner Verkennung seiner patriotischen Absichten bei Beförderung des Bundes mit Frankreich. Durch ihn hauptsächlich kam dieses Bündniß zu Stande, weil er bemerkte, daß damals der Ton in den Kabinetten den Freistaaten gar nicht günstig war, und sich durch fürchterliche Begegnisse offenbarte — er wollte durch mächtige Bündnisse seinen Staat gegen gewisse Eroberungsabsichten sichern. Darüber lästerte ihn der Pöbel; er aber ließ sich dies nicht anfechten, und betete noch auf seinem Sterbebette für die, so ihm aus Unwissenheit seiner guten Absichten zu viel gethan hätten. Nicht ein Wort entfiel ihm in den letzten Stunden der Verwirrung seiner Sinne, das einen unedlen Gedanken, einen Schatten von Haß und Rache verrathen hätte: auch träumend sorgte er für den Staat. Oft hörte man ihn sagen: „Nach allen Kräften muß man dem Vaterlande dienen, die

Belohnung aber von sich selbst und von dem Himmel erwarten.“ Man glaubte den Schutzengel des Vaterlandes zu hören, wenn er die Landleute vor Mißbräuchen warnte, und sie zum Fleiß ermunterte. Nach einem so gemeinnützigen Leben beschloß er seine irdische Laufbahn am 3ten May 1778.

Der vierte May.

Gest. Tippo Saheb.

Sultan von Mysore.

Tippo Saheb war im Jahr 1751 geboren. Der große Hyder Ali war sein Vater, der mit vieler Sorgfalt die jugendliche Unerfahrenheit seines Sohnes leitete. Um ihn zu Geschäften zu bilden, nahm er ihn bei guter Zeit in seinen geheimen Rath. Auf den Feldern des Mars mußte er streiten lernen, wo er oft Zeuge von dem heroischen Muthe seines Vaters war. Im 16ten Jahre seines Alters heurathete er die Tochter Anaverdi-Chans, eines indostanischen Fürsten, wodurch er Nabod von Karnate wurde. Am 10ten Dezemb. 1782 starb Hyder Ali, als er eben in einen Krieg mit den Engländern verwickelt war. Der Tod setzte seiner siegreichen Laufbahn ein Ziel, und befreite Großbritannien von seinem furchtbarsten Feinde.

Tippo Saheb, der damals in sein 31stes Jahr gieng, nahm sogleich vom Throne Besitz, hatte

aber den Schmerz, sein Reich in verschiedenen Gegenden von den Engländern grausam verwüstet zu sehen. Er zog ihnen an der Spitze einer Armee von 50,000 Mann, unter denen man 2400 Franzosen zählte, entgegen, und war eben mit der Belagerung von Mangalor beschäftigt, als die Nachricht von dem Frieden zwischen Frankreich und England ihn der Hülfstruppen beraubte, ohne welche es ihm sehr schwer wurde, in Belagerung einer Seestadt, die von Europäern vertheidigt wird, glücklich zu seyn, da sie zur See alles, was sie nur brauchte, bekommen konnte. Er trat deswegen, da seine Staaten der Ruhe so sehr bedurften, am 11ten März 1784 dem allgemeinen Frieden bei, und endigte diesen ererbten Krieg, zwar ohne Eroberung, aber auch ohne Verlust. Jetzt besaß er ein Reich, das 4600 Q. M. im Umfange hatte, und über 30 Millionen Rupien oder 20 Millionen Thaler jährlicher Einkünfte abwarf.

Seit mehr als zwei Jahren hatte sich Tippo Saheb nicht in dem Schooße seiner Familie befunden; der Friede erlaubte ihm endlich, sie in die Gärten von Hyder-Nagur zurückzuführen. Bald darauf bekam er hier von mehrern indostanischen Fürsten Gesandtschaften, welche ihn versicherten, daß sich alle Völkerschaften in dem Verlangen vereinigten, die Engländer aus Indien zu vertreiben. Der eroberungssüchtige Sultan trat mit Vergnügen einer Konföderation bei, schickte im Jahr 1785 eine Gesandtschaft nach Frankreich, um neuen Beistand gegen seine geheimen Feinde zu erhalten, und ließ sich 1789 in einen Krieg mit ihnen ein, der sich aber für ihn 1792 sehr un-

glücklich damit endigte, daß er die Hälfte seines Landes an seine Feinde abtreten mußte.

Rache war seitdem der Hauptgedanke, der seine Brust erfüllte, und weil dieser gewöhnlich lieber sich der List bedient als offener Gewalt, so suchte auch Tippo die indostanischen Fürsten heimlich in sein Interesse zu ziehen, und seine alten Verbindungen mit Frankreich wieder anzuknüpfen, um die Verjagung der Engländer aus Ostindien zu bewerkstelligen. Die Engländer entdeckten seine Plane, fielen im Februar 1799 in sein Land ein, eroberten in kurzer Zeit die beiden Provinzen Mysore und Canara, und belagerten Tippo in seiner Hauptstadt Seringapatnam, dieser durch den ganzen Orient berühmten Festung, welche durchaus für unüberwindlich gehalten wurde. Es wurde am 4ten May ein Sturm gewagt, in dem Tippo mit einer großen Zahl seiner Leute das Leben verlohr. Man weiß nicht, wer ihn in den Staub legte, vermuthlich weil die Juwelen, welche er beständig an sich trug, zu kostbar waren, als daß der glückliche Soldat, dem sie nun zufielen, seine Beute bekannt zu machen gewagt hätte. Man fand seinen Körper, der an 5 Stellen verwundet war, mitten unter den Erschlagenen, und begrub ihn am 5ten May mit militairischen Ehrenbezeugungen in dem Mausoläum seines Vaters.

In Tippo's Palaste fand man eine ungeheure Menge gemünztes Geld, Gold- und Silbergeräthe, Juwelen, reiche Stoffe und andere überaus seltene und köstliche Artikel, die aber ohne Geschmack und Ordnung durch einander lagen. Außer dem Serail und den Audienzsälen waren alle Zimmer damit angefüllt. Die Ju-

welen waren sämmtlich in Gold gefaßt, und befanden sich in Armbändern, Ringen, Zitternadeln, Halsgeschmeiden, Federn u. s. f. Viele Säbel waren aufs köstlichste mit Gold und Juwelen ausgelegt, weil sie ursprünglich als Geschenke hieher kamen. Zu diesen angehäuften Schätzen denke man sich noch verschiedene weitläuftige Niederlagen mit den reichsten Hausgeräthen, den köstlichsten Teppichen und den theuersten Stoffen und Zeugen angefüllt. Die Ballen mit den feinsten Mouselinen, Kammertüchern, wollenen Tüchern, seidenen Zeugen und Schawls, welche sich in diesem Theile des Palastes befanden, waren so zahlreich, daß man 500 Kameele damit beladen zu können glaubte. Kurz, in dieser erstaunlichen Sammlung war alles, was man sich nur durch Macht verschaffen oder mit Gelde erkaufen konnte; Fernröhre und optische Gläser von jeder Art, Spiegel und Gemählde in unermeßlichem Ueberflusse; von dem vorräthigen Porzellaine hätte man eines der größten Handelsmagazine anlegen können. Das Köstlichste war Tippo's Thron, und das Merkwürdigste ein mechanisches Kunstwerk, das einen Tyger vorstellte, der einen Europäer fraß. Alle diese ungeheuren Schätze fielen in die Hände der Engländer, die dem Reiche des Sultans gänzlich ein Ende machten.

Tippo Saheb war einer von den großen und kühnen Köpfen, die die Natur nur selten hervorbringt. Tief durchdachte Plane, kühne Unternehmungen, kluge Ausführung, Mäßigkeit im Glück: dies sind die Eigenschaften, die diesen Fürsten auszeichneten. Er umfaßte mit einem Blick die verschiedenen Gegenstände der Staatsverwaltung und der militairischen Operationen, und bewies

wies bei der erstern eben so viel Politik, als bei den letztern List und Verschlagenheit, nachdem es die Umstände erfoderten. Krieg und Feldzüge waren die Lieblingsgegenstände seines Nachdenkens. Er pflegte oft zu sagen, daß er lieber zwei Tage wie ein Tyger, als hundert Jahre wie ein Schaf leben wolle. In seinen Staaten scheint er eine strenge, aber keine schlechte Regierung geführt zu haben. Man fand sie, selbst nach dem blutigsten Kriege, in wenigen Jahren wieder blühend und volkreich, und seine Unterthanen waren mit ihm zufrieden. Für einen indianischen Fürsten war er lernbegierig und gelehrt, wie seine hinterlassene Bibliothek bewies, und, was man sonst Männern seines Standes nicht vorzuwerfen hat — ungemein schreibselig. Der schlimmste Zug in seinem Charakter war eine brutale Grausamkeit. Es beseelte ihn ein Feuereifer, die Heiden zur Annehmung des Korans zu zwingen; daher wurden auf der malabarischen Küste Braminen halbtodt geprügelt, wenn sie ihren Glauben nicht verleugnen wollten, oder mit Gewalt beschnitten. Die Christen, welche sonst in Mysore und Canara sehr zahlreich waren, ließ er nicht besser behandeln, daher unter seiner Regierung 70,000 christliche Einwohner allein aus Canara auswanderten.

Tippo war ungefähr 5 Fuß 8 Zoll groß, hatte einen kurzen Hals, breite Schultern und war wohlbeleibt; seine Hände und Füße waren verhältnißmäßig klein, er hatte große volle Augen, kleine gewölbte Augenbräunen und eine Habichtsnase. Seine Gesichtsfarbe war braun und seinen Zügen fehlte es nicht an Würde. Mit Tagesanbruch stand er auf, und nachdem er sich gerieben und gewaschen hatte, las er eine Stunde im

Koran. Dann gab er seinen Offizieren und Staatsbedienten Gehör. Hierauf gieng er ungefähr eine halbe Stunde in die Niederlage seiner Kostbarkeiten. Nach seiner Rückkunst wurde das Frühstück aufgetragen, welches hauptsächlich aus Nüssen, Mandeln, Obst, Gallerte und Milch bestand. Seine drei jüngsten Kinder und ein Sekretair leisteten ihm dabei Gesellschaft. Während des Frühstücks sprach er vornehmlich von seinen vorigen Kriegen und künftig auszuführenden Planen. Auch diktirte er um diese Zeit den Hauptinhalt der Geschäftsbriefe, die er schreiben ließ. Nachher legte er seine besten Kleider an und begab sich in den Audienzsaal, wo die gewöhnlichen Regierungsangelegenheiten abgethan wurden. Außerdem war seine Tracht ganz schlicht und einfach. Abends ritt er aus und ließ die Truppen manövriren. Wenn er wieder in den Palast zurück kam, empfieng er die Berichte über die Arbeiten in den Arsenälen und Manufakturen, ferner Nachrichten und Neuigkeiten von seinen Spionen. Den Abend brachte er gemeiniglich mit seinen drei ältesten Söhnen und etlichen vornehmen Staatsbedienten zu. Mehrentheils behielt er sie alle zur Tafel, und während derselben war seine Unterhaltung aufgeweckt, angenehm und unterrichtend. Gleich nach der Abendtafel wurde die Gesellschaft entlassen, und er machte sich dann allein einige Bewegung. Wenn er sich müde gegangen hatte, legte er sich auf sein Kanapee, und las ein religiöses oder historisches Buch, bis er einschlief.

Der fünfte May.

Gest. Sebastian Joseph von Carvalho, Graf von Oyras, Marquis von Pombal.

Portugiesischer Staatsminister.

Sebastian Joseph von Carvalho wurde 1699 geboren — an welchem Orte Portugalls? ist nicht zuverläßig bekannt. Als ein armer Edelmann verlegte er sich anfangs auf die Rechte, weil sich auf diesem Wege am ersten eine bedeutende Stelle im Reiche erwerben ließ. Seinem feurigen Geiste behagte aber diese Laufbahn nicht lange, und noch ehe er es in den Studien sonderlich weit gebracht hatte, wurde er Soldat. Zu diesem Stande schien er von Natur ganz bestimmt zu seyn, denn er verband mit allen einem Offizier zur Ehre gereichenden Talenten einen wohlgebildeten starken Körper und eine feste Gesundheit; allein bei seinem thätigen, lebhaften Charakter, bei seinem Muth und Unternehmungsgeiste hätte er durchaus unter einem andern Heere, als unter dem portugiesischen, dienen sollen. Er fand hier viel zu wenig Nahrung für seinen Thätigkeitstrieb, und gerieth daher auf mancherlei Irrwege. Er kam in schlechte Gesellschaft, wurde unter seinen Genossen bald der erste,

zog sich das Mißfallen seiner Vorgesetzten zu, wurde zurückgesetzt, und dankte aus Verdruß darüber ab.

Nun lebte er mehrere Jahre sich selbst und in engern Familiengesellschaften, welche viel zu einer edlern Richtung seiner Kräfte beitrugen. Er wurde durch sein artiges Betragen sehr bald der Liebling der Weiber, heurathete eine reiche Witwe, machte sich bei Hofe beliebt, und erhielt durch die Vermittelung seines Onkels, eines infulirten Kanonikus, die Stelle eines außerordentlichen Gesandten am großbrittannischen Hofe. Nach einigen Jahren wurde er zurückberufen, und bald darauf gieng er mit geheimen Aufträgen nach Wien. Hier wußte er sich durch seine persönlichen Vorzüge die besondere Huld Marien Theresiens zu erwerben, welche ihm auch bei seiner zweiten Vermählung mit einer jungen Gräfin von Daun, da seine erste Gemahlin indeß gestorben war, große Dienste leistete.

Sobald Joseph Emanuel im Jahr 1750 den portugiesischen Thron bestieg, wurde Carvalho Staatssekretair der auswärtigen Geschäfte; eine Stelle, wodurch er einen bedeutenden Einfluß in die ganze Staatsverwaltung erhielt. Er wußte es sehr bald dahin zu bringen, daß er dem Könige ganz unentbehrlich wurde, und faßte nun den Entschluß, sich der ihm dadurch zu Theil gewordenen Macht so zu bedienen, daß jeder in ihm den unumschränkten Monarchen sehen sollte.

Portugall befand sich damals in der traurigsten Lage. Seine Finanzen waren zerrüttet, keine Staatsbedienung gehörig besetzt. Alles war dem Einflusse der Geistlichkeit, besonders der Jesuiten unterworfen; jedem Angriffe einer feindlichen Macht zu Wasser und

zu Land ohne alle Vertheidigung ausgesetzt; von Niemanden geachtet und von den Meisten verspottet, verlohr es sich gänzlich unter den kultivirten Staaten Europa's. Carvalho beschloß, sein Vaterland aus dieser entehrenden Lage zu reißen, und gieng sogleich muthvoll an's Werk. Seine Thätigkeit wurde zum aufmunternden Beispiel für viele bisher unthätige Staatsbeamte; durch seine Vermittelung wurden die Finanzen in bessere Ordnung gebracht, Schiffe gegen die Seeräuber, die so oft die portugiesischen Küsten beunruhigten, ausgerüstet, und selbst eine Verbesserung der in den schlechtesten Umständen sich befindenden Landarmee angefangen. Aber seine größte Aufmerksamkeit blieb auf die Belebung der Industrie und des Landbaues gerichtet. Dabei fand er freilich den größten Widerstand von Seiten des hohen Adels und der Jesuiten, ohne sich doch im mindesten irre machen zu lassen. Der Adel mußte jetzt zum erstenmale mit Beschämung fühlen, wie wenig Geburt und äußeres Ansehen gegen Geist und Talente vermögen, mit denen sich ein unerschütterlicher Muth verbindet. Vornehmlich um den Clerus zu demüthigen, und der Herrschaft desselben engere Grenzen zu setzen, hatte der Minister es dahin zu bringen gewußt, daß, der allgemeinen Bigotterie und fanatischen Denkungsart zum Trotz, eine königl. Verordnung die Auto da Fe unter schweren Ahndungen verbot, und die Inquisitionsgerichte, in ihrer Unabhängigkeit von der weltlichen Macht, die fürchterlichste Waffe der Jesuiten, der Autorität und Oberaufsicht des Staatsraths unterwarf. Durch seine Mitwirkung verloren die Jesuiten die Beichtvatersstellen bei der königl. Familie,

und als im Jahr 1758 ein Angriff auf das Leben des Königs geschah, so gebrauchte Pombal das Schwerdt der Gesetze mit einer fürchterlichen Strenge gegen seine beiden erwähnten Hauptfeinde. Nach einer sehr harten Behandlung vieler einzelnen, vielleicht zum Theil unschuldigen Jesuiten, erschien der königl. Befehl, der alle Professen des Ordens aus sämmtlichen Staaten auf ewig verbannte, und den Orden im ganzen aufhob. Die Güter des Ordens wurden eingezogen, und der ergangene Befehl in einzelnen Fällen fast mit Grausamkeit vollzogen.

Nicht genug, daß der Minister diesen Sieg gegen die Jesuiten errungen hatte, er wagte auch manchen wichtigen Kampf mit der zu jener Zeit noch allmächtigen päbstlichen Gewalt. Oeffentlich schützte er diejenigen, welche gegen die Unfehlbarkeit des Pabstes etwas Gründliches vorbrachten, und munterte sie zu fernern Versuchen auf. Es wurde verboten, in Ehesachen sich Dispensationen vom Pabste zu erbitten, und die Mönchsorden erhielten den Befehl, binnen 10 Jahren durchaus keine Novizen aufzunehmen. Oyras fieng an, Schulen zur Beförderung der Industrie und Handlung und anderer Zweige der bürgerlichen und menschlichen Glückseligkeit anzulegen. Die Censur befreite er von dem Joche der priesterlichen Gewalt, er legte eine eigene Druckerei auf königl. Kosten an — kurz dem rastlos thätigen Geiste entgieng fast nicht Eine Angelegenheit, welche zum Wohl des Ganzen hätte etwas beitragen können, und die meisten Ideen zu den von ihm unternommenen Reformen hatte er auch selbst erzeugt und ausgebildet. Schade, daß seine Härte und

die Strenge, womit er oft Unternehmungen ausführte, die durchaus nur durch eine gewisse Milde und Humanität zu Stande gebracht werden können, das Gute, welches er wirklich erzeugt hatte, noch im Entstehen zerstörte, und daß er Viele, deren persönliche Freundschaft ihm zur Erreichung seiner besten Absichten hätte höchst nützlich werden können, durch seine despotische Denkungsart von sich entfernte. Sein Leben war ein immer fortdaurender Kampf; er hatte nie einen Menschen, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte; und selbst seine Freunde wurden von ihm mit prüfenden Blicken bewacht.

Pombal wurde durch nichts mehr erschüttert, als durch den Tod des Königs am 25sten Febr. 1777. Er sah nun wohl, daß er sich in seinem Posten nicht würde behaupten können, daher foderte er seinen Abschied, den er auch mit Beibehaltung seines Titels und seiner Einkünfte erhielt. Sechs und zwanzig Jahre lang hatte er mit den größten Anstrengungen aller seiner Kräfte dem portugiesischen Staate gedient, und überließ nunmehr der neuen Regentin einen Schatz von 78 Millionen Crusaden, und einen Staat, in welchem Industrie geweckt, Ordnung, Ruhe und Sicherheit begründet, und eine gewisse Unabhängigkeit von fremdem Einflusse befestigt war. Freilich waren seine Absichten wohl nicht allemal die lautersten, seine Maßregeln nicht immer die gerechtesten gewesen; aber sein Leben beweißt, was ein geistvoller Mensch bei dem ernstlichen Willen, etwas Großes zu leisten, auszurichten vermag, und hätte man auf dem von ihm gelegten Grunde fortgebaut, so brauchte Portugall unter den europäischen Staaten

gewiß nicht die kleinliche Rolle zu spielen, zu der es jetzt mit Recht verdammt ist.

Der ehedem allgemein gefürchtete Minister lebte nun im Stillen, ohne allen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, in dem kleinen Flecken Pombal, und hatte noch die Kränkung, zu sehen, wie seine unverständigen Nachfolger das ganze System seiner Administration umstießen. Der Adel und der Clerus hoben ihr Haupt von neuem empor. Frömmelei und Bigotterie unterdrückten jeden freiern Flug des Gedankens, und alles sank wieder in den Zustand zurück, in welchem es gewesen war, ehe er das Ruder ergriffen hatte. Nicht genug aber, daß man ihn von dem hohen Posten verdrängt hatte, auf dem er jene kleinen Geister, die sich nun seines Sturzes freuten, so sehr überglänzt hatte, man wollte ihn nun auch noch öffentlich beschimpft sehen. Es wurden demnach Anklagen über Anklagen gegen seine Administration eingereicht, welche endlich doch die Wirkung hatten, daß ein Urtheil über ihn gesprochen wurde, das jedoch die Königin milderte, und ihm blos zum Exilio verurtheilte, d. h. 20 Meilen vom Hofe zu leben. Andere nachtheilige Folgen hatte aber dieses Urtheil nicht im Geringsten für ihn, indem er im Besitz aller seiner Rechte und Güter blieb. Indessen hatten doch die vielen empfindlichen Streiche, welche er in den letzten Tagen seines Lebens erduldet hatte, seine Gesundheit außerordentlich erschüttert, so daß jeder Versuch zu seiner Herstellung vergeblich war. Er starb endlich 1782 im 83sten Jahr seines merkwürdigen Lebens.

Der sechste May.

Gest. Adolph Franz Friedrich Ludwig, Freiherr von Knigge.

Hannöv. Oberhauptmann und Scholarch in Bremen.

Für Belehrung und Unterhaltung des großen deutschen Publikums hat Knigge viele Jahre emsig gearbeitet, und sich dabei als muthvoller Bekämpfer des Aberglaubens und freimüthiger Vertheidiger der Wahrheit eines achtungswerthen Andenkens würdig gemacht. Er war am 16ten Oktober 1752 auf seinem Gute in Bredembek, anderthalb Meilen von Hannover, geboren. Sein Vater war in hannövrischen Diensten Oberhauptmann, ein Kenner der Gelehrsamkeit, selbst Schriftsteller, und ein feiner Weltmann, der keine Kosten sparte, um seinen Sohn standesgemäß erziehen zu lassen. Mit Eifer studirte dieser Sprachen, Wissenschaften, Künste, trieb selbst einige Handwerke praktisch, und seinem fähigen Kopfe ward alles leicht. Frühe wurde er in die Cirkel der großen Welt eingeführt, und bei dem großen Aufwande, der im väterlichen Hause herrschte, hatte er Gelegenheit genug, mit allerlei Gattungen Menschen umzugehen.

Knigge war 14 Jahr alt, als sein Vater starb. Dieser hinterließ ihm zwar sehr große Güter, aber auch eine Last von Schulden, welche theils der Krieg und Unglücksfälle, theils Geselligkeit und Freigebigkeit veranlaßt hatten, so, daß dem Sohne bis zur Tilgung derselben nur ein standesmäßiger Unterhalt, aber keine Hoffnung übrig blieb, vorerst in den glänzenden Umständen, in denen er erzogen worden war, fortzuleben. Seine Vormünder thaten ihn in eine Pensionsanstalt, bis er in seinem 17ten Jahre die Universität Göttingen bezog. Nachdem er hier anderthalb Jahr zugebracht und sich zu einer juristischen Laufbahn vorbereitet hatte, wurde er bei einer Reise nach Cassel, vom Landgrafen Friedrich II., zum Hofjunker und Assessor bei der Kriegs- und Domainenkammer ernannt, bekam aber noch einen anderthalbjährigen Urlaub, um seine Studien fortzusetzen. Diese Zeit brachte er wieder in Göttingen zu, hörte solche Kollegien, welche ihn zu dem Fache der Kameral-Wissenschaften vorbereiten konnten, bereiste den Harz, kam im Jahr 1772 wieder nach Cassel, und verheurathete sich in dem Jahre darauf mit einer Hofdame der Landgräfin Philippine Auguste Amalie, mit der er eine glückliche Ehe führte. Er arbeitete unter dem Minister Waitz von Eschen und dessen Nachfolgern fleißig bei der Kammer fort, widmete seine Erholungsstunden den schönen Künsten und vorzüglich der Musik und Komposition, wurde zur Direktion der damals errichteten herrschaftlichen Tabaksfabrike angesetzt, war Mitglied der Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste, und hatte überhaupt sehr gute Aussichten vor sich, als er, durch

seine ökonomischen Umstände genöthigt, um seine Entlassung bat.

Die Umstände, darinn sein Vater ihm die Güter gelassen hatte, erfoderten vorjetzt seine Gegenwart, und nachher öftere Reisen in sein Vaterland. Dahin gieng er auch im Jahr 1776 mit den Seinigen, und kehrte dann nach Hessen zurück, besuchte darauf einige sächsische Höfe und wurde im Jahr 1777 von dem Herzoge von Weimar und Eisenach zum Kammerherrn ernannt. In eben dem Jahre that er eine Reise nach Elsas und Lothringen über Hanau, Darmstadt, Mannheim und Carlsruhe, besuchte diese Höfe, und da er sich längst einen ruhigen, freien, wohlfeilen und angenehmen Aufenthalt gewünscht hatte, die Gegenden des Mains ihm aber vorzüglich gefielen, so beschloß er, sich in Hanau oder Frankfurt festzusetzen. Im Sommer des Jahrs 1777 zog er also mit seiner Familie nach Hanau, von da 1780 nach Frankfurt, oder vielmehr bei Frankfurt in eine ländliche Wohnung, und 1783 nach Heidelberg.

Schriftstellerei und Ordensangelegenheiten waren die Gegenstände, die in diesen Jahren vornehmlich Knigge's Muße ausfüllten. Frühe schon ward er von der Krankheit des Zeitalters, der Begierde nach geheimen Verbindungen und Orden befallen. Schon in seines Vaters Hause hörte er als Kind täglich mit Enthusiasmus von Freimaurerei und geheimen Wissenschaften reden, und sein Vater war oft von Leuten umgeben, welche vom Steine der Weisen und dergleichen Sächelchen redeten. Als Knabe schon entwarf er Gesetze zu Verbindungen, und hieng sich mit andern Knaben

ein Kreuz ins Knopfloch. Auf Universitäten gehörte er zu einem Orden, der manche lobenswerthe Absichten hatte, schloß sich auch an ein paar kleinere Damenorden, und ließ sich, so bald er nur einigermaßen das dazu erforderliche Alter hatte, bei der Loge der strikten Observanz in Cassel als Freimaurer aufnehmen. Im Jahr 1777 wurde er, unter dem Namen a cygno in den sogenannten hohen Orden aufgenommen, und nun fieng er an, die gepriesenen höhern Wissenschaften zu studiren. Ohne bestimmte Geschäfte, durstig nach Weisheit, gekitzelt von der eiteln Idee, sich mit höhern Dingen, als andere gemeine Leute zu beschäftigen, und eine große Rolle in der Freimaurerwelt zu spielen, und dadurch Einfluß in der bürgerlichen zu bekommen, forschte er immer weiter, und reiste sogar auf Abentheuer aus. Wo in einem Hause die Magd oder der Bediente, oder beide mit einander, von einem bösen Geiste geplagt wurden; wo ein schlauer Mönch in dem Rufe stand, die Seelen der Verstorbenen citiren, und Schatten aus den Gräbern hervor rufen zu können; wo ein alter Mann abgesondert von der Welt lebte, und leichtglaubige Thoren zu seinen Schmelztiegeln herbei lockte: da blieb der hochwürdige Bruder a cygno nicht ferne. Bald kam er in den Ruf, dies mystische Fach zu verstehen, und dieser Ruf verfolgte ihn bis in seinen einsamen Aufenthalt bei Frankfurt. Kein vazirender Geisterseher, kein reisender Geheimnißjäger, kein bettelnder Goldmacher gieng sein Haus vorbei. Praktisch trieb er die Alchimie nicht stark, aber den Jargon der Mystiker lernte er bald auswendig. Enthusiastisch für alles, was Mysterien hieß, war ihm das Unverständlichste fast immer das Ehrwür-

digste. Er wurde im Jahr 1780 für den Illuminaten-Orden gewonnen, und wirkte für diesen mit seiner ganz unglaublichen, nur zu raschen Thätigkeit, um ihm die Oberhand über Rosenkreuzer, Jesuiten und Obscuranten aller Art zu verschaffen und das Reich desselben auszubreiten. Seit dem Jahre 1784 entsagte er zwar allen Ordensverbindungen, aber sein natürlicher Hang zur Schwärmerei, zur Mystik, zu allem Geheimnißvollen war durch das lange Treiben in Ordensangelegenheiten eher verstärkt, als geschwächt worden; und wiewohl er gewiß aufgeklärt und durch Ordenserfahrungen von der Nichtigkeit aller jener geheimen und höhern Wissenschaften belehrt genug war: so schien die lange unterhaltene Art zu denken und zu handeln doch über spätere hellere Einsichten zu siegen; wenigstens liebte er es, ein gewisses geheimnißvolles Wesen um sich herum zu verbreiten. Mit edler Offenheit hat er aber die Geschichte seiner Verirrungen in der merkwürdigen Schrift: Philos Erklärung, 1788 der Welt mitgetheilt.

Bewundernswürdig ist die literarische Thätigkeit, die Knigge bis an das Ende seines Lebens bewies, und daß er sich bei seiner großen Fruchtbarkeit den Ruhm eines ausgezeichnet guten Schriftstellers in mehr als einem Fache erwarb, ist eine seltene Erscheinung. Er besaß aber auch in hohem Grade die Eigenschaften, die derjenige haben muß, der auf sein Zeitalter wirken, und den Beifall der Lesewelt erlangen will: Witz, Laune, Scharfsinn, eine blühende Darstellungsgabe, Freimüthigkeit und große Menschenkenntniß. Die Krone seiner Schriften ist ohne Zweifel das Werk über den

Umgang mit Menschen, welches schon bei seinem Leben fünfmal aufgelegt wurde; auf jedem Blatte desselben zeigt er sich als genauer Kenner des menschlichen Herzens und Lebens. Unter die besten Produkte im Romanfache gehören seine, mit viel Lebensphilosophie durchwebten, Dichtungen: der Roman meines Lebens, Geschichte Ludwigs von Seelberg, des armen Herrn von Mildenburgs, des Amtsraths Gutmann u. a. m. Die Freimüthigkeit, mit der er sich über politische Gegenstände erklärte, zog ihm in der Periode der Jakobiner-Riecherei viel Feinde zu; aber die Geschichte der Aufklärung in Abyssinien, Wurmbrands politisches Glaubensbekenntniß u. a. Schriften, in denen er seiner satyrischen Laune über Ereignisse der Zeit freien Lauf ließ, befestigten ihn in der Achtung der deutschen Lesewelt, und erwarben ihm in allen Ständen Freunde und Verehrer.

Erst nach langem Harren erhielt Knigge die Stelle eines hannövrischen Oberhauptmanns und Scholarchs in Bremen. Seine letzten Jahre wurden durch eine anhaltende schmerzhafte Krankheit verbittert, allein sie raubte ihm nie ganz den ihm eigenthümlichen frohen Sinn und den Muth, für Unterhaltung und Nutzen seiner Mitmenschen zu arbeiten. Er starb im Jahr 1796, nicht älter als 44 Jahre.

Der siebente May.

Gest. Nikolaus Piccini.

Italienischer Tonkünstler.

Piccini, dessen Kompositionen durch ganz Europa geschätzt werden, war 1728 zu Bari im Neapolitanischen geboren. Sein Vater war zwar auch ein Musiker, er suchte aber die Neigung des Knaben ganz von der Musik abzulenken; denn nach seinem Willen sollte derselbe in den geistlichen Stand treten. Das Genie des Sohnes war aber entschieden für die Musik geeignet, und nie konnte er ein Klavier erblicken, ohne sich auf demselben zu üben. Der Vater versagte ihm allen musikalischen Unterricht, im Stillen aber übte der Sohn alle Opernarien, welche er gehört hatte, und behielt sie mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit im Gedächtnisse.

Einst begleitete er seinen Vater zum Bischoffe von Bari, und da er in dem Zimmer des Prälaten einen Flügel fand und allein zu seyn wähnte, so

divertirte er sich nach Herzenslust. Der Prälat, der ihm im nächsten Zimmer zugehört hatte, kam dazu und ließ ihn mehrere von den Arien, die er gespielt hatte, wiederholen. Die Richtigkeit und Genauigkeit, mit der er sowohl die Melodie, als auch das Accompagnement vortrug, setzten ihn in Erstaunen, und er vermochte den Vater, seinen Sohn nach Neapel in das Conservatorium di St. Onofrio zu schicken, dem damals der berühmte Leo vorstund. Er wurde hier, in seinem 14ten Jahre, einem Unterlehrer übergeben, dessen gewohnter Schlendrian in der musikalischen Erziehung dem Genie des jungen Piccini auf keine Weise genügen wollte. Der Zögling beunruhigte den Lehrer unaufhörlich durch Fragen und Einwendungen. Dieser, um dessen Zudringlichkeit überhoben zu seyn, suchte ihn durch harte Begegnungen von sich zu entfernen. Dieses Mittel gelang auch so gut, daß der junge Piccini, abgeschreckt und gekränkt durch die erlittenen Ungerechtigkeiten, beschloß, niemand weiter um Rath zu fragen, sondern sich bei seinen Versuchen in der Komposition gänzlich seinem Sinne und Gefühle zu überlassen.

Ohne hinlängliche Theorie schrieb er nun Opernarien, Psalmen, Oratorien, und wagte es endlich sogar, eine Messe zu komponiren. Diese Arbeit kam einem Lehrer zu Gesichte, der den Direktor Leo damit bekannt machte. Nach wenigen Tagen ließ derselbe den jungen Komponisten rufen. Zitternd nahte sich ihm derselbe. „Du hast eine Messe gemacht?“ war die erste Anrede. — Ja.

„Zeige

„Zeige mir die Partitur.“ Piccini konnte sich nicht entschließen. „Zeige sie mir, sage ich!“ Er mußte sie holen. Nachdem sie Leo durchblättert hatte, zog er an der Glocke, um die Sänger und Spieler zur Probe zusammen zu rufen. So wie alle bereit standen, erwartete man, daß der Kapellmeister den Takt schlagen würde; allein er wandte sich ernsthaft zum Piccini und überreichte ihm den Taktstock. Mit zitternder Hand fieng der junge Komponist an, die ersten Takte zu schlagen. Aber bald wurde er durch die Harmonie erhitzt. Er vergaß Leo und die ganze große Versammlung, und führte das Stück mit einem Feuer und einer Genauigkeit an, die ihm das Lob aller Zuhörer erwarb. Nur Leo blieb stumm und ernsthaft, und brach endlich in Vorwürfe gegen Piccini aus, daß er, bei diesem Genie, ohne die Theorie studirt zu haben, sich seiner Einbildungskraft hingegeben hätte. Piccini wußte ihn aber durch die Erzählung, wie er dazu gekommen wäre, leicht zu besänftigen, und sich ihn zum Freunde zu machen.

Durch Leo, und in der Folge durch Durante in alle Geheimnisse der Kunst eingeweiht, verließ er nach 12 Jahren das Conservatorium. Schon bei seinen ersten Arbeiten für das vaterländische Publikum war er sehr glücklich. Eines seiner ersten Stücke: Il Curioso del proprio danno wurde vier Jahre nach einander mit immer neuem Beifall aufgeführt. Eben so glücklich war er bei der Komposition der Oper Zenobia für das Karlstheater. Es währte nicht lange, so erscholl sein Ruhm bis nach

Rom, wo er 1760 Goldonis berühmte komische Oper: Cecchina, oder das gute Mädchen komponirte, die nicht nur in Rom, sondern in ganz Italien einen beinahe fanatischen Enthusiasmus erregte, so eilig Piccini auch diese Arbeit vollendet hatte. Seit der Zeit verehrte man ihn allgemein als einen neuen Schöpfer der komischen Oper, indem er derselben eine Annehmlichkeit und Würde gegeben hat, deren man sie nicht fähig glaubte.

Mit einer unerschöpflichen Fruchtbarkeit schien er sich gleichsam selbst zu vervielfältigen, indem er noch in diesem Jahre drei große ernsthafte, und drei komische Opern schrieb. Er versah fast alle Theater Italiens mit beiden Arten von Opern und erndtete zu gleicher Zeit in Turin, Reggio, Modena, Bologna, Venedig, Rom und Neapel Beifall ein. Während seines 20jährigen Aufenthalts in Italien komponirte er hundert und drei und dreißig ernste und komische Opern, unter welchen mehrere Meisterstücke sind, andere wenigstens einzelne Stellen enthalten, die den großen Meister ankündigen; und außerdem eine unzählige Menge von Oratorios, Kantaten und andern kirchlichen Musikalien. Diese Fruchtbarkeit seines Genies, die natürlich nicht unbelohnt blieb, setzte ihn in den Stand, für sich und seine zahlreiche Familie ein sehr gutes Haus mit vielen Bedienten in Neapel zu halten.

Eine neue Epoche im Leben dieses Künstlers war seine Reise nach Frankreich, wohin er 1774 als Opernkomponist berufen wurde, und wo er eine große musikalische Geschmacksreform bewirkte. Kaum war

er aber in Paris angekommen, so entstunden große und langwierige Debatten zwischen seinen und Glucks Anhängern. Gluck und Piccini hatten beide die Kunst in Italien gelernt, beide hatten italienische Opern bearbeitet, beide komponirten italienische Musik. Zwar giengen sie, wie alle große Meister, in ihrer Manier von einander ab; aber nicht so, daß dabei von einer italienischen und deutschen Musik die Rede seyn konnte, wie die Anhänger des einen und des andern behaupteten. Piccini's Arbeiten wurden indessen auch in Paris mit Enthusiasmus aufgenommen; sein Roland, seine Iphigenie en Tauride erhielten allgemeinen Beifall, und durch die Dido drückte er seinem Ruhme das Siegel auf.

Nach Glucks und Sacchini's Tode, deren ersterer in Wien, letzterer in Paris starb, behauptete Piccini den ungetheilten Besitz der Herrschaft im Fache der Musik; er wurde der Lobredner beider, ungeachtet der erstere sein offenbarer Gegner, der andere aber nur zu Anfange seines Aufenthalts in Paris sein Freund war; und jetzt schien ihn endlich die gerechte Belohnung seiner ruhmvollen Arbeiten zu erwarten. Aber — die Revolution, die das Glück so vieler Individuen, vorzüglich aber so vieler Gelehrten und Künstler zerstörte, war auch der Ruin des seinigen. Wie so viele Genies, war Piccini nie sparsam gewesen; mehrere Pensionen schienen ihn auf immer gegen Mangel zu sichern. Die Revolution vernichtete sie alle. Piccini kehrte sogleich in sein Vaterland zurück, kaum mit so vielem Gelde versehen, als er zu Bestreitung der

P 2

Reisekosten für sich und seine zahlreiche Familie bedurfte. Indessen wurde er in Neapel auf eine enthusiastische, und selbst bei Hofe ausgezeichnete, Art aufgenommen; aber bald bemerkte er bei Hofe Kaltsinn, und sah sich in Kurzem ganz verlassen, wahrscheinlich blos aus dem Grunde, weil er sich nie den Umgang mit Franzosen versagen wollte. Diese Umstände brachten ihn auf den Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren. Hier erwartete ihn aber ein bitteres Schicksal; er brachte die letzten Jahre seines Lebens mit seiner Familie in einer drückenden Dürftigkeit zu, und starb 1800 zu Passy bei Paris. Seine angenehmen Sitten und sein ganzer moralischer Charakter würden ihn in hohem Grade schätzbar gemacht haben, wenn er auch nicht ein so vortrefflicher Künstler gewesen wäre.

Der achte May.

Geb. Edward Gibbon.

Mitglied des Londner Parlaments.

Ausgerüstet mit allen Eigenschaften, die den großen Historiker bilden, schrieb Gibbon in der schönsten Periode seines Lebens die Geschichte der Abnahme und des Falls des römischen Reichs — ein historisches Meisterstück, das keine Zeit zerstören wird. Der Stoff und die Behandlung desselben verrathen einen Mann von edlem freimüthigen Sinn, und von einem vielbefassenden, mit ungewöhnlichen Gaben und Kenntnissen ausgerüsteten Geist. Prüfungsgeist, Geschmack und Reichthum der Sprache setzten ihn in den Stand, seine Leser eben so sehr durch den Vortrag, als durch den Inhalt zu fesseln und zu gewinnen.

Er war der Sohn wohlhabender Aeltern, und im Jahr 1737 zu Putney in der Grafschaft Surry geboren. In seiner Kindheit war er schwächlich und elend, besuchte daher die Schulen nur selten, studirte aber desto fleißiger zu Hause. Da er aber immer wieder durch Kränklichkeit gehindert wurde, seinen Verstand auszubilden, so fieng man bereits an zu fürchten, daß er für

seine ganze Lebenszeit ein ungelehrter Krüppel seyn würde, als mit einemmale bei Herannahung seines 16ten Jahres die Natur ihm zu Gunsten ihre geheime Kraft entwickelte. Seine beständige Kränklichkeit verschwand auf eine bewundernswürdige Weise, seine Gesundheit wurde stark und fest, und seit der Zeit hat er, bis das Podagra ihn ergriff, nie wieder von Krankheit etwas gewußt. Er kam nun auf die Universität nach Oxford, wo er mehr dem Vergnügen als den Wissenschaften lebte. Ein Zufall führte ihm einige gut geschriebene Religionsschriften der katholischen Kirche in die Hände: er las, gab Beifall, glaubte, und trat im Sommer 1753 öffentlich zum Katholicismus über.

Kaum hatte der Vater den raschen Schritt seines Sohnes erfahren, so sandte er ihn zu dem reformirten Prediger Pavillard nach Lausanne, und empfahl ihn dessen strenger Aufsicht. Diese Veränderung wollte dem jungen Gibbon lange nicht behagen, er fand in der Folge aber Ursache, sie zu segnen. Denn hier, in stiller Abgezogenheit, gewöhnte er sich an regelmäßiges Studiren, er las die Muster der Alten und Neuen, und kam nach fünf Jahren mit einem Schatze wissenschaftlicher Kenntnisse, und als Protestant, ins väterliche Haus zurück. Ein sehr schätzbarer Beweis von der guten Anwendung seiner Talente ist seine von Eschenburg verdeutsche Schrift de l'Etude de la Litterature, die er 1759 drucken ließ. Er lebte auf dem Sommersitze seines Vaters, zu Buriton, ganz dem Studiren, und vergebens suchte man ihm Geschmack an der Landökonomie beizubringen. Nie nahm er zur Jagd eine Flinte zur Hand, selten bestieg er ein Pferd,

und immer endigten sich seine philosophischen Spaziergänge gar bald auf einem schattenreichen Plätzchen, wo er mit ganzer Seele dem Vergnügen nachhieng, welches ihm das Lesen oder das Denken gewährte. Sein liebster Aufenthalt war seines Vaters sehr ansehnliche Bibliothek, die er nach und nach beträchtlich vermehrte. Robertson und Hume waren seine Lieblingsschriftsteller. Weil er von früher Jugend nach der Würde eines Geschichtschreibers strebte, so las er die Schriften dieser beiden trefflichen Historiker schon mit einer geheimen Ahndung, wenigstens mit dem Wunsche, ihnen ähnlich zu werden.

In den Jahren 1760 und 1761 war Gibbon Soldat — aus Pflicht. Denn als, aus Vorsicht gegen eine feindliche Invasion, eine National-Armee ausgehoben wurde, ward sein Vater als Major und er selbst als Hauptmann angestellt. Die Zeit des Dienstes wurde mit Hin- und Herziehen zugebracht, und Gibbon war froh, als er wieder zu seinen Büchern zurück kehren konnte. Er unternahm im Jahr 1763 eine Reise ins Ausland, hielt sich viertehalb Monate in Paris, fast ein Jahr in Lausanne auf, und durchreisete dann Italien. Nachsinnend saß er einst auf dieser Reise unter den Ruinen des Kapitols in Rom, und hörte im ehemaligen Tempel des Jupiters, jetzt eine Kirche der Franziskaner, die Vesper singen. Da entstand zuerst in ihm der Gedanke, die Geschichte des Verfalls und des Untergangs dieser einst so mächtigen Stadt zu schreiben. Aber seine Idee, die ihm hier wie ein Blitz durch die Seele fuhr, beschränkte sich ursprünglich mehr auf den Sturz der Stadt, als auf den

des ganzen Reichs, und wenn sich gleich von jetzt an seine Lektüre und seine Bemerkungen auf diesen Gegenstand zu beziehen anfiengen, so flossen doch noch einige Jahre dahin, ehe er an die Ausführung dieses großen und mühevollen Werks gieng.

Nach dritthalb Jahren kehrte Gibbon von seiner Reise in das Haus seines Vaters zurück. Er wurde zum kommandirenden Obristlieutenant der Nationalmiliz befördert, gab aber, der Beschwerlichkeiten des Soldatenstandes müde, bald hernach die Stelle auf. Nach dem Tode seines Vaters nahm er 1772 seinen beständigen Aufenthalt in London, und fieng nun die Ausarbeitung seines großen, ihn verewigenden Werks an. Der Vorbericht des ersten Bandes ist vom 1sten Febr. 1776 datirt, denn die Vollendung der Arbeit wurde durch Gibbons Aufnahme ins Parlament und dessen Sitzung während dem wichtigen Kampfe zwischen Großbritannien und Amerika verspätet. Mit dem größten Enthusiasmus ward das Werk aufgenommen, in wenig Tagen war die erste Auflage vergriffen, eine zweite und dritte konnte kaum die Foderungen befriedigen, und die Dubliner Nachdrucker thaten dreimal Eingriffe in die Rechte des Buchhändlers. Die englischen Geistlichen kämpften zum Theil sehr heftig gegen seine freien Urtheile wegen Ausbreitung des Christenthums, es erschienen in den Jahren 1777 bis 1779 an 40 Widerlegungsschriften und Pamphlets, aber Gibbon würdigte die wenigsten seiner Gegner einiger Aufmerksamkeit. Er machte zur Erholung eine halbjährige Reise nach Paris, wurde nach seiner Rückkunft Beisitzer bei der Deputation des Handels und der Pflanzungen, ge-

wann dadurch eine Vermehrung seiner Einkünfte von 7 bis 800 Pfund, verlohr aber die Stelle nach drei Jahren wieder, als das Handelskollegium aufgehoben wurde.

Da ihm der Aufenthalt in London zu kostspielig dünkte, so zog er 1783 nach Lausanne, und lebte daselbst in einer glücklichen Unabhängigkeit. Niemand konnte mehr geschätzt und bewundert werden, als Gibbon es in Lausanne war. Er war dankbar und mischte sich in alle Gesellschaften, denen er Leben und Frohsinn zu geben verstand. Zugleich widmete er unabläßig seine besten Stunden der Fortsetzung seines historischen Meisterwerks, und vollendete es 1787 mit dem sechsten Bande. Um selbst bei dem Drucke der drei letzten Bände gegenwärtig zu seyn, begab er sich im Sommer dieses Jahres nach London, und kehrte dann nach Lausanne zurück, wo er, im Besitz einer trefflichen Bibliothek, ein stilles, literarisches Leben führte. Im Frühling 1793 reiste er zum letztenmal nach London, ward bald kränklich, mußte sich im folgenden Jahre dreimal abzapfen lassen, und fand sich einst so erleichtert und muthvoll, daß er noch 10 bis 20 Jahre zu leben hoffte, aber 20 Stunden nach dieser geäußerten Hoffnung, am 16ten Jan. 1794, starb er, in einem Alter von noch nicht 57 Jahren.

Gibbon hatte ganz den Ton und die Manieren eines abgeschliffenen Weltmanns. Im gewöhnlichen Umgange und gegen Fremde war er kalt, höflich; aber in freundschaftlichen Cirkeln war seine Gesellschaft äusserst interessant. Seine Unterhaltung war hier, wo möglich, noch bezaubernder, als seine Schriften. Viel-

leicht theilte nie ein Gelehrter seine Zeit zwischen gelehrten Arbeiten und geselligen Vergnügungen besser, als er. Mit dem Glockenschlag gieng er an die Arbeit, an den Tisch, zum Thee und in Gesellschaft, und eben so blieb er bei keiner von ihm abhängenden Lebenslage länger, als er einmal dazu bestimmt hatte. Er vereinte auf die glücklichste Weise zwei Charaktere, die man nicht oft in einer und derselben Person antreffen möchte, den tiefdenkenden Gelehrten und den bezaubernden Gesellschafter. Er sprach gern und sprach langsam, wie wenn er jeden Satz sorgfältig prüfte, ehe er ihn aussprach. Mit immer gleicher Miene unterhielt er sich von angenehmen und unangenehmen Dingen, von frohen und tragischen Begebenheiten. Zwei sehr achtungswerthe Seiten in seinem moralischen Charakter waren Dankbarkeit und Freundschaftsgefühl. Er war als Freund standhaft und edel, von allem Egoismus fern, und wenn ihn ja eine kleine Eitelkeit überraschte, so war sie gewiß von der bescheidensten Art. Von seinem ersten Aufenthalte in Lausanne an bis an das Ende seines Lebens hielt er ein Tagebuch über sein moralisches, literarisches und schriftstellerisches Fortschreiten, wo er sich oft nach diesem dreifachen Verhältnisse ohne Schonung prüfte und als gewissenhafter Selbstrichter zur Rechenschaft zog. Ein schönes Vermächtniß für die Nachwelt war die Geschichte seines Lebens, von ihm selbst beschrieben, die nach seinem Tode erschien, und sogleich zweimal ins Deutsche übersetzt wurde.

Der neunte May.

Guillotinirt, Antoine Laurent Lavoisier.

Schatzmeister der ehemaligen Akademie der Wissenschaften zu Paris.

Die schönste Lobrede auf diesen unsterblichen Mann ist die Aufzählung seiner Verdienste um die Naturwissenschaften überhaupt, und um Chemie und Physik insbesondere. Sein neues chemisches System, das Hermbstädt auf deutschen Boden verpflanzt hat, macht Epoche in dieser Wissenschaft, und durch Lavoisier ist in allen Theilen Europas warme Liebe für Chemie ganz vorzüglich ausgebreitet worden.

Er war am 26sten August 1743 zu Paris geboren. Bei einer sorgfältigen Erziehung und den seltensten Geistesfähigkeiten entwickelten sich seine Talente sehr früh. In einem Alter, worinn Kinder reicher Aeltern sich gewöhnlich mehr ihren Vergnügungen, als tiefsinnigen Studien überlassen, gab Lavoisier schon Beweise von dem, was er einst leisten würde. Eine seiner ersten Arbeiten waren die sehr sinnreichen, durchaus auf mathematische und physische Kenntnisse gegründeten Versuche über die Erleuchtung der Stadt Paris, die er

der Akademie der Wissenschaften im Jahr 1766 vorlegte. Die Akademie hatte auf Einladung des Polizei-Lieutenants Sartines im Jahr 1764 einen außerordentlichen Preis über diesen Gegenstand ausgesetzt, und obgleich Lavoisier sich eigentlich nicht um den ausgesetzten Preis bewarb, sondern selbigen verschiedenen Künstlern überließ, die in der nehmlichen Absicht mehrere kostspielige Versuche angestellt; so erhielt er doch hierdurch Gelegenheit, sich der Akademie als einen hoffnungsvollen jungen Gelehrten bekannt zu machen. Vom Hofe bekam er für diese Arbeit eine goldene Medaille, und von der Akademie ward er bei der nächsten Vakanz zum Mitgliede aufgenommen. Mehrere Abhandlungen Lavoisiers, sowohl über physische als politische Gegenstände, befinden sich theils in den Schriften der Akademie, theils in einigen Journalen.

Im Jahr 1773 unternahm er eine mineralogische Reise durch Frankreich, wobei die physische Geographie dieses Landes viel gewonnen, und im folgenden Jahre legte er den ersten Grund zur antiphlogistischen Chemie, durch die Bemerkung über die Gewichtzunahme der metallischen Kalke, welche er blos der in den Gefäßen enthaltenen Luft beimißt. Die Priestleyschen Versuche über die verschiedenen Luft- und Gasarten erhielten unter seinen Händen einen weit höhern Grad von Vollkommenheit. Ueberhaupt gebührt ihm das Verdienst, den Versuchen in der Chemie eine neue Gestalt gegeben zu haben; man kann sagen, daß er zuerst Chemie und Physik, die eigentlich nie getrennt werden sollten, bei seinen Versuchen im Zusammenhang anwandte; so wie er ebenfalls die mathematischen Berechnungen, die vor ihm nur

von wenigen Chemisten waren benutzt worden, mit grössem Nutzen auf die Vervollkommung seiner Arbeiten anwandte. Von dieser Zeit an sammelte er die Materialien zu seinem neuen antiphlogistischen Lehrgebäude.

Die Menge von Versuchen, die einen ungewöhnlich mannigfaltigen und kostbaren Apparat erforderten, gaben zu manchen unerwarteten Entdeckungen Veranlassung. Im Jahr 1776 bewies er gegen Priestley, der aus der Verbindung der Salpetersäure mit einer Erde, reine oder Lebensluft erhalten hatte, daß die Salpetersäure selbst blos aus Luft bestehe. Eine sehr sinnreiche Geräthschaft erfand er im Jahr 1783, um durch die Verbrennung der entzündbaren und Lebensluft in verschiedenen Gefässen Wasser zu erzeugen. Die Stelle eines Aufsehers über Pulver und Salpeter verschaffte ihm Gelegenheit, die Erzeugung des Salpeters in Frankreich ungemein zu verbessern und zu vermehren. Eine Folge der von ihm eingeführten Verbesserung des Salpeters war die grössere Wirksamkeit des französischen Schießpulvers, welches bis dahin von dem englischen war übertroffen worden. Das beste französische Kanonenpulver trieb ehedem eine Kugel höchstens bis auf 90 Toisen, durch Lavoisiers verbesserte Bereitung aber nunmehr bis auf 120 Toisen. Die weitere Verbesserung dieser so furchtbaren Substanz hätte ihm beinahe 1788 zu Essone das Leben gekostet, da bei einem neuen Versuch mit besondern, bis dahin nicht angewandten Materialien, das ganze Gemisch während der Bearbeitung sich entzündete, und verschiedene Personen an seiner Seite erschlug.

Im Jahr 1788 gab er, in Verbindung mit mehrern berühmten französischen Chemisten, die neue chemische

Nomenklatur heraus, und im folgenden Jahre erschienen zum erstenmale seine Elemente der Chemie in zwei Bänden. Daß Lavoisiers Theorie nicht sogleich von einheimischen und fremden Chemisten unbedingt angenommen wurde, lag in der Natur der Sache. Die Methode, die er befolgte, war durchaus neu; die mehr scientifische Gestalt, die er einführen wollte, erfoderte gewisse Vorkenntnisse, die man damals nur selten, selbst bei sonst geschickten Chemisten, antraf: sie wich überdem so sehr von dem sonst gewöhnlichen Schlendrian ab, und erfoderte einen so kostspieligen Apparat, daß dadurch mancher abgeschreckt wurde.

Mehrere Gewerbe in Frankreich erhielten durch Lavoisiers Arbeiten beträchtliche Vortheile. Vorzüglich sind diejenigen, zu deren Ausübung chemische Kenntnisse erfodert werden, theils durch seinen unmittelbaren Einfluß, theils durch entfernte Winke, sehr verbessert worden. Mehrere, von andern französischen Chemisten mit Glück ausgeführte technische Arbeiten im Großen, verdanken ihm ihre Existenz. Die sehr wichtigen, und für die Menschheit äußerst interessanten Versuche über die Ausdünstung thierischer Körper, beschäftigten ihn in den Jahren 1788 und 1789. Lavoisier betrachtet die Ausdünstung, nebst dem Athemholen und der Verdauung, als die drei zur Erhaltung eines jeden thierischen Körpers unumgänglich nöthigen Verrichtungen. Wie er das Geschäft des Athemholens durch die Verbrennung des Kohlen- und Wasserstoffs erklärt, wissen die Chemisten aus mehrern seiner Abhandlungen; auch über die Verdauung hat er sehr merkwürdige Versuche angestellt. Zu seinen Versuchen über die Ausdünstung erfand er einen beson-

dern Apparat, den man als sehr sinnreich beschreibt; der Hauptbehälter, den man sich wahrscheinlich als eine Glocke denken muß, soll von der Größe seyn, daß ein Mensch darinn sitzen kann. Das eigentliche Merkwürdige bei dieser Verrichtung besteht darinn, daß alles, was zum Athemholen erfodert wird, außer dem Behälter, da hingegen das Ausdünstungsgeschäft in dem innern Raum desselben vor sich gehet. Der Mensch verliert, nach diesen Versuchen, durch die Ausdünstung täglich 2 Pfund 13 Unzen; in 24 Stunden werden von einem gesunden Menschen 33 Unzen Lebensluft verbraucht; in eben diesem Zeitraume entwickeln sich aus der Lunge 8 Kubikfuß gas acide carbonique, wovon ein Drittheil Carbone und zwei Drittheil Oxygene sind; das Gewicht des Wassers, welches sich in der Lunge entwickelt, beträgt 1 Pfund 7 Unzen, davon sind 3 Unzen Hydrogen und 20 Unzen Oxygen. Durch die Ausdünstung der Lunge verliert der Mensch täglich 6 Unzen wirklichen Wassers. Durch diese Versuche soll Lavoisier in den Stand gesetzt worden seyn, über die Behandlung verschiedener Krankheiten sehr wichtige Aufschlüsse zu geben.

Von seinen Kenntnissen in der ökonomischen Politik und dem Finanzwesen hat Lavoisier mehr als einen Beweis gegeben. Seine Kollegen, die übrigen Generalpächter, konsultirten ihn bei allen schwierigen Vorfällen als ein Orakel, und sein heller, kenntnißreicher Kopf fand immer Mittel, wo ein gewöhnlicher guter Kopf in Verlegenheit gerieth. Sein Aufsatz über den Territorial-Reichthum Frankreichs, den er auf Einladung der ersten National-Konvents entwarf, wird von Kennern für eins der besten Werke dieser Art gehalten. Im Jahr 1791

wurde er zum Kommissair des Nationalschatzes ernannt; ihm verdankt man bei diesem Institut die Einführung einer sehr strengen Ordnung im Rechnungswesen. Bei der Kommission, die von der Akademie der Wissenschaften zur Bestimmung eines einförmigen Maaßes und Gewichtes im Jahr 1790 ernannt wurde, war er eines der vornehmsten Mitglieder. Nach Tillet's Tode ward er zum Schatzmeister der ehemaligen Akademie der Wissenschaften ernannt, und er verwaltete diese Stelle bis zu dem Zeitpunkt, da durch ein Dekret des Nationalkonvents alle vom Hofe besoldeten oder begünstigten Akademieen aufgehoben wurden. Am 9ten May 1794 wurde dieser verdienstvolle Gelehrte, mit 27 seiner Kollegen, sämmtlich Generalpächter, zu Paris guillotinirt. Er starb mit der Standhaftigkeit eines Mannes, der es sich bewußt ist, daß er einst bedauert und vermißt werden würde.

Lavoisier war von einer ansehnlichen Gestalt, geistreichen Physiognomie und von sehr einnehmendem Wesen. Sein Haus war mehrere Jahre lang der Mittelpunkt, wo Gelehrte und Künstler, sowohl einheimische als fremde, sich wöchentlich ein paarmal versammelten und sich wechselseitig ihre gemachten Entdeckungen und Beobachtungen mittheilten: diesen Versammlungen verdankt besonders die Chemie manche Entdeckung, die vielleicht ohne sie niemals bekannt geworden wäre.

Der

Der zehnte May.

Geb. Sophie Charlotte Ackermann.

Vorsteherin des Hamburgischen Theaters.

In der Geschichte des deutschen Theaters behauptet diese treffliche Frau eine ehrenvolle Stelle als Schauspielerin und Prinzipalin. Wahrheit und Feinheit des Spiels, tiefe Einsichten in die Geheimnisse der Kunst, eine schöne Figur, Anstand und Würde, Richtigkeit der Deklamation und ein sehr ausdrucksvolles Händespiel machten sie zur allgemein geschätzten und bewunderten Schauspielerin. Mit vorzüglicher Biegsamkeit und völligem Eindringen in den Geist des Dichters stellte sie die Heldinnen des Trauerspiels und die fein komischen Charakters des Lustspiels dar. Als Prinzipalin trug sie zur Verbesserung der Kunst und des Geschmacks in Deutschland nicht wenig bei. Die Hamburgische Bühne, der sie in verschiedenen Perioden ihres Lebens vorstund, verdankt ihren theatralischen Kenntnissen, ihrem Fleiße und ihrer Achtsamkeit wesentliche, zum Theil bleibende Vorzüge. Beweise waren und sind mehrere gute, ja vortreffliche Aktrizen, welche sie für diese Bühne, und für Deutschland bildete; musterhafte, von Genie und Fleiß zeugende

Stückarbeiten, die sie und ihre Schülerinnen lieferten, und die noch jetzt den Glanz des Hamburgischen Theaters zu erhöhen dienen. Nach ihrem Abschiede von der Bühne und bis an ihren Tod lebte sie in einem Cirkel junger Mädchen, zum Theil Aktrizen der Hamburgischen Bühne, denen sie Wohnung, Unterhalt und Unterricht in theatralischen, theoretischen und praktischen Kenntnissen, wie in weiblichen Handarbeiten gab. — Aus ihrem theatralischen Leben, ein buntes Gemisch günstiger und ungünstiger Schicksale, lassen sich nur folgende Züge als bekannt mittheilen.

Sie war 1714 in Berlin geboren. Ihr Vater, Namens Bierreichel, war Hofsticker. Als sie das 20ste Jahr erreicht hatte, heurathete sie einen Organisten in Berlin, Namens Schröder. Zugleich mit Eckhof betrat sie am 12ten Januar 1740 zum erstenmal die Bühne bei der Schönemannischen Gesellschaft in Lüneburg. Gleich anfangs zeigte sie ungewöhnliche Kunsttalente, die sie durch Nachdenken und Kunstfleiß auszubilden sich beeiferte. In Hamburg und Leipzig spielte sie im Jahr 1742 schon Heldinnen und Prinzessinnen im Trauerspiel und Liebhaberinnen im Lustspiel. Sie war bald die erste Schauspielerin der Schönemannischen Truppe: nur einige Hauptrollen behielt sich die Prinzipalin Schönemann vor, die sich übrigens zu ihrem großen Vortheile nach der Schröderin bildete. Die Natur hatte diese zu einer einnehmenden Schauspielerin geschaffen, und durch Würde, Anstand, mahlerische Gesten, und durch eine Deklamation, die von dem noch immer herrschenden steifen Wesen der

meisten Aktrizen damaliger Zeit abwich, erfüllte sie die Foderungen der Kunst mehr als eine ihrer Mitspielerinnen.

Schon im Jahr 1742 verließ sie mit Ackermann, ihrem künftigen Gemahl, und einigen andern Schauspielern und Schauspielerinnen die Schönemannische Gesellschaft, und stiftete in Hamburg eine eigene Bühne. Aber das Glück begünstigte ihr Vorhaben nicht; es fehlte ihr an hinlänglichem Personale, an gutauszuführenden guten Stücken, sie mußte Burlesken und extemporirte Stücke geben, und bereits im folgenden Jahre war die Gesellschaft getrennt. Bald nachher wagte sie einen zweiten Versuch, aber auch dieser hatte das Schicksal des ersten.

In Danzig hatte sich ein Goldschmidt Dietrich zum Stifter und Mäzen einer Bühne aufgeworfen, die, wie mehrere unter seinem Schutz stehende Bühnen, ohne Dauer war. Zu ihr gieng die Schröder, und nach ihr Ackermann im Jahr 1746. Ackermann gewann Einfluß auf die Direktion, aber das Wesen erreichte bald seine Endschaft. Madame Schröder gieng von ihrem Freunde begleitet nach Rußland und 1749 wurde zu Moskau aus beiden ein Paar. Schon im Jahr 1750 giengen Ackermann und seine Gattin zu Dietrich zurück, wo sie nur eine kurze Zeit spielten, denn 1751 stiftete Ackermann eine eigene Bühne, womit er in Königsberg seine Prinzipalschaft begann. Er durchwanderte die Schweiz und Hessen, fand an vielen Orten großen Beifall und gewann ansehnliche Geldsummen.

Hamburg war endlich die Stadt, wo er sich 1764 niederließ, und wo er sich durch viele gute, zum Theil prächtige theatralische Veranstaltungen, besonders auch durch die Erbauung eines Schauspielhauses einen Namen machte. Hier zeigte Madame Ackermann ihre Talente im vollsten Glanze, bildete zwei Töchter, einst der Stolz der Hamburgischen Bühne, und mehrere Schauspielerinnen, die zum Theil noch jetzt auf verschiedenen deutschen Bühnen glänzen, hier arbeitete sie in Mußestunden am Rahmen mit unermüdlichem Fleiße für die Garderobbe und studirte, wie Dreyer sagte, fleißig in Martins Rissen. Kränklichkeit war das Loos ihres Lebens, und diese Kränklichkeit war die Ursache, daß sie sowohl während der ersten Ackermannischen Unternehmung, als, nachdem diese eingieng, während der berühmten Entreprise der Theatralpächter, und als auch diese sich zerschlug, während der zweiten Ackermannischen Unternehmung seltener und seltener auf der Bühne erschien. In feinen komischen und ernsten Mutterrollen zeigte sie jetzt die große Künstlerin. Unter den komischen Rollen ihrer spätern Jahre zeichnete sich vorzüglich Gellerts Betschwester aus, und Lady Rusport im Westindier, mit der sie ihre theatralische Laufbahn beschloß, wird für ihr Meisterstück gehalten.

Nach Ackermanns Tode, im Jahr 1771, führte sie mit Beihülfe ihres Stiefsohns, Schröder, die Direktion fort, doch konnte diese so wenig als die vorige sich zu einer bleibenden Hamburgischen Bühne erheben. Erst Ostern 1780, nach-

dem sie die Wandelbarkeit des Glücks auf ihrer theatralischen Laufbahn bis zum Ueberdruß erfahren, legte sie die Direktion nieder. Seit der Zeit führte sie in Hamburg ein stilles, häusliches, doch nichts weniger als unthätiges Leben. Sie war und blieb bis an ihr Ende mit Rath und That für Hamburgs Bühne wirksam; zog und bildete junge, lehrbegierige Mädchen für die Bühne und für das gesellige Leben. Von allen, die Rechtschaffenheit, Wahrhaftigkeit und einfache Sitten verehren, geliebt, starb sie in der Nacht vom 13ten zum 14ten Oktober 1792 in ihrem 78sten Lebensjahre.

Der eilfte May.

Gest. Wilhelm Pitt, Graf von Chatam.

Königl. Großbritannischer Staatssekretair.

Der größte Patriot, den die englische Geschichte unter den Ministern aufzuweisen hat, war der unsterbliche Graf Chatam, ein Mann, bei dem die außerordentlichsten Talente mit dem edelsten Herzen und einer unbegrenzten Vaterlandsliebe verbunden waren. Nie hatte ein Minister in diesem Lande ein so allgemeines Zutrauen wie er. Nie sah man eine so vollkommene Einigkeit zwischen dem Könige, dem Parlament und dem Volk, wie während seiner glorreichen Administration, die zum Unglück für England nicht lange genug dauerte.

Wilhelm Pitt war am 15ten November 1708 geboren. Er war ein jüngerer Bruder einer noch sehr neuen Familie, trat zeitig in Militairstand, und ward Kornet bei der Reuterei. Von Glücksgütern nicht sonderlich unterstützt, fehlten ihm mächtige Beschützer, die ihn den Staatsgeschäften zuführten. Aber die Größe seiner Talente hielt ihn völlig schadlos. Er kam frühe ins Parlament, und seine Rednergaben erregten Bewunderung, mit

großem Nachdruck sprach er gegen den spanischen Vertrag im Jahr 1738. Acht Jahre darauf erhielt er den Posten eines Mitschatzmeisters von Irland, und in eben dem Jahre wurde er zum Schatzmeister und Generalzahlmeister der Armee und zum geheimen Rath ernannt; dennoch widersetzte er sich mit aller Macht den Verbindungen auf dem festen Lande, in die sich das Ministerium eingelassen hatte. Weil er aber sah, daß man ohne die Einwilligung in die Absichten und Vorurtheile des Königs, als Churfürsten von Hannover, nichts Wichtiges ausrichten könne, so änderte er in der Folge seine Meinung. Er gab nun seine Stellen auf, und war eine Zeitlang ohne Dienst, bis zum 4ten Dezember 1756, wo er zum Staatssekretair für das südliche Departement ernannt wurde. In diesem Amte beehrte ihn das Publikum mit dem höchsten Zutrauen: aber Hofkabale und seine Widersetzlichkeit gegen die Privatabsichten des Königs, die dem wahren Besten der Nation manchmal gerade entgegen waren, bewirkten den königlichen Befehl, seine Stelle niederzulegen. Doch das englische Volk war durch Pitts große Beredsamkeit, durch seine beispiellose Uneigennützigkeit und die Lauterkeit seiner Absichten so sehr für ihn eingenommen, daß es ihn als den Retter des Vaterlandes ansah. Fast die ganze Nation nahm sich des abgesetzten Patrioten an, von allen Theilen des Königreichs wurden Bittschriften eingereicht und der König, von so vielen Seiten gedrängt, ernannte den Liebling der Nation am 20sten Jun. 1757 wieder zum Staatssekretair.

Pitts Administration war einer Alleinherrschaft ähnlich, weil alle andere Minister nur seine Subalternen zu seyn schienen. Er behauptete seinen Posten bis zum 5ten Oktober 1761 so ehrenvoll für sich, so rühmlich für die Nation, und zu solcher Zufriedenheit des Volks, wie nie vorher ein Minister in England. Das Ministerium vor ihm war in seinen Unternehmungen unglücklich, und hatte die Liebe des Volks verloren; es hatte den Krieg, in den die Nation damals verwickelt war, ohne Einsicht und Lebhaftigkeit geführt; aber nie war noch die Lage der Dinge so plötzlich verändert worden, als nachdem Pitt die Regierungsgeschäfte in die Hände bekam. Alles was ein vielumfassender Geist, große Einsichten, tiefe politische Kenntnisse und unermüdeter Fleiß ausrichten konnten, geschah jetzt von den Engländern. Ihr plötzlicher Uebergang von schändlicher Trägheit zu unermüdeter Thätigkeit setzte den Feind in Erstaunen. Jedes Schiff, jeder Mann wurde genützt. Europa, Amerika, Afrika und Asien fühlten Pitts Einfluß augenblicklich, und sein Ruhm nahm dabei verhältnißmäßig zu. Schon gleich beim Anfang entdeckte der scharfsichtige Beobachter etwas Großes in seinen Planen, und versprach sich davon den herrlichsten Ausgang. Nach und nach zeigten sich in denselben Schönheit, Nutzen und Majestät; das Auge des Zuschauers konnte ihre Höhe nicht erreichen, denn sie verbargen ihr Haupt in den Wolken. Unter Pitts Aufsicht eroberte Amherst und Boscawen Kap Breton; Wolf und Saunders siegten bei Que-

beck; Goree und Senegal wurden der großbritannischen Krone unterworfen; die Franzosen in Ostindien aufgerieben, ihre Armeen in Europa geschlagen, Belleisle ihrer Monarchie entrissen, ihre Küsten überfallen und geplündert, ihre Flotten zerstört, ihr Handel zernichtet, und ihr Staat sogar dem Bankrott nahe gebracht.

Als Pitt fand, daß sein Einfluß im Kabinet zu Ende sey, so erklärte er: die Stimme des Volks habe ihn in's Ministerium gerufen, er glaube daher, diesem wäre er für sein Verfahren verantwortlich; deswegen wollte er nicht länger in einer Lage bleiben, wo er für Maaßregeln verantwortlich wäre, die er nun nicht mehr leiten dürfe. Er legte also am 5ten Okt. 1761 das Siegel nieder, zum Bedauren aller wahren Patrioten. Der von ihm eingeflößte Geist wirkte noch eine Zeitlang fort, und die Saiten des von ihm benutzten Instruments zitterten noch, obgleich die Klaves nicht mehr von dem geschickten Meister geschlagen wurden. Aber bald genug wurde es sichtbar, daß sein großer Geist aus dem Ministerium gewichen sey.

Indessen arbeitete er bis auf den letzten Athemzug mit patriotischem Eifer fort, das Wohl des Vaterlandes zu befördern, und verderbliche Maaßregeln zu vernichten. Als man jene ungerechten, gewaltsamen und unglücklichen Wege einschlug, welche sich endlich mit der Trennung der amerikanischen Kolonien von Großbritannien endigten, so widersetzte sich Pitt denselben aus allen Kräften, und bot alle seine Beredsamkeit auf, den Hof und das Ministerium zu weisern und heilsamern Beschlüssen

zu bringen. Im Jahr 1776, da der amerikanische Krieg anfieng Besorgniß zu erregen, wünschte man sehr, daß er Antheil an der Administration nehmen möchte. Es geschahen ihm deshalb Anträge, mit vorläufiger Bewilligung aller seiner Bedingungen. Wie konnte aber dieser so ehren= als tugendvolle Greis wohl zu einer solchen Gesellschaft treten, als damals am Ruder saß! Auch war seine Antwort ganz seiner würdig: „Ich will mich, sprach er, lieber mit der Pest associiren, die jetzt in Constantinopel wüthet, als mit dem Northischen Ministerium.“ Er fuhr indessen fort, ungeachtet seiner sehr kränklichen Umstände im Parlament zu erscheinen, woselbst er ganz in Flanell eingewickelt und auf Krücken gestützt, sich einfand, und mit seiner mächtigen Beredsamkeit in die Seelen der Minister donnerte. Dieses that er, bis er einst entkräftet und ohnmächtig dahin sank, ein Zufall, der alle anwesende Lords so sehr rührte, daß sie sogleich die Session endigten. Er starb einige Wochen nach diesem parlamentarischen Gefechte, am 11ten May 1778, und man kann von diesem grossen Manne mit Recht sagen, daß er für sein Vaterland streitend gestorben ist. Daß die Minister seinen Leichenzug nicht begleiteten, verrieth ihre kleinern Seelen, und machte dem Verstorbenen Ehre.

Nichts Lasterhaftes, nichts Niedriges hat je Pitts Privatleben befleckt. Edel und erhaben waren alle seine Empfindungen. Seine herrschende Leidenschaft war ein unbegrenzter Trieb nach Ehre, welcher, von großen Fähigkeiten unterstützt, und mit glücklichem Ausgange be=

krönt, dasjenige ausmacht, was die Welt einen großen Mann nennt. Er war kühn in seinen Planen, rasch in ihrer Ausführung, gebieterisch gegen Freund und Feind, unbiegsam bei Widersprüchen, überwältigend, da, wo seine Gründe nicht angenommen wurden, voller Würde und Anstand in seinem Aeußerlichen, beinahe so, daß man ein allzugroßes Bewußtseyn seiner überlegenen Talente bemerkte, wenn er als Staatsmann handelte. Aber im Privatumgange war er der angenehmste und aufgeräumteste Gesellschafter, voll feinen geschmeidigen Witzes, der die Gesellschaft aufheiterte. Der stärkste Beweis von den Tugenden dieses unsterblichen Mannes ist, daß er, der einige Jahre lang so zu sagen die Alleinherrschaft von Großbritannien hatte, weder Stolz gegen seine Mitbürger zeigte, noch sich Schätze sammelte. Nur allein gegen die Feinde Englands war er stolz, sonst aber äußerst herablassend. In der Beredsamkeit übertraf er alle seine Zeitgenossen, und nur im Alterthum hatte er seines Gleichen. Seine Behauptungen wurden wahr, und seine Angaben von der Zukunft sah man als Prophezeihungen an. „Kurz, sagt ein englischer Schriftsteller, in diesem Manne lag ein Etwas, das erschaffen, zerstören, oder umbilden konnte; ein Verstand, ein Geist, eine Beredsamkeit, die Menschen in die Bande der Gesellschaft zu schmiegen, oder die Fesseln der Sklaverei zu zerbrechen, und die wilde Uneingeschränktheit freier Gemüther mit unbegrenztem Ansehen zu beherrschen: ein Etwas, das Reiche gründen oder umstürzen, und der Welt einen erschütternden Streich geben konnte, der durchs ganze Universum wiederhallte!“

Der zwölfte May.

Gest. Ludw. Ernst, Herzog zu Braunschweig.

Römisch = Kaiserlicher Feldmarschall.

Seit einem Jahrtausend war es Sitte und Schicksal der Welfen, in die Jahrbücher der Welt durch große Thaten oder Unfälle, sehr oft durch beide zugleich, eingeschrieben zu werden. Auf diesem Wege gelangte auch der edle Abkömmling dieses Fürstenhauses, der heute seine Laufbahn vollendete, zu der Unsterblichkeit seines Namens. Er war am 25sten September 1718 geboren, eröffnete in einem Alter von 19 Jahren mit kaiserlichen Kriegsdiensten seine rühmliche Laufbahn, stand in denselben als Feldzeugmeister, und kämpfte in den Jahren 1737 bis 1739 gegen die Türken. Im folgenden Jahre wurde er Generalmajor und Eigenthümer eines Regiments.

Indessen starb die Kaiserin von Rußland, Anna, und drei Wochen darauf wurde durch die bekannte Revolution, der Herzog von Curland, Biron,

nach Siberien geschickt, und die Prinzessin Anna, Reichsverweserin und Vormünderin ihres Sohnes Iwan. Die Stände von Curland setzten eine neue Herzogswahl an, und ernannten am 27sten Jun. 1741 den Herzog Ludwig, den Bruder des Gemahls der russischen Regentin Anna, zum Herzoge von Curland und Semgallen. Er war bereits auf vorläufige Nachrichten davon in Mietau angekommen, wo ihm eine solenne Deputation seine Wahl zum Herzoge bekannt machte. Er gieng aber darauf nach St. Petersburg, an den Hof der Regentin und dessen Gemahls, seines Bruders Herzog Anton Ulrich, wo er die Bestätigung seiner Wahl als Herzog von Curland von dem polnischen Reichstage abwartete. Indessen gieng diejenige Revolution am 6ten Dezember 1741 vor, durch welche Elisabeth den russischen Thron bestieg. Herzog Ludwig verlohr dabei sein Herzogthum Curland, wurde einige Tage in seinem Zimmer bewacht, und konnte, nachdem diese Bewachung auch aufgehoben war, doch nicht eher, als im Februar 1742 aus Rußland abreisen. Er gieng nach Braunschweig, bis ihn Maria Theresia 1744 als Feldmarschall-Lieutenant zu sich rief, worauf er an allen kriegerischen Ereignissen der damaligen Zeit einen ruhmvollen Antheil nahm.

Als Wilhelm IV. von allen Provinzen der vereinigten Niederlande zum Erbstatthalter erwählt worden, und die damaligen Kriege einen großen General zu seiner Unterstützung erfoderten, so fiel seine Wahl auf den Herzog Ludwig. Aber standhaft

schlug der Herzog alle Anträge von 1747 bis 1750 aus, bis endlich ein holländischer Gesandter durch die Vermittelung des kaiserlichen Hofes und die unablässigen Bitten des Erbstatthalters es im Februar 1750 dahin brachte, daß der Herzog mehr aus Gehorsam gegen die Kaiserin Maria Theresia, als aus Neigung, den Antrag annahm. Die Generalstaaten willigten ihm alles ein, machten den Herzog zum Generalfeldmarschall, bald nachher zum Gouverneur von Herzogenbusch und 1756 zum Kommandanten über die holländische Fußgarde. Der Erbstatthalter erkannte die erhabenen Eigenschaften seines neuen Freundes so vollkommen, daß er sich seines Rathes in allen wichtigen Dingen bediente, und ihn sogar zu allen Conferenzen über die auswärtigen Angelegenheiten regelmäßig berief.

Nach dem frühen Tode des Erbstatthalters (am 22sten Oktober 1751) wurde der Herzog von den gesammten Staaten der Republik der vereinigten Niederlande zum Vormunde des minderjährigen Erbstatthalters, und zum Repräsentanten desselben in der Qualität des General-Kapitains, ernannt und erklärt. Dies waren die schönsten Jahre der Republik im ganzen 18ten Jahrhundert. Die ganze Nation beehrte den Herzog mit ihrem Zutrauen, alle Mitglieder der Regierung nahmen ihn in Rath, alle ausländischen Minister wandten sich an ihn. Während des ganzen siebenjährigen, allgemein ausgebreiteten Krieges, genoß die Republik eine sichere Ruhe und den glücklichsten Wohlstand. Der Handel blühte, die Finanzen besserten sich, und Holland

sowohl, als andere Provinzen, trugen ungeheure Summen ihrer Schulden in dieser Periode ab. Die ganze Nation fühlte Liebe und Zutrauen für den Herzog, ob er gleich immer auch die erbstatthalterlichen Rechte aufrecht erhielt. Die Armeen wurden im guten Stande erhalten und noch vermehrt, die Ruhe in der Kolonie Berbice wieder hergestellt. Das Seewesen allein, dessen Aufsicht sich der Herzog, vermöge seiner ausdrücklichen Instruktion, nicht unterziehen durfte, wurde vernachlässigt. Am Ende dieses Zeitraums erhielt er die vollkommensten Proben der Zufriedenheit mit seiner Verwaltung, und mit der Erziehung des Prinzen von den Generalstaaten, den sämmtlichen Provinzen und dem Erbstatthalter selbst. Eine eigen dazu niedergesetzte Kommission rechtfertigte den Herzog, nach vorhergegangener Untersuchung, in Ansehung der Erfüllung aller seiner Pflichten durch die Akte vom 3ten May 1766. Man hatte zugleich keine angelegentlichere Sorge, als den Herzog in Diensten der Niederlande zu behalten, und da dieses gelang, so verpflichtete sich derselbe durch die sogenannte Konsultationsakte, daß er dem Erbstatthalter, so oft es derselbe verlange, mit Rath und That beistehen und das Beste des Staats befördern wolle.

Die Republik genoß jetzt noch 10 glückliche Jahre, welchen aber der 1776 ausgebrochene englische Krieg ein Ende machte. Das Glück der Britten, das Steigen ihres Handels und ihrer Seemacht, hatte schon längst den Neid und Haß der kaufmännischen Nation von Holland erregt. Holland war nicht im

mindesten zum Kriege vorbereitet, gleichwohl zog man sich, von Leidenschaft verblendet, durch Unterstützung der Rebellen in Amerika Englands Feindschaft auf das unbedachtsamste zu. Die unglücklichen Folgen wurden bald sichtbar, und die amsterdamer Holzhändler, als die ersten Ursächer des mißlichen Zustandes der Republik, fürchteten die gerechte Ahndung der Nation. Sie ergriffen in dieser verzweifelten Lage ein Mittel, das ihnen zugleich eine bequeme Gelegenheit darbot, einen andern alten Lieblingsplan auszuführen; sie suchten nemlich die Schuld von sich ab, und auf den Erbstatthalter zu bringen, und zugleich ihn den vorzüglichsten seiner Würden zu berauben. Ihren ersten Schritt thaten sie durch — Pasquille. Allein diese waren im Anfange nur gegen den Herzog gerichtet, weil man wohl sah, daß man den Erbstatthalter zuvor seines Raths und Beistandes berauben müsse, ehe man mehr wagen könne. Als die Pasquille wirksam gewesen, und Statthalter und Herzog dadurch dem leichtglaubigen, selbst zu denken und zu prüfen ungewohnten Theil der Nation verdächtig geworden waren, folgten immer neue Beschuldigungen und Angriffe. Schmuziger Kaufmannsgeiz hatte, aller nachdrücklichen Erinnerungen ungeachtet, die See- und Landmacht in Verfall sinken lassen, welches jetzt die Kabale zur Erreichung ihrer Absichten benutzte. Lügnerische Schmähungen wurden öffentlich und insgeheim gegen den edlen Fürsten verbreitet, welcher endlich den Entschluß faßte, alle seine Bedienungen bei der Republik in die Hände der Generalstaaten zu resigniren

signiren

signiren. Am 16ten Oktober 1784 verließ er das Land, in welchem er 34 Jahre und 10 Monate gewohnt, das unter ihm und durch ihn vom Jahre 1750 bis 1775 eine seiner glücklichsten Perioden durchlebt, das ihn ununterbrochen, 30 Jahre hindurch, dankbar verehrt, pflichtmäßig geliebt hatte, das ihn in den letzten vier Jahren seiner Dienste von einer kleinen aber übermächtigen Parthei, auf eine Art, die in den Jahrbüchern des Freistaats ohne Beispiel ist, ungestraft hatte mißhandeln lassen.

Nach seiner Entfernung fühlte man nur zu wohl, wie wenig das ganze Verfahren einer Rechtfertigung vor den Augen der urtheilenden Welt fähig sey, und man wünschte daher nichts mehr, als den Herzog noch in einem Punkte strafbar darzustellen. In dieser Absicht erdichtete man das Daseyn eines Komplots, Mastricht an den Kaiser zu verrathen. Allein dieses widerlegte sich bald genug zur unauslöschlichen Schande der Anzettler. Der Herzog hatte sich zuerst nach Aachen begeben; aber auch dorthin verfolgte ihn das gewissenlose Komplot der Afterpatrioten, deren räuberischer Anschlag auf die Briefschäften des Herzogs, durch Entdeckung und Bestrafung der Rädelsführer, vereitelt wurde. Bald darauf begab sich der edle Greis nach Eisenach, wo er allgemein geschätzt und geliebt der Ruhe eines Weisen genoß, und 1787 das Vergnügen hatte, sich von seinem Neffen an der schändlichen Kabale gerächt, alle gegen ihn ausgestoßenen Schmähungen von den Generalstaaten für das, was sie waren, für Lügen öffentlich erklärt zu sehen. Diese Erklärung ward noch,

dem Wunsche seines erhabenen Bruders, des Herzogs Ferdinand gemäß, in dem Antwortschreiben der Generalstaaten vom 11ten May 1789 feierlichst wiederholt, und dadurch sowohl dem ruhmvollen Andenken des am 12ten May 1788 entschlafenen Herzogs Ludwig, als der edelsten Bruderliebe, ein gerechtes und würdiges Opfer der Dankbarkeit dargebracht.

Herzog Ludwig Ernst war stets ein Freund und Liebhaber der Wissenschaften, und hat sich in den letzten Jahren seines Lebens selbst noch mit gelehrten Arbeiten beschäftigt. Es ist eine französische Uebersetzung von Zimmermann über die Einsamkeit von ihm vorhanden, die alle Hochschätzung verdient. Noch wenige Augenblicke vor seinem unvermutheten Tode war er geschäftig, und arbeitete an einer Uebersetzung von Neckers Werk über den Werth religiöser Meinungen, in holländischer Sprache. Eben war er vom Schreibtisch von dieser Arbeit aufgestanden, als er seinen großen Geist aufgab.

Der dreizehente May.

Geb. Maria Theresia.

Deutsche Kaiserin.

Maria Theresia, die Tochter Kaiser Karl VI. war am 13ten May 1717 zu Wien geboren, von Elisabeth, einer Herzogl. Braunschweigischen Prinzessin. Ihre Erziehung war sorgfältig, die Entwickelung ihrer Talente frühzeitig, und schon im 5ten Jahre sang sie auf dem Wiener Hoftheater eine Arie. Bald bewarben sich viele Prinzen aus hohen Häusern um die reizende Erzherzogin; es hatte aber keiner das Glück, von ihr und ihrem Vater gewählt zu werden, als Franz Stephan, Herzog von Lothringen. Die Vermählung mit demselben geschah den 12ten Februar 1736 mit vieler Pracht.

Kaiser Karl VI. der letzte männliche Sprößling, aus dem Habspurg-Oesterreichischen Stamme, starb am 20sten Oktober 1740, und sein Tod brachte halb Europa in Bewegung. Wer machte

nicht Anspruch auf irgend ein Stück des kaiserlichen Erbguts? Maria Theresia, des Kaisers älteste Tochter, war zwar sowohl vermöge des Naturrechts, als vermöge der pragmatischen Sanktion, die nächste Erbin; aber der ruhige Besitz des kaiserlichen Nachlasses ward ihr doch von verschiedenen Seiten streitig gemacht. Karl Albrecht, Churfürst von Baiern, verlangte die Erbfoge vermöge eines Testaments des Kaiser Ferdinand I.; August III., König von Polen und Churfürst von Sachsen, berief sich auf die Rechte seiner Gemahlin, als der erstgebornen Tochter Kaiser Josephs I.; Philipp V. König von Spanien, meldete sich ebenfalls und glaubte ein Recht auf die österreichischen Staaten zu haben, weil er unter seinen Ahnen die Gemahlin Philipps II. zählte, die als Tochter Maximilians II. eine österreichische Prinzessin war; Karl Emanuel, König von Sardinien, machte Ansprüche auf das Herzogthum Mailand; und Ludwig XV. trat als Schiedsrichter derer auf, die sich um den Besitz der österreichischen Staaten bewerben wollten.

Allen diesen kam Friedrich II. König von Preussen zuvor. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er seine alten Rechte auf vier schlesische Fürstenthümer hervorsuchte. Da Theresia bei der Unzertrennlichkeit des heiligen Kleinods, wofür sie ihr väterliches Erbe ansah, beharrte, so fiel Friedrich im Dezember 1740 mit einem Heere von 40,000 Mann in das von Soldaten fast ganz entblößte Schlesien ein. Theresia hatte indessen ihren Gemahl, ohne Nachtheil ihrer eignen Souveränität,

zum Mitregenten gemacht. Auf solche Weise schmeichelte sie sich, ihm den Weg zum Kaiserthrone zu bahnen.

So widrig das Schicksal der jungen Königin war, in deren Länder nun auch bald baierische und französische Truppen einfielen, so standhaft war der Muth, mit dem sie es ertrug. Von allen Seiten gedrängt, nahm sie ihre Zuflucht zu den Edlen der ungarischen Nation. Mit einem kleinen unmündigen Prinzen in den Armen, und mit einem ungebornen Kinde unter dem Herzen hielt sie auf dem Landtage in Preßburg in lateinischer Sprache folgende Rede: „Von meinen Freunden und Verwandten verlassen, von meinen Feinden verfolgt, bleibt mir keine Zuflucht, als eure Treue, euer Muth und meine Standhaftigkeit!“ Mit gezücktem Schwerdt schrie die ganze Versammlung: „Wir wollen für unsere Königin Theresia sterben.“ Der Anblick einer so tiefgebeugten Fürstin erpreßte jedermann Thränen, nur sie selbst hielt die ihrigen so lange zurück, bis sie wieder mit ihren Vertrauten allein war. Um diese Zeit hatte sie der Herzogin von Lothringen, ihrer Schwieger, geschrieben: „Noch weiß ich nicht, ob mir auch nur ein Platz übrig bleibt, um darinn in den Wochen zu liegen.“ Damit sie wenigstens von einer Seite sicher seyn möchte, schloß sie 1742 mit dem einzigen ihrer würdigen Gegner, dessen Denkart eben so groß war wie die ihrige, mit dem Könige von Preußen, den Frieden zu Breslau. In diesem Frieden trat sie an Preußen beinahe ganz Schlesien, nebst Glaz ab.

Siegreich wandten sich nun die österreichischen Heere gegen die übrigen Feinde ihrer Monarchin, und Theresia hatte am 13ten Sept. 1745 die Freude, ihren Gemahl in Frankfurt zum Kaiser krönen zu sehen. Fruchtlos widersetzten sich dieser Wahl der Churfürst von der Pfalz und Brandenburg. Von Frankfurt begab sich die Kaiserin nach Heidelberg. Daselbst bewillkommte sie der Kaiser Franz I. mit dem Degen in der Hand an der Spitze ihres Kriegsheers. Es war 60,000 Mann stark. Die neue Kaiserin gieng zwischen den Linien, grüßte die Soldaten, gab jedem derselben einen Gulden, und speiste auch selbst unter dem Zelte. Doch diese Freudentage waren von kurzer Dauer, denn das Kriegsfeuer loderte wieder von allen Seiten mit fürchterlicher Gewalt auf, bis endlich der Friede, welcher im Jahre 1748 zu Aachen geschlossen wurde, der geplagten Menschheit Ruhe gab. Theresia behauptete in demselben ihre Erblande mit der größten Ehre.

So stürmisch die ersten Regierungsjahre dieser Fürstin waren, so ließ sie doch den Flor ihrer Länder nie aus den Augen. Die Verbesserung der Justiz, die Aufnahme der Handlung, und die Kriegszucht ließ sie sich sehr angelegen seyn. Und kaum war der Friede geschlossen, so ordnete sie einen neuen Deputationsrath an, suchte die geschicktesten Männer zu den Geschäften aus, machte neue Messen zu Wien, Prag, Troppau, Grätz, Linz und andern Orten. Zur Verbesserung des Kriegswesens ließ sie die kroatischen Völker auf militairischen Fuß setzen, und machte auch bei den stehenden Armeen solche Veränderungen,

daß die österreichischen Truppen an innerer Stärke zunahmen.

Aber Oesterreich genoß des Friedens zu kurze Zeit, als daß der Flor des Landes ganz nach Wunsch hätte gedeihen können. Nicht nur die Kaiserin selbst wünschte ihr verlornes Schlesien wieder zu erhalten, sondern auch bei andern Fürsten war das Interesse so getheilt, daß ein neuer Krieg sich seinem Ausbruche näherte. Der siebenjährige Kampf um Schlesien, der Deutschland von 1756 bis 1763 verheerte, war die Wirkung des getheilten Interesse. Die Kaiserin bot alle ihre Heere gegen Friedrich II. auf, und führte den Krieg mit Anstrengung aller ihrer Kräfte; ihre Truppen erwarben sich auch den Ruhm, daß sie gegen die tapfern Preußen mit Herzhaftigkeit stritten, und manchen herrlichen Sieg gegen sie erfochten. Der Krieg wurde mit außerordentlichem Glückswechsel geführt, bis endlich am 15ten Febr. 1763 auf dem Schlosse Hubertsburg in Sachsen der Friede zwischen Oesterreich und Preußen geschlossen wurde, ohne daß ein Theil nur eine Hand breit Erde mehr bekommen hätte, als er vor dem Kriege besessen hatte.

Jetzt hatte Theresia abermals Muße, auf die Wohlfahrt ihrer Staaten und des deutschen Reichs mütterlich zu denken. Die erste Frucht des Friedens war, daß ihr geliebter Erbprinz und Erzherzog Joseph am 27sten März 1764 von allen Churfürsten einstimmig zum römischen Könige erwählt wurde. Der Tod ihres Gemahls, welcher am 18ten August 1765 zu Inspruck erfolgte, betrübte sie wahrhaft. Sie

widmete von der Zeit an den 18ten Tag eines jeden Monats einer stillen Einsamkeit, und dem inbrünstigen Gebete für die Seelenruhe ihres verstorbenen Gemahls. Sie ließ das Zimmer, in welchem Franz starb, in eine Kapelle verwandeln, und errichtete ein adeliches Damenstift von 12 Personen, denen sie zur Pflicht machte, allezeit den 18ten eines jeden Monats ihr feierliches Gebet für den verstorbenen Kaiser zu verrichten. Sie nahm nun auch Joseph zum Mitregenten an, und vertraute ihm die Leitung des ganzen Kriegswesens. Sie selbst aber behielt noch immer die Oberregentschaft, bis der Tod am 29sten Nov. 1780 ihrem Leben ein Ende machte.

Maria Theresia besaß viele Regenten-Tugenden, und hatte ein wohlwollendes Herz. Durch sie fieng das Haus Oesterreich an, den alten Geist der Bigotterie, der es bisher durch Jesuitische Beichtväter und Minister beherrscht hatte, zu verbannen, und Aufklärung unter dem Volke zu gestatten. Trotz des Nebels, den die Andächtelei zuweilen um sie verbreitete, kann man doch sagen, daß es unter ihr zu dämmern anfing. Sie wurde zuweilen irre geführt, aber wohl nie durch ihre Schuld, verdient mithin als eine gutmüthige und fromme Regentin die Achtung der Nachwelt. Sie errichtete zum Schutze ihrer Staaten und zum Besten ihrer Länder die Militairakademie zu Wienerisch-Neustadt; adeliche Erziehunghäuser in Wien und andern Orten; acht Waisenhäuser; verschiedene Spitäler; stellte neue Lehrstühle für die nothwendigsten Theile der Wissen-

schaften auf; besorgte die Aufnahme deutscher Schulen; erbauete das prächtige Universitätsgebäude in Wien; reformirte die höhern Studien, vorzüglich die Theologie; verbot, daß niemand vor dem 24sten Jahre seines Alters die Ordensgelübde ablegte, und machte andere dergleichen nützliche Verordnungen. Das Manufakturwesen zu befördern, nahm sie fremde Eingewanderte in ihren Staaten auf, und ertheilte ihnen das Bürgerrecht. — Ungarns Grenzen erweiterte sie durch die Vereinigung der dreizehn Zipserstädte mit diesem Reiche, und mit den im Jahre 1772 dem Hause Oesterreich anheimgefallenen Königreichen Gallizien und Lodomerien, und mit der bald darauf von dem Großsultane abgetretenen Bukowine. Sie verband mit Ungarn ebenfalls das Temeswarer Banat; reinigte dasselbe mit unsäglichen Kosten von den vielen Morästen und stehenden Wassern durch viele und lange Kanäle, und gab dem Lande dadurch mehr urbare Felder und eine gesundere Luft. Die böhmischen und mährischen Bauern beglückte sie durch Einschränkung der so lästigen Robbath im Jahr 1775.

Theresiens Tod war Tausenden schmerzlich — doch bedauerte ihren Verlust niemand herzlicher, als die Geistlichkeit.

Der vierzehente May.

Geb. Karl Gottlieb Guischardt, genannt Quintus Icilius.

Königlich-Preußischer Oberster.

Guischardt, genannt Quintus Icilius, Königl. Preuß. Oberster von der Infanterie, Ritter des Verdienstordens und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, war 1724 zu Magdeburg geboren. Sein Vater war Johann Philipp Guischardt, Preußischer Hofrath, Richter und Syndikus der Pfälzerkolonie zu Magdeburg.

Die Familie der Herren des Guischardt stammt aus Frankreich ab; sie hatten als Reformirte, der Religion wegen, ihr Vaterland verlassen müssen. Den ersten Wohnsitz nahmen sie in der Pfalz, und hier war auch des Obersten Vater geboren. Karl Gottlieb besuchte in Magdeburg die öffentlichen Schulen, wurde zugleich durch Hauslehrer gebildet, und erwarb sich dann viele gelehrte Kenntnisse auf den Akademieen zu Halle, Marburg, Herborn und Leyden.

Er war zum Theologen bestimmt, und wandte daher vielen Fleiß auf das Studium der morgenländischen Sprachen, der griechischen und römischen Literatür. Mit vielem Ruhme vertheidigte er zu Leiden eine selbst verfertigte Streitschrift de fama Salomonis cute exteros, und wenn das Verdienst immer erkannt und belohnt würde, so wäre wahrscheinlich seine Hoffnung, in Leyden ein akademisches Lehramt zu erhalten, nicht vereitelt worden.

Im Jahr 1747 vertauschte er die Feder mit den Waffen. Er ward Fähndrich bei dem Regimente, das der Herzog von Sachsen-Hildburghausen zum Dienste der Generalstaaten errichtet hatte, und wohnte 1747 und 1748 den Feldzügen gegen Frankreich bei. Im folgenden Jahre avancirte er zum Lieutenant des Regiments Baden-Durlach, und bekam 1750 eine Kompagnie, die er aber bei der Abdankung, welche die Generalstaaten 1752 vornahmen, verlohr.

Mit einem Jahrgeld von 800 Gulden verlebte er nun einige Jahre in Magdeburg bei seinen Verwandten, und seiner Muße hat man die militairischen Nachrichten von den Griechen und Römern, so wie die historisch-kritischen Bemerkungen über verschiedene militairische Alterthümer zu danken. Das Studium der alten Schriftsteller beschäftigte ihn immer aufs angenehmste, und da er sich einmal dem Militairstande gewidmet hatte, so durchforschte er vornehmlich diejenigen Schriftsteller, die von dem Kriegswesen und den Feldzügen der Alten handeln. Seine vertraute Bekanntschaft mit der lateinischen und

griechischen Sprache machte es ihm leicht, Anmerkungen zu machen, die denjenigen nicht beifallen konnten, welche, wie Folard, dieser Sprachen nicht kundig waren. In England, wo er sich um 1756 ein Jahr lang aufhielt, vollendete er die Memoires militaires sur les Grecs et les Romains, die in Holland und Frankreich fünfmal aufgelegt und von Kennern mit verdientem Beifall aufgenommen worden sind. Er ließ sie zuerst in Holland in zwei Quartbänden drucken, und eignete sie dem Erbstatthalter zu, der gelehrte Offiziere sehr schätzte.

Friedrich der Einzige, dem der Verfasser dieses gelehrten Werks nicht unbekannt geblieben war, wünschte ihn zu sehen. Guischardt hatte sich 1757 als Freiwilliger bei dem vereinigten Heere des Herzogs Ferdinand von Braunschweig aufgehalten, und gieng nun am Ende dieses Jahres nach Schlesien, wo er nach der Eroberung von Breslau dem Könige vorgestellt wurde. Da Guischardt mit den Schriftstellern, welche sich mit dem Kriegswesen der alten Griechen und Römer beschäftigt haben, genau bekannt war, und dem Könige die seltenen Einsichten desselben bei der Unterredung noch deutlicher ins Auge fielen, so nahm ihn Friedrich in sein Gefolge, ernannte ihn zum Oberstwachtmeister, und besprach sich öfters mit ihm. Als 1759 der Oberstwachtmeister du Berger, Chef eines Freibataillons den Abschied erhielt, wurde er zum Chef dieses Freibataillons ernannt, welches er während des Krieges bis zu einem Regiment von drei Bataillons auf königlichen Befehl vermehren mußte.

Um diese Zeit erhielt er den Namen Quintus Icilius vom Könige, dem seine Kenntniß von der Kriegskunst der Alten so viel Vergnügen machte, daß er ihm diesen Namen eines römischen Hauptmanns der zehenten Legion beilegte, den er nachher beständig führte, ohne sich seines Geschlechtsnamens ferner zu bedienen. Niemand wußte bei der Armee, als bei der Parole bekannt gemacht wurde, daß der König dem Oberstwachtmeister Quintus das Bataillon du Verger ertheilt habe, wer dieser Quintus sey, bis sich endlich diese Veränderung des Namens entwickelte. Er that darauf an der Spitze seines Freibataillons bis zu Ende des Feldzuges von 1762 nützliche Dienste; war 1759 bei der Einnahme von Leipzig; 1762 bei dem Uebergang über die Mulde, und bekam 1761 den Auftrag, das churfürstliche Schloß Hubertsburg seines ganzen Schmuckes zu berauben.

Nach dem Frieden, im Jahre 1763, mußte er sich in Potsdam wohnhaft niederlassen, damit sich der König seiner zum gesellschaftlichen Umgang bedienen konnte. Er vermehrte nun seine Bibliothek, die beträchtlich wurde, und seine Sammlung theils von alten Münzen und Medaillen, deren er 2640 Stücke, und unter diesen manche seltene hatte, theils von guten Gemählden, und beschäftigte sich täglich mit den Wissenschaften, um im Umgange mit dem Könige zu zeigen, daß er ein gründlicher Gelehrter sey. Er konnte noch als Staabsoffizier die hebräische Bibel fertig lesen und übersetzen, und außer den morgenländischen Sprachen verstund er auch die

deutsche, niederländische, französische, englische, italienische, lateinische und griechische Sprache.

In den letzten Jahren seines Lebens wurde er seltener zu dem Könige gerufen; dagegen war er öfter auf seinem Gute zu Wassersuppe, welches er nach dem Kriege im Havelländischen Kreise erkauft hatte. Die Zufälle, welche seinen Tod beförderten, waren so schmerzhaft, daß er sie mit der Folter zu vergleichen pflegte; aber er bewies sowohl hier, als bei andern Vorfällen eine Standhaftigkeit, die seinem Charakter Ehre macht. Er starb 1775 und hinterließ außer dem Namen eines vorzüglichen Gelehrten und tapfern Soldaten, auch noch den Ruhm eines wahren und uneigennützigen Menschenfreundes, der die Uebel des Kriegs in feindlichen Ländern so sehr zu vermindern suchte, als er nur konnte.

Guischardt schmeichelte dem Könige nicht; was er gewiß wußte, behauptete er mit Freimüthigkeit und Standhaftigkeit. Friedrich ärgerte sich öfters über den hartnäckigen Widerspruch seines Gesellschafters, und es entstund daraus einmal eine lange anhaltende Ungnade, die aber der Oberste standhaft ertrug. Er näherte sich dem Könige nicht eher wieder, als bis ihn derselbe rufen ließ. Der König gab ihm wenig Gehalt, auch nicht oft ein Geschenk, und wenn er über Geldmangel klagte, so ermahnte er ihn zu strenger Oekonomie, nöthigte ihn auch, statt der gestickten Uniform eine ganz gemeine zu tragen, und ein gebratenes Rebhuhn in die Tasche zu stecken, und nach Hause mitzunehmen. Weil Guischardt in seinen Memoires militaires be-

hauptet hatte, daß ein römischer Soldat mehr Last getragen habe und habe tragen können, als ein deutscher, so ließ der König, als er im Lager bei Kloster Grissau in Schlesien stund, ihn mit dem völligen Gepäcke eines Soldaten belästigen, und mit dieser Last so lange hin und her gehen, bis er gestand, daß sie größer sey, als die römische. Er nannte ihn zuweilen spottend Seigneur de Wassersuppe. Er machte seinem neugebornen Sohne ein Geschenk mit einer griechischen Grammatik, und anstatt der Mütze, mit dem Deckel einer ausgehölten Augurie.

Der funfzehente May.

Geb. Ninon de l'Enclos.

Französische Dame.

Anna, genannt Ninon de l'Enclos, wurde 1616 zu Paris geboren. Sie war das einzige Kind ihrer Aeltern, und der Gegenstand ihrer zärtlichsten Liebe. Ihr Vater war der feinste Epikuräer; er kannte die Welt, er kannte die Menschen; sein Geist war durch die schönen Wissenschaften gebildet; er war Kenner in den bildenden Künsten, und selbst Künstler: er spielte die Laute als Meister. Sein ansehnliches Vermögen wandte er nur dazu an, der Welt und aller ihrer Freuden zu genießen. „Nütze die köstliche Zeit: genieße!“ Das war das Resultat seiner Philosophie.

Dieser Mann war Ninons Erzieher; seine Philosophie bildete Ninons Seele; sein System wurde das ihrige, das feinere aristippische System des Genusses der Welt. Er unterrichtete seine Ninon selbst auf der Laute, er leitete ihre Lektüre, er bildete von der frühesten Kindheit an ihren Geschmack. Der Weg, den Ninon an der Hand eines gütigen Vaters gieng,

gieng, war ein Weg durch lauter Rosengefilde: was Wunder, daß die weiche Ninon den Weg mit Freuden gieng! Ihre Mutter war nach der damaligen Zeit eine sehr religiöse Frau; sie versäumte keine Messe, keine Vesper, und sie zwang die junge fröhliche Ninon, sie immer zu begleiten. Sie mußte, und ihr Vater lächelte, und steckte ihr heimlich ein unterhaltendes Buch voll Gedichte oder Erzählungen zu, und Ninon haßte von Herzen alle Messen und Predigten. Diese lästige Frömmigkeit mußte der kleinen Ninon noch eine festere Anhänglichkeit an das System ihres Vaters geben. Ihr Verstand wurde von der Wahrheit dieser liebenswürdigen Philosophie überzeugt; weil ihr Herz sich dabei glücklich fühlte.

In Ninons 14ten Jahre starb ihre Mutter, und nun, in diesen entscheidenden Jahren, da der Verstand sich entwickelt, das Herz anfängt zu fühlen, drückte sich ihres Vaters gefährliches System tief in Ninons offenen Geist, und in ihr verlangendes Herz. Ihr Vater starb ein Jahr darauf in Ninons Armen. „Sieh, meine theure Ninon, sagte er in den letzten Stunden des Lebens zu ihr: in diesem Augenblicke ist nichts mein, als der traurige Gedanke, daß mich nun alle Freuden verlassen. Ich habe fröhlich gelebt; aber das Leben ist nur ein Augenblick! du überlebst mich Kind: genieße des kostbaren und kurzen Lebens! genieße so viel Freuden als du kannst, und sey nur vorsichtig in ihrer Wahl!“

Diese letzten Worte waren gleichsam die Regel für das ganze Leben der schönen Ninon. Das erste, was sie that, war ihre ökonomische Einrichtung. Sie

legte das väterliche Vermögen auf gewisse Zinsen an, und so erhielt sie eine jährliche Revenue von 8 bis 10,000 Livres, wovon sie bequem leben konnte; das war der Rath ihres Vaters, und Ninon befolgte ihn treulich. Sie nahm sich fest vor, nie zu heurathen. „Die Ehe, Ninon, ist ein drückendes Joch! sagte ihr Vater seufzend jedesmal nach einer unglücklichen Stunde der Ehe mit Ninons Mutter. Wenn Ninon über diesen Punkt gefragt wurde, so antwortete sie nichts, als: „ich kann nicht gut seyn, wenn ich nicht frei bin!“ Sie raubte sich selbst den Genuß jeder häuslichen Freude, und senkte dadurch wenigstens für eine lange Zeit den Dorn der tiefsten Melancholie in ihr fühlendes Herz.

Jetzt fieng Ninon ihr Leben, wie sie sich den Plan gemacht hatte, an; ihr Haus war das Haus der lautesten Freude, der zwanglosesten Fröhlichkeit, der Tempel der Musen und der Aufenthalt der Liebe. Hier war Ninons Leben eine Kette von Liebeshändeln, ihr guter Ruf litt sehr, sie wurde der Dämon aller Mütter, und aller jungen Weiber. Auch hier blieb sie ihrem Systeme treu. Sie hielt die Liebe blos für ein Vergnügen; sie machte sich keinen Augenblick Bedenken, ihren Liebhaber aufzuopfern, sobald er anfieng, ihr Langeweile zu machen.

Die Liste von Ninons Abentheuern ist ungeheuer groß, und die Namen der ersten Männer Frankreichs stehen auf dieser Liste; allein, so unbeständig Ninon war, so war sie doch nie treulos. Sie sagte ihrem Liebhaber trocken und lustig: Ich liebe Sie nicht mehr! und der Handel war abgebrochen. Allein, ge-

wöhnlich wurden dann ihre Liebhaber ihre Freunde, und so freigeisterisch Ninon in der Liebe dachte, eben so rein und so edel war ihre Gesinnung in der Freundschaft. Sie konnte es nicht ertragen, wenn man über die Freundschaft spöttelte; sie sprach immer mit einem feierlichen Enthusiasmus von den Pflichten der Freundschaft, von der Heiligkeit dieser Tugend. Und so, wie sie sprach, so handelte sie: sie war die treueste, die beständigste, die uneigennützigste, die eifrigste Freundin. Wie Gourville Frankreich verlassen mußte, so vertraute er zwei Kästen mit Golde, einen der verschwenderischen Ninon, den andern einem sparsamen und heiligen Mönche. Nach einigen Jahren kehrte Gourville zurück. Der Mönch betrog ihn um sein Geld. Er gieng zu Ninon. Bei Ninon hatte sein Gold gewuchert. Sie hatte es in andere und bessere Geldsorten umgesetzt, und gewonnen. Gourville schlug es ab, den Gewinnst zu nehmen, und Ninon öffnete ein Fenster und drohte den Kasten auf die Gasse zu werfen, wenn er nicht sein Geld nähme.

Indeß läßt sich die ausschweifende Ninon noch immer entschuldigen: sie lebte in Paris mitten unter einem ausschweifenden Hofe, in dem Getümmel von Menschen, die alles hatten: Witz, Schönheit, Liebenswürdigkeit, alles, ein leichtes und junges Herz irre zu führen, und Ninon selbst kehrte bald auf den Weg der Anständigkeit zurück. Auf die ausschweifende Ninon folgte die Philosophin Ninon; und und jetzt fängt sie an ehrwürdig zu werden. Man nannte sie nun nicht mehr Ninon; man nannte sie nun die Mademoiselle de l'Enclos. Jetzt wurde

ihr Haus die Wohnung der reinen Heiterkeit, der ruhigen und anständigen Freude, der Tempel der Musen, der Aufenthalt der Grazien, und das Heiligthum der Freundschaft. Sie versammelte um sich her die beste Gesellschaft, die feinsten Köpfe ihrer Zeit, und der Beweis, wie sehr man jetzt die Philosophin ehrte, war, daß selbst die ersten Damen ihre Freundschaft suchten.

Die größten Dichter ihrer Zeit lebten ihre schönsten Stunden in dem Hause der liebenswürdigen l'Enclos; da lasen sie ihre unsterblichen Werke erst vor, und unterwarfen sie dem Urtheile der Grazien. Selbst Voltaire hat sie noch in seinem 10ten Jahre gesehen, und Ninon bemerkte schon damals den großen Mann in dem Knaben, und hinterließ ihm zum Bücherankauf ein Vermächtniß. Alle ihre Freunde blieben ihr treu, alle ihre Liebhaber wurden ihre Freunde, und das größte Alter gab ihr selbst noch Anbeter. Die allgemeine Achtung gegen sie wuchs mit jedem Jahre, das sie lebte, und der Ruf, man ist in Ninons Hause aufgenommen, war in Paris für jeden die unfehlbarste Empfehlung. Sie war noch liebenswürdig in ihrem 80sten Jahre. Die Grazien und Musen verließen erst ihre Wohnung mit ihrem Tode.

Voltaire sagt von ihr: „Die feinsten Köpfe des Königreichs, und die ausgezeichnetsten Menschen waren ihre Gesellschaft. Man aß alle Abende bei ihr, und da sie nicht reich war, so sorgte ein jeder für seinen Tisch bei ihr. Sie liebte, und wechselte, es ist wahr; allein sie wurde bald Philosophin. Ihre Philosophie war gedacht, fest unveränderlich, über alle

Vorurtheile und Spitzfindigkeiten erhaben. Sie fiel in ihrem 22sten Jahre in eine sehr bedenkliche Krankheit. Ihre Freunde beweinten ihr Schicksal, daß sie der Erde in der Blüthe ihres Alters entrissen werden sollte. Ach, sagte sie, ich lasse ja nur Sterbende zurück! Eine sehr philosophische Sentenz, dünkt mich. Die nachherige Maintenon war ihre vertraute Freundin; allein Ninon raubte ihrer Freundin ihren Liebhaber, und sie blieben dennoch Freundinnen. So groß war die Liebenswürdigkeit dieser Ninon.

Sie starb zu Paris den 17ten Oktober 1706 in ihrem 90sten Jahre, allgemein beklagt. Der ewige Frühling ist gestorben! sagte einer bei der Nachricht ihres Todes. Nein, sagte ein anderer: der größte Mann und das schönste Weib sind in Ninon gestorben! — Wir haben noch einige Briefe von ihr. Die bekannte Sammlung von Ninons Briefen an Sevigne ist nicht von ihr. Ninon hat selbst über die Liebe anders gedacht, als ihr in diesen Briefen Schuld gegeben wird. Die wenigen Briefe, die von ihr noch übrig sind, enthalten meistens Reflexionen über die Unbeständigkeit des Lebens, über die Abhängigkeit des Geistes vom Körper; viel gesalzene gutmüthige Laune in Horazens Manier.

Der sechzehente May.

Gest. Johann Kaspar Fueßli.

Stadtschreiber und Mahler in Zürich.

Fueßli war im Jahr 1706 in Zürich geboren. Nachdem er die Anfangsgründe der Mahlerkunst bei einem sehr mittelmäßigen Künstler gelernt hatte, verließ er im 18ten Jahre seines Alters das Vaterland, ohne Unterstützung und Kenntniß. Indessen erwarb er sich doch in Wien die Achtung einiger Großen am Hof, und er würde wahrscheinlich sein Leben in der Kaiserstadt zugebracht haben, wenn nicht der Fürst von Schwarzenberg ihn beredet hätte, einen Ruf nach Rastadt anzunehmen. Er gieng dahin, und ward der Liebling dieses Hofes. Der Markgraf empfahl ihn in der Folge an den Hof nach Ludwigsburg, und hier lebte er sehr vergnügt, bis der unglückliche polnische Krieg einbrach; die Franzosen kamen über den Rhein, belagerten und eroberten Kehl, und überschwemmten das Land.

Fueßli reiste jetzt nach Nürnberg, und genoß daselbst 18 Monate lang Kupetzky's Freundschaft und Umgang. Dann besuchte er München und Augs-

burg, schloß daselbst mit Rugendas und Riedinger ein enges Freundschaftsbündniß, und kam in seinem 34sten Jahre in sein Vaterland zurück. Er heurathete jetzt eine Person, die er alle Ursache hatte, zärtlich zu lieben; indessen pflegte er doch öfters zu sagen, daß sich die Kultur der schönen Künste und die Sorgen des ehelichen Lebens wenig mit einander vertrügen. Wenn ihn aber auch die Sorgen des häuslichen Lebens zuweilen der Kunst entzogen haben, so hat er diese Untreue dadurch gut gemacht, daß er seine Söhne zu Virtuosen erzog, auf die sich mit dem väterlichen Ruhm auch die Talente des Vaters fortgeerbt haben.

Dieser erwarb sich durch seine Kenntnisse die Freundschaft der größten Künstler; er stund in einem vertraulichen Briefwechsel mit Solimena von Neapel, Rigaud in Paris, wie auch mit den Kupferstechern Drevet, Suruge, Frey und Wille; der Ritter Mengs beschenkte ihn mit einer Handschrift über das Schöne, die unser Künstler mit einer Vorrede heraus gab, und Winkelmann war sein besonderer Freund.

Wesentlich bleibt das Schöne immer dasselbe, es mag nun durchs Auge, oder durchs Ohr, oder durch die Einbildungskraft reizen; Fueßli hatte nicht weniger Gefühl für die Grazien der Dichtkunst, als für das mahlerische Schöne. Er lebte in einem freundschaftlichen Umgang und Briefwechsel mit Kleist, Klopstock, Wieland, Bodmer und Breitinger. Mehrere Personen vom ersten Range schätzten ihn, nicht allein wegen seiner Kunstkennt-

nisse, sondern auch wegen seiner reinen Freimüthigkeit und seines offenen ungezwungenen Wesens. Ungeschminkt die Wahrheit zu hören, ist ein so seltenes Glück für die Großen, daß ihnen eben diese Wahrheit auch alsdann willkommen ist, wenn sie auch ohne Schonung gesagt wird. Was indessen bei einem Fueßli wenig beleidigte, konnte bei andern unverzeihliche Dreistigkeit scheinen. Er besaß jene seltene Gabe, allemal die Gelegenheit und den Ton zu erhaschen, welche seinen auch noch so kühnen Einfällen zum Freibrief dienten. Die Hitze und Freimüthigkeit, womit er sich zuweilen ausdrückte, darf nur derjenige ungestraft nachahmen, der sie, wie Fueßli, mit eigenthümlicher Laune, mit Geistesgegenwart und mit Dienstleistungen zu vergüten im Stande ist; nicht selten ist auch ihm sein offenes Wesen nachtheilig geworden.

Ohne nach Ehrenstellen und Glücksgütern zu geizen, brachte Fueßli seine Zeit unter Büchern und Kunstwerken hin, von denen er eine auserlesene Sammlung besaß. Sein Haus war ein Zufluchtsort der Künste, der Freiheit und der guten Gesellschaft. In der Mittelmäßigkeit äußerer Umstände gelang es ihm, vermittelst der Geschäftigkeit seines Geistes, Talent und Verdienst, besser als so viele Reiche und Große zu beschüzzen. Eine Menge armer Schüler unterrichtete er nicht nur umsonst, sondern er ließ auch Reisegeld für sie einsammeln, und erleichterte ihnen den Weg zu ihrem Fortkommen. Ueberhaupt machte ihn natürliche Thätigkeit sehr gefällig und dienstfertig. Unfähig für sich selber an der Thür der Großen zu klopfen, schämte er sich nicht, Kollekten zu sammeln, wenn er zur Unter-

stützung irgend eines Unglücklichen etwas beizutragen im Stande war. Um Staatsangelegenheiten bekümmerte er sich nur so weit, als es mit seinem Hang zur philosophischen Ruhe, und mit seinem Geschmack für die Künste bestehen konnte.

Die Jahre 1740 und 1742 waren für Fueßli höchst traurige Jahre, zwei seiner besten Freunde wurden ihm durch den Tod entzogen, Kupetzky und Rugendas, Männer vom ersten Range in der Kunst, die er so vorzüglich geschätzt und geliebt hatte. Er opferte ihnen Thränen, und so viel an ihm lag, wünschte er, ihre Tugend und Größe der Nachwelt aufzubehalten. Er schrieb ihre Geschichte, und machte sie durch den Druck bekannt. — Und da diese erste Probe seiner Muße vielen Beifall fand, äußerte sich in ihm eine unbezwingliche Begierde, seine würdigen Landsleute dem Moder der Vergessenheit zu entziehen, und so viel möglich eine vollständige Geschichte der besten Künstler des Schweizerlandes herausgegeben. Er brachte mit einer unnachahmlichen Mühe und Geduld dieses Werk zu Stande, in welchem er sich zugleich als schönen Schriftsteller, und als gründlichen Kunstrichter zeigte, und mit Verachtung auf diejenigen hinabsahe, die aus Unwissenheit, oder Neid, seinem Vaterlande Künstler vom ersten Range absprechen wollen, Leute, deren größtes Verdienst im Handel mit altem und neuem Marmor besteht, und die etwa noch einer verstümmelten Bildsäule, eine Nase oder ein Ohr ungeschickt anzuflicken bemüht sind.

Fueßli war von Jugend auf ein großer Liebhaber von Kupferstichen, er legte sich nach und nach eine

vortreffliche Sammlung bei, und da er in Wien, den Zutritt zu der unschätzbaren, und vielleicht ersten Sammlung des Prinzen Eugens hatte, so bereicherte er seine Kenntnisse in diesem Fache bis zur Vollkommenheit. Er glaubte allen Liebhabern ein angenehmes Geschenk zu machen, wenn er ihnen ein Handbuch darreichte, auf eine vernünftige Weise Kupferstiche zu sammeln. Er schrieb sein raisonnirendes Verzeichniß der besten Kupferstecher und ihrer Werke, und machte es 1770 durch den Druck bekannt. Diese Schrift wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen.

Vielen Gelehrten und Künstlern, die sich durch Eifersucht entzweien, dients zur heilsamen Beschämung, daß mit so manchem unter denselben Fueßli in der freundschaftlichsten Verbindung gestanden, und immer fremdem Verdienste mehr, als eigenem, Recht widerfahren lassen. — In den letzten Lebenswochen sah er sich am Leibe völlig entkräftet; sein Geist aber blieb munter; auch beim Ruin seiner Hütte bewies er sich heroisch und unsterblich; am Rande des Grabes umfaßte er mit dem Blicke des Weisen sowohl das Vergangene als die ewige Zukunft. Fueßli starb am 16ten May 1782.

Der siebenzehente May.

Gest. Katharina die Erste,

Kaiserin von Rußland.

Schon oft ist die Bemerkung gemacht worden, daß die Geschichte mancher merkwürdigen Personen mehr Roman, als wahre Begebenheit zu seyn scheint, und bei niemanden trifft dies mehr zu, als bei Katharinen, die in einer Strohhütte geboren wurde, und zuletzt Beherrscherin über 300,000 Q. M. ward.

Sie war zu Runghen, einem kleinen Dorfe in Liefland im Jahr 1688 von sehr armen Aeltern, die bloße Bauern, oder Vasallen waren, geboren. Ihre Aeltern, die, da sie noch sehr jung war, starben, verließen sie in großer Armuth, daher der Schulmeister sie aus Mitleiden zu sich in sein Haus nahm, und sie schreiben lehrte. Als Doktor Gluck, ein Geistlicher aus Marienburg, sie daselbst sah und erfuhr, daß es eine arme Waise sey, die er blos aus Mitleiden in sein Haus genommen habe, so nahm er sie, theils den Schulmeister von einer Last zu befreien, die er nicht wohl zu tragen im Stande war,

theils weil ihm die kleine Waise gefiel, mit sich nach Hause, ob er gleich selbst eine zahlreiche Familie hatte. Hier hatte sie bessere Gesellschaft, und mehr Gelegenheit etwas zu lernen, und ihr Betragen war so, daß sie sich bei dem Doktor, seiner Frau und Kindern zugleich beliebt machte. Ihre anhaltende, fleißige und sorgfältige Aufmerksamkeit auf alle ihre häuslichen Angelegenheiten erwarb ihr bei dem Doktor und dessen Frau eine solche Gunst, daß sie zwischen ihr und ihren Kindern keinen Unterschied machten. Sie bezeigte auch hernach allezeit ihre Erkenntlichkeit mit der größten Dankbarkeit, indem sie alle diejenigen reichlich versorgte, die nur einigermaßen mit dem Doktor verwandt waren. Sie vergaß sogar ihren ersten Wohlthäter, den Schulmeister in Runghen, nicht.

In diesem glücklichen Zustande wuchs sie auf, als ein liefländischer Sergeant, in schwedischen Diensten, sich heftig in sie verliebte, und da sie ihn gleichfalls liebte, so war sie es zufrieden, ihn zu heurathen, wenn es anders mit des Doktors Bewilligung geschehen könnte, der, nachdem er des Mannes Charakter geprüft hatte, dieselbe ohne Anstand gab. Der Hochzeittag wurde bestimmt, und kam auch wirklich, als der Sergeant an eben demselben Morgen plötzlich Befehl erhielt, mit seinem Detachement nach Riga zu marschiren, wodurch er denn gehindert wurde, seine geliebte Braut zu erhalten.

Kurz darauf kam der General Bauer mit einer russischen Armee vor Marienburg, und nahm die Stadt 1702 im Sturm ein. Bei dieser Gele-

genheit ward auch Katharina gefangen weggeführt. Als sie der General unter dem jammernden Haufen erblickte, so sah er, ich weiß nicht was, in ihrer Gestalt, das ihn bewog, verschiedene Fragen an sie zu thun, die sie mit Geist beantwortete. Sogleich nahm er sie in sein Haus und vertraute ihr die Aufsicht über seine ganze Bedienung. In diesem Hause sah sie der Fürst Menzikof, der sie sich sogleich beim ersten Anblick vom General Bauer zu eben dergleichen Wirthschaftsdiensten ausbat, weil sie deshalb vom General sehr gelobt wurde.

Bei diesem Fürsten blieb sie bis ins Jahr 1704, als der Czar Peter der Große, der einmal bei diesem Fürsten speiste, sie ungefähr zu sehen bekam, und mit ihr sprach. Sie machte einen noch stärkern Eindruck auf diesen Monarchen, der sie sich auch von seinem Günstlinge ausbat, und nicht nur von ihrer Schönheit, sondern auch von ihrem Verstande so eingenommen wurde, daß er sich in der Stille mit ihr trauen ließ. Nun begleitete sie ihren kaiserlichen Gemahl auf seinen Feldzügen, und rettete ihn am Flusse Pruth 1711 durch ihre Gegenwart des Geistes aus der fatalsten Lage. Peter war dankbar und erklärte sie öffentlich für seine Gemahlin. Oefters war ihr kaiserlicher Gemahl nicht sonderlich bei Laune, und sein Unmuth stieg zuweilen fast bis zum Wahnsinn. In solchen schrecklichen Augenblicken durfte sich ihm niemand nähern als Katharina; theils durch Sanftmuth, theils durch fröhliche Laune beschwor sie den Dämon der Schwermuth. — Ein Flecken in Katharinens

Charakter war die Härte, mit der sie Peters erster Gemahlin, der Eudoxia, begegnete, und die Ränke, die sie gegen den jungen Czarewitzsch spielte, um die Thronfolge ihren Kindern zu verschaffen.

Durch die Künste Menzikofs erhielt sie 1725, nach Peters Tode, das Scepter über alle Reussen. Ihre Regierung war eigentlich die Regierung ihres Günstlings, der sie auf den Thron erhoben hatte, denn die Kaiserin hatte einen Ekel vor Geschäften. Sie überließ sich den Ausschweifungen. Bei schönem Wetter brachte sie ganze Nächte in freier Luft zu und zerstörte ihre Gesundheit durch den Tokayerwein. Nach einer Regierung von nicht viel mehr als 2 Jahren starb sie 1727 — wahrscheinlich an Gift, wenigstens ganz unvermuthet.

Der achtzehente May.

Gest. Pierre Aug. Caron de Beaumarchais.

Französischer Theaterdichter.

Natur und Glück verbanden sich zu Gunsten dieses talentvollen Mannes. Er war der Sohn eines Uhrmachers zu Paris, und verband mit einer schönen Gestalt mannigfaltige Gaben des Geistes. Die Kunst seines Vaters war der erste Erwerbszweig, den er ergriff. Die Erfindung eines neuen Stoßwerks in der Uhr wies ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Künstlern in der Hauptstadt an. Noch vortheilhafter wirkte indessen seine Liebhaberei für die Musik, und besonders für die Harfe, deren Mechanismus er vervollkommnet hatte. Seine musikalischen Talente verschafften ihm Zutritt bei Hofe; die Töchter Ludwigs XV. nahmen ihn zum Lehrmeister auf der Harfe an. Bald darauf erhielt er Antheil an Finanzgeschäften. Diese Umstände waren der Anfang seines Glücks, das von jetzt an große Fortschritte machte.

Ums Jahr 1764 machte er eine Reise nach Spanien, in der Absicht, die Ehre seiner Schwester in Madrid zu rächen, die der sonst sehr vortheilhaft bekannte Clavigo auf eine grausame Art getäuscht hatte. Göthe hat diesen Stoff in seinem berühmten Drama Clavigo auf die Bühne gebracht.

Von nun an war Beaumarchais lange Zeit in mehrere Prozesse und andere Streitigkeiten verwickelt, aus denen sich sein intriganter Kopf meistens mit Vortheil herauswand. Die Moralität seiner Gesinnungen kam freilich oft in ein zweideutiges Licht, und der feine Weltmann verschmähte auch wirklich kein Mittel, um seinen Wohlstand immer mehr zu befestigen. Für diesen war es kein Nachtheil, daß ihm bald nach einander zwei Gattinnen starben, denn beide hatten ihm reichliches Vermögen zugebracht, und ihn in den Stand gesetzt, auf einem großen Fuße zu leben. Demungeachtet blieb er immer rastlos thätig, und führte mancherlei nützliche Unternehmungen aus. Unter diesen erwarb ihm besonders die Herausgabe einer neuen vollständigen Edition von Voltaire's Werken vielen Ruhm. Er kaufte zu diesem Zwecke alle Handschriften desselben; miethete sich das Fort Kehl am Rheine auf 18 Jahre; verschaffte sich Baskervillesche Lettern, ließ ehemalige Papier-Manufakturen im Wasgau wieder errichten, in denen er durch Kunstverständige, die er nach Holland hatte reisen lassen, die holländischen Proceduren einführen ließ; und brachte die besten Setzer und Drucker aus Frankreich zusammen. Es war eine Unter-

Unternehmung von mehrern Millionen Livres. — Ein anderer Entwurf war auf die mit dem Mutterlande im Krieg verwickelten englischen Kolonieen in Nordamerika berechnet. Beaumarchais brachte ansehnliche Fonds zusammen, baute Schiffe, schickte ihnen Waffen, Lebensmittel und Menschen.

Das durch diese Unternehmungen erworbene Vermögen benutzte Beaumarchais zur Ausführung neuer Entwürfe. Er ließ zu Paris ein prächtiges Haus bauen, und war späterhin entschlossen, in der Nähe desselben über die Seine eine Brücke anlegen zu lassen. Dieser Entwurf wurde aber durch die Revolution zerstört. Seine Reichthümer und Verbindungen mit Personen in höhern Ständen machten ihn in den Augen der Revolutionairs verdächtig. Im August 1792 wurde auf das Gerücht, daß in seinem Keller Waffen verborgen wären, sein Haus vom Pöbel bestürmt, und er selbst entgieng der Wuth desselben nur durch eine geheime Gartenthüre. Er rettete sich in das Haus seines Freundes, der gerade abwesend war: aber die Sicherheit, die er hier genoß, war nur von kurzer Dauer. Noch in derselben Nacht wurden in dem Hause, in das er geflüchtet war, von der Polizei Untersuchungen angestellt. Beaumarchais war jedoch glücklich genug, in einem Schranke unentdeckt zu bleiben, und mit einer 6stündigen Angst davon zu kommen. Einige Tage nachher aber war die Gefahr ernstlicher; er wurde verhaftet, und in die Abtey gebracht. Aber auch hier rettete ihn sein glückliches Schicksal; er wurde am 29sten August, also wenige Tage vor den schrecklichen September-Scenen, wieder entlassen;

und da diese einen so starken Eindruck auf ihn machten, daß er sich von Paris entfernte, gaben ihm die damaligen Machthaber einen Auftrag nach England.

Hier blieb er so lange, bis er wieder nach Paris zurück kommen konnte, ohne seine Freiheit oder sein Leben in Gefahr zu setzen. Die Unfälle der Revolution hatten sein Vermögen zerrüttet; aber er behielt seinen Muth und arbeitete eben sehr eifrig an der Wiederherstellung seines Wohlstandes, als er in der Nacht zum 18ten May 1799 eines plötzlichen Todes starb. Erstaunt über sein langes Schlafen näherte sich ein Bedienter seinem Bette, wo er ganz ruhig zu schlummern schien; der Bediente suchte ihn zu ermuntern, aber er erwachte nicht mehr; ein Schlagfluß hatte seinem thätigen Leben ein Ende gemacht.

Als Schauspieldichter erlangte Beaumarchais zuerst sehr viel Beifall durch seine beiden Dramen: Eugenie und die beiden Freunde. Weit mehr Sensation aber, als diese rührenden Schauspiele, machten seine beiden komischen Stücke: Der Barbier von Sevilla, und noch mehr dessen Fortsetzung: Figaros Hochzeit. Dies letztere, überaus reich an Witz, feiner Satyre, und äußerst glücklich kopirter Sprache und Handlungsweise des Lebens, wurde auf französischen und deutschen Theatern unzähligemale aufgeführt.

Der neunzehente May.

Geb. Kaspar Risbeck.

Privatisirte zu Arau in der Schweiz.

Risbeck war 1749 oder 1750 zu Höchst im ehemaligen Mainzischen geboren. Sein Vater war ein ziemlich wohlhabender Mann, welcher eine kleine Manufaktur von leinenen Schnupftüchern und dergleichen Waaren mehr hatte, und seine einzige Schwester war in Höchst verheurathet. Schon in seiner Jugend äußerte er einen äußerst fähigen, offenen Kopf, und ein sehr lebhaftes Temperament. Er studirte in Maynz und sollte ein Geistlicher werden; da er aber keine Lust dazu hatte, so legte er sich auf die Rechtsgelehrsamkeit, und besuchte deswegen auf einige Zeit auch Gießen. Als Student durchwanderte er, besonders in den Herbstferien, alle benachbarte Gegenden seines Vaterlandes, den Rhein hinauf bis Strasburg, und hinunter bis Rotterdam.

Dabei begegneten ihm durch seinen hitzigen Kopf mancherlei Abentheuer, aus denen ihn aber allemal die Korrespondenten seines Vaters retteten.

Gegen das Ende von Risbecks Studirjahren fieng sich in Deutschland die Epoche des Geniewesens an. Er kam mit Göthe, Klinger, Lenz und Wagner in Bekanntschaft, schwärmte in Frankfurt, Hanau, Darmstadt rc. herum, machte Balladen, Mord- und Gespenstergeschichten und trieb Geniewesen. Dieser hohe Paroxismus dauerte zwar bei Risbecken nicht lange, aber er drückte ihm doch eine Falte ein, die er sein ganzes Leben hindurch nie wieder ganz zu verwischen vermochte. Er gieng hierauf nach Maynz, und fieng an, sich durch Praxis zu einem Civildienst brauchbar zu machen. Groschlag und Bengel wurden seine Beschützer, und er würde bald ein gutes Amt bekommen haben, wenn nicht diese durch den Tod des Churfürsten ihr Ansehen verloren hätten. Indessen waren auch seine Aeltern gestorben, und er lebte von seinem Erbtheile abwechselnd in Maynz, Höchst und Frankfurt.

Ein sonderbarer Zufall änderte seine Lebensweise und seinen Aufenthalt. Er war im Jahr 1775 zur Karnevalszeit mit einem schönen Frauenzimmer zu Maynz auf einem Ball; hier brachte ein Domherr seine Temperamentshitze und Eifersucht so sehr in Wallung, daß sie in derbe Thätigkeit ausbrach, und nun hatte er Ursache, Maynz aufs schleunigste zu verlassen. Er gieng nach Wien in der Absicht, sich um eine Stelle bei der Reichshofrathskanzlei zu be-

werben. Ob dieses Bemühen mißlang, oder ob er selbst jenen Gedanken wieder aufgab, ist ungewiß. Nachdem er einige Zeit in Wien privatisirt, schwur er zum Altar Thaliens, und bestieg unter Moll's Direktion das Theater an dem Kärnthnerthor.

Risbeck spielte in Komödien, Tragödien und Pantominen; seine Rollen waren Könige, Prinzen, Minister, Liebhaber. In diesem Cirkel gewann er eine allgemeine Kenntniß der komischen Welt, und aller jener Kniffe, Kabalen, Schwänke des Handwerksneides, der Kulissenkriege; kurz, aller jener lächerlichen Armseligkeiten, die jeden Theaterstaat in seiner innern Verfassung beunruhigen. Auch schrieb er nun für die Bühne, bearbeitete ein paar englische Stücke für das deutsche Theater, so wie er auch ein paar Singspiele aus dem Französischen für eben diesen Gebrauch zuschnitt. Ein Schauspieler, welcher unter dem angenommenen Namen Starke eine Zeitlang bei einigen Gesellschaften bekannt war, erweckte bei ihm eine Neigung zum statistischen und politischen Studium. Mit seinem Freunde gieng er im Frühling 1777 von Wien nach Prag. Sie suchten beim dortigen Impressar ein anständiges Ergagement, konnten aber nicht einig mit ihm werden, und giengen nach einem Aufenthalt von einigen Wochen von Prag nach Linz. Hier trennten sie sich, Starke gieng wieder in's innere Oesterreich, Risbeck aber lebte über ein halb Jahr als Privatmann in Linz. Auf einmal fiel es ihm ein, nach Italien zu reisen, aber er kam nur bis nach Salzburg, wo es ihm gefiel. Hier studirte er für sich,

und trieb mit Eifer das statistische, politische und historische Studium, schrieb auch in dem baierischen Erbfolgestreite ein paar politische Blätter, welche dort guten Abgang hatten.

Nun erhielt er von seiner Schwester die Nachricht, daß er die letzte Summe seines väterlichen Erbtheils erhalten würde. Er mußte also auf Erwerb denken, und dazu erwählte er Schriftstellerei. Er setzte die Briefe über das Mönchswesen fort, die so viel Sensation machten, und viel heilsame Aufklärung beförderten. Die Orellische Buchhandlung bewog ihn darauf, nach Zürich zu kommen; er reiste im Ausgange des Jahrs 1779 dahin, schrieb die Züricher Zeitung, besorgte den Schluß der Ausgabe von Wasers Jahrzeitbuch, übersetzte Coxe's Briefe über die Schweiz und Bourrit's Beschreibung der Penninischen und Rhätischen Alpen. Sein Aufenthalt in der Schweiz wurde ihm aber bald lästig; die Lebensart der Schweizer behagte ihm nicht; von Alpensteigen, Gletscherwallfahrten und dergleichen brittischen Steckenreitereien war er kein Liebhaber. Er wollte weiter reisen, machte allerhand Plane, und fieng, um sich zur Reise zu rüsten, die Briefe eines reisenden Franzosen an. Anfangs wollte er sie systematisch schreiben: aber entweder machte ihm dies zu viel Mühe, oder er versprach sich auch bei einem leichten, muntern und witzigen Ton mehr Leser. Seine Gesundheit war schon damals sehr geschwächt, wozu Melancholie, Gram und unangenehme häusliche Vorfälle das ihrige reichlich beigetra-

gen hatten. Er wählte daher im Januar 1783 das kleine Städtchen Arau im Canton Bern zu seinem Aufenthalte, wo er die städtische und ländliche Lebensart verbinden konnte, und hier vollendete er die Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland. Die Freimüthigkeit, mit der sie geschrieben, der helle Blick, der unterhaltende Ton, erwarben diesem Buche die allgemeinste Aufmerksamkeit, und es wurde eine Lieblingslektüre der Deutschen in allen Ständen. Aber während ganz Deutschland seines Lobes voll war, verzehrte Gram und Kummer den Verfasser, der beinahe eine Beute der Zeloten geworden wäre. Er fieng an eine Geschichte der Deutschen zu schreiben, die Milbiller vollendete, und starb in Arau am 10ten Februar 1786 im 36sten Jahre seines Alters.

Risbeck war von mittelmäßiger Größe, schmächtig und gut gebaut. Er hatte ein offenes, sprechendes Gesicht, mit einer hohen gewölbten Stirne, und überhaupt eine etwas romantische Physiognomie; einen agilen Körper, leichte Manieren und sehr guten Anstand. Seine Kenntnisse waren mannigfaltig; er sprach Französisch, verstand Englisch und Italienisch. Von Schriften aus dem Fache der schönen Wissenschaften war er ein feiner Kenner, und mit Statistik, Geographie und Politik war er ziemlich vertraut. In seinem Umgange war er außerordentlich lebhaft, gesprächig und witzig. Er war im Stande, eine ganze Gesellschaft aufzumuntern und bei guter Laune zu erhalten. Er liebte

Scherz, Schmauß und Freude; und war, wie jeder Mann von Geist, ein eifriger Verehrer des schönen Geschlechts. Eine starke Dosis Leichtsinn hing ihm bis an sein Ende an, welches seine ökonomischen Umstände manchmal in große Verwirrung brachte. Dann arbeitete er wieder, und dies mit einer unbegreiflichen Schnelle und Leichtigkeit. Uebrigens war er ein guter, wohlthätiger, verträglicher Mann, der keine Seele beleidigte. Schade, daß er gar zu geschwind lebte, und sich dadurch seine Tage zu sehr kürzte.

Der zwanzigste May.

Gest. Gustav Friedrich Wilh. Großmann.

Schauspiel-Direktor in Hannover.

Von Seiten der feinern Beobachtung und Menschenkenntniß, der frappanten Darstellung der Sitten und Charaktere, auch des wirksamen komischen Witzes, gehört Großmann zu den besten deutschen Lustspieldichtern; wenn auch die Oekonomie seiner Stücke und der auf ihre vollendete Ausarbeitung gewandte Grad der Sorgfalt der Kunstrichter nicht völlig befriedigt. Auch als Schauspieler zeichnete er sich aus, und zur Einführung eines bessern Theatergeschmacks in Deutschland hat er thätig mitgewirkt.

Er war der Sohn eines armen Schulhalters in Berlin, und am 30sten November 1746 geboren. Seine Jugendjahre verflossen ihm in bittrer Armuth, und als er mit vieler sauerer Mühe seine Studien vollendet hatte, wurde er Legationssekretair beim preußischen Residenten zu Danzig. Als ein offener Kopf wurde er zu mancherlei Geschäften gebraucht,

auch nach Königsberg, Warschau u. s. w. gesandt. Nach seiner Versicherung hat er bei der Theilung von Polen im Jahr 1772 eine nicht unbedeutende Rolle gespielt; oft erzählte er, wie er gewisse Geheimnisse einer Konferenz, in einem Kamin steckend, ausgekundschaftet habe. Dienste der Art werden wohl für den Augenblick belohnt, vermehren aber nicht die Achtung für den, der sie erzeigt. Geleisteter Dienste ungeachtet verlohr er in der Folge seine Stelle, privatisirte in seiner Vaterstadt, und widmete nun seine meiste Zeit dem Studium der schönen Wissenschaften. Seine ersten Theaterstücke schrieb er mit unglaublicher Eile: die Feuersbrunst war in drei, und Wilhelmine von Blondheim in acht Tagen entworfen und ausgeführt. Um diese Zeit übersetzte er auch Lessings Minna von Barnhelm ins Französische; er lebte damals mit dem Verfasser dieses Meisterwerks in vertrauter Bekanntschaft.

Großmann kam im Jahr 1774 nach Gotha, und ward hier ein Mitglied der trefflichen Seylerschen Schauspielergesellschaft. Schon sein erster Auftritt fand großen Beifall, und in dem Kreise auserlesener Schauspieler fand er Gelegenheit, sein Talent für das Theater weiter auszubilden. Er schrieb mehrere Stücke für die Bühne, unter denen seine Henriette, oder sie ist schon verheurathet, großen und bleibenden Beifall erhielt; das Stück wurde häufig gelesen, und noch häufiger aufgeführt, weil es auf der Bühne die glücklichste Wirkung machte.

Im Jahr 1777 trennte sich Großmann von Seylers Gesellschaft und übernahm die Direktion des churfürstlichen Hoftheaters in Bonn. Hier handelte und wirkte er unabläßig für das Beste der Bühne, geschätzt vom Churfürsten und von seinem Publikum. Zur Vervollkommnung der Schauspieler und des Schauspiels schrieb er auch eine Dramaturgie, ein paar Singspiele, die jetzt vergessen sind, und die zwei sehr bekannten und beliebten Stücke: Adelheid von Veltheim, und Nicht mehr als sechs Schüsseln. Dieses letztere Stück, das als Vorbild der neuern Familiengemählde angesehen werden kann, hat eine große Celebrität erlangt. Das Sujet war neu, die Behandlung kühn, der Ton kecker als man gewohnt war, gewisse Lächerlichkeiten der großen Welt, die bis dahin nicht so ins Licht gestellt waren, erschienen hier zum erstenmal mit allen Farben eines satyrischen Pinsels, ziemlich karrikaturenhaft ausgemahlt; das Ganze hatte Leben und Gang, obschon die Charaktere ungleich, fehlerhaft und zum Theil höchst alltäglich, und Knoten und Entwickelung nichts weniger als fein und künstlich angelegt und ausgeführt waren.

Großmann übernahm im Jahr 1783 die Direktion der Schaubühne in Maynz und Frankfurt und traf eine musterhafte Einrichtung. Auch erwarb er sich um die Maynzer Theatergesellschaft das besondere Verdienst, eine besondere Verpflegungskasse für solche Schauspieler errichtet zu haben, die in Thaliens Dienst grau geworden sind. In Frankfurt traf ihn der schwere Schlag, daß er bei einem Brande

des Theaters, welches seine und eines Kompagnons Privatunternehmung war, nicht allein alles das Seinige, auch verschiedene Theaterstücke, nebst seinen übrigen Handschriften, verlohr, sondern auch nachher mit diesem Kompagnon in einen langwierigen und kostspieligen Prozeß verwickelt wurde, der ihn bestimmte, das dortige Theater ganz zu verlassen, und die Direktion des hannövrischen zu übernehmen. Es war damit zugleich das Theater von Bremen und Pyrmont verbunden, an welchen beiden Orten er jährlich mit seiner Gesellschaft eine Zeitlang spielte; auch besuchte er mit seiner Truppe zuweilen Braunschweig, Celle u. s. w.

Das Glück war seinen Unternehmungen hold, das Publikum zollte ihm Beifall und Achtung, aber durch übertriebenen Aufwand stürzte er sich in Schulden, und durch die unkluge Art, wie er der französischen Revolution öffentlich Beifall gab, zog er sich viele Feinde zu. Er setzte sich über Verhältnisse und Konvenienzen hinweg, nahm gegen die Großen einen keckern Ton an, sprach kühn und ungezügelt, und unterdrückte auch auf der Bühne manche beißende oder muthwillige Anspielung auf politische Zeitereignisse nicht. Seine Gesundheit wurde durch Trunk und unausgesetztes Nachtwachen immer mehr zerrüttet. Als Künstler versäumte er sich und sank zum Komödianten in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts herab. Einst mischte er in eine Farce, die er selbst geschrieben, extemporisirend so viele Persönlichkeiten und Anzüglichkeiten auf hannövrische und auswärtige Personen ein, daß er darüber zur Ver-

antwortung gezogen und in das Stadtgefängniß gebracht wurde. Er war während seiner Verhaftung mehrentheils im Zustande der größten Exaltation, und der heftigsten Gemüthsbewegung, und beschäftigte sich in dieser Periode am meisten mit Paraphrasiren und Travestiren der Bibel. Nach etwa 6 Monaten wurde er seines Arrestes unter den Bedingungen entlassen, daß er sich des Auftretens auf der Bühne enthalten, und die obrigkeitliche Administration seines Vermögens, auf die seine Gläubiger gedrungen hatten, anerkennen sollte. Die Spuren von Wahnsinn, die man im Kerker an ihm bemerkt hatte, verloren sich auch in der Freiheit nicht. Er wollte seine Werke sammeln, die Geschichte seines Lebens beschreiben, und machte eine launigte Ankündigung dieses Unternehmens öffentlich bekannt. Aber ein schleichendes Fieber, das sich lange geäusſert hatte, gieng in eine Auszehrung über, welche seinem Leben im Jahr 1796 ein Ende machte.

Großmann war ein Mann von Welt, von feiner Lebensart, in keinem Cirkel verlegen, und eines jeden würdig. Seine literarische Ausbildung, seine frühern bürgerlichen Verhältnisse machten ihn auch zu einem gebildetern und gewandteren Schauspieler. Er las sehr viel, auch die Alten waren ihm nicht fremd; wenigstens las er die lateinischen Dichter, insonderheit den Virgil, gern. Seine Belesenheit in der neuern Literatur dehnte sich weit über die Grenzen seines Fachs aus. Er hatte das letztere mit Liebe studirt, wenn gleich sein Studium nicht das ganze dramatische Fach, sammt seiner eigent-

lichen Theorie und Geschichte umfaßte, und das Schauspiel als Kunst wohl nicht durch ihn zu einem höhern Grad der Vollkommenheit hinaufgeführt worden ist. In den Rollen von Hausvätern und Alten bestand seine größte Stärke, aber er war auch für das Komische gemacht. Er war sanguinisch, sinnlich, heftig, liebte Wein und Freude, und war überhaupt kein Heiliger; aber sein herzliches, gutmüthiges Wesen, seine muntere Laune, seine Talente machten ihn liebens- und schätzenswürdig. Daß Lessing in Wolfenbüttel ein Denkmal erhalten hat, ist die Frucht seines ausdaurenden Eifers.

Der ein und zwanzigste May.

Geb. Charlotte Wilhelmine Franziske Brandes.

Erste Sängerin des Hamburgischen Theaters.

Minna Brandes, wie sie ihr Pathe Lessing nannte, wurde im Jahr 1765 zu Berlin geboren. Ihr Vater war der bekannte Schauspieldichter Johann Christian Brandes; ihre Mutter, Esther Charlotte Brandes, geborne Koch, war eine berühmte Schauspielerin. Sorgfältig ward Minna von ihren Aeltern gebildet, und frühe bekam sie musikalischen Unterricht. Schon im dritten Jahre betrat sie in Leipzig zum erstenmal die Bühne in der Rolle des jüngsten Kindes in ihres Vaters Lustspiel: der Schein betrügt, und 1772 sang sie zum erstenmal in der Oper auf dem Hoftheater in Weimar. Durch ihre schöne

Stimme, richtiges Taktgefühl und naives Spiel erregte sie bereits Aufmerksamkeit. Die verwittwete Herzogin von Weimar ließ die kleine Sängerin oft zu sich kommen, und ermunterte sie durch Beifall und Geschenke; Wolf und Schweizer mußten Lieder für sie komponiren, und den aufzuführenden Opern einschalten. Dichter fiengen schon an sie zu besingen, und ihr aufkeimendes Talent erfüllte alles mit Hoffnung und Erwartung.

In Gotha, wohin Minna 1774 mit ihren Aeltern kam, war sie der Liebling des Hofes und des Publikums, und in Dresden mußte sie bald nachher zum öftern im Kabinet vor der verwittweten Churfürstin singen. Meißner schrieb für sie die Rolle des Gustel im Alchimisten, und Schuster komponirte darinn für ihre Silberstimme die bekannte Arie: Wie durch meine kleinsten Nerven ꝛc. Die berühmte Mara machte sie mit den Geheimnissen ihrer Kunst vertrauter, und auf Anrathen derselben gab Minna 1779 in Berlin ihr erstes öffentliches Concert. Es fiel sehr glänzend und vortheilhaft aus, und die junge Sängerin wurde durch den allgemeinen Beifall des Berliner Publikums und durch eine ungewöhnlich starke Einnahme ermuntert und belohnt. Bald nachher erndtete sie auf der Mannheimer Bühne in bedeutenden Rollen vorzüglichen Beifall.

In Hamburg, wo sie 1781 auftrat, fand sie an Madame Benda eine sehr wichtige Nebenbuhlerin, welche ihr den bisher gewohnten Beifall durch ihren vortrefflichen kunstreichen Gesang sehr

erschwerte.

erschwerte. Minna beeiferte sich jetzt aber um so viel mehr, Fortschritte in ihrer Kunst zu machen, und es gelang ihr, die Aufmerksamkeit des hamburgischen Publikums endlich auch auf sich zu lenken, und in der Folge dessen ganzen Beifall zu erhalten. Ihr Vater erhielt einen Ruf nach Riga, und sie war nicht nur daselbst zwei Jahre lang der Liebling des Publikums, sondern wurde auch am Hofe zu Mietau, in Königsberg, Danzig, Stettin, und vielen andern Städten, wo sie Conzerte gab, mit Lob überhäuft und reichlich belohnt.

Die Künstlerfamilie Brandes hatte nun seit mehrern Jahren die Liebkosungen des Glücks in reichem Maaße erfahren, aber mit ihrer Rückkunft nach Hamburg im Winter 1784, änderte sich allmählich die Scene, und mannigfache Unfälle verbitterten ihre Tage. Brandes hatte als Mitdirektor des hamburgischen Theaters täglich neue Schwierigkeiten zu überwinden, neue Verdrießlichkeiten zu verschmerzen. Seine Gattin, unstreitig die beste Schauspielerin bei der Gesellschaft *), wurde

*) Esther Charlotte Brandes war die erste Ariadne auf der deutschen Bühne, für welche Benda ganz eigends sein Melodrama komponirt hatte, und die erste Schauspielerin, welche sich in altgriechischem Kostum auf der deutschen Bühne zeigte. Auch war sie im Lustspiel eine der besten Soubritten. In spätern Jahren übernahm sie affectvolle Rollen, Damen von Stande und edle Mütter. Indeß spielte sie kältere

sogleich bei ihrer ersten Erscheinung durch Schmähschriften, unter unbekannten Namen, muthlos gemacht und nach und nach ganz von der Bühne entfernt; sie versank in eine langwierige Krankheit und starb im May 1786. Auch Minna hatte durch zu heftige Anstrengung ihre sonst dauerhafte Gesundheit geschwächt, sie litt mancherlei bedenkliche Anfälle, ohne deswegen in ihrer Kunst stille zu stehen. Noch in dem letzten Jahre ihres Lebens komponirte sie den größten Theil der Lieder, die nach ihrem Tode unter dem Titel: Musikalischer Nachlaß von Minna Brandes, im Druck erschienen und mit verdientem Beifall aufgenommen worden sind. Ihre Kränklichkeit gieng in förmliche Schwindsucht über, und am 13ten Jun. 1788 folgte sie, in einem Alter von 23 Jahren, ihrer Mutter in die Ewigkeit.

Minna Brandes war ein an Körper und Seele gleich vollkommenes Mädchen. Ein griechischer Wuchs, ein offenes blaues Auge, das nie bezaubern wollte, aber ohne Wissen seiner Besitzerin unwiderstehlich dahin riß. Blondes Haar, eine feine weiße Haut ohne Flecken und alle übrigen Theile ihres Gesichts und Körpers im vollkommen-

---

Rollen doch mit einer richtigern Haltung, und im feinen Komischen überschritt sie nie die Linie des Schönen, da sie sich hingegen in leidenschaftlichen Rollen von ihren lebhaften Empfindungen oft zu weit führen ließ.

sten Verhältnisse mit dem Ganzen. Sie hatte ungemein viel Verstand, ohne damit glänzen zu wollen, eine ausgebreitete Belesenheit, ohne damit zu kramen und einen lebhaften feurigen Witz, ohne ihn jemals zu mißbrauchen. Ihr Herz war vortrefflich! Ihr höchster Wunsch war, Bedürftigen wohl zu thun, begierig ergriff sie in dieser Absicht jede Gelegenheit, die sich ihr darbot; theilte dann reichlich von ihrem Vermögen und sammelte in wichtigern Fällen, besonders zum Vortheil verschämter Armen, auch von ihren Freunden und Verehrern. Lügen, Kunstgriffe, Verleumdung, Heuchelei und das ganze Gefolge dieser Laster verabscheuete sie aufs äußerste; sie sprach stets Wahrheit, war stets offen, vor aller Welt Augen, und würde die Grundsätze der strengsten Redlichkeit nie verleugnet haben, wenn auch ihre ganze Wohlfahrt auf dem Spiel gestanden hätte.

Bescheidenheit war unter ihren Tugenden die vorzüglichste. Sie ließ einer jeden Schönheit, einem jedem Künstler nicht nur Gerechtigkeit wiederfahren, sondern wenn sie sich von den Vorzügen überzeugt glaubte, so hielt sie sich ohne Anstand für geringer und strebte, was die Kunst betraf, dem Gegenstande ihrer Bewunderung desto mehr nachzueifern. Sie verehrte jeden Künstler, besonders im musikalischen Fache; aber Haydn war unter allen ihr Liebling; sein Bildniß hieng stets über ihrem Clavier. Gegen Stümper war sie streng; nur dann, wenn die Wohlfahrt solcher Menschen mit ins Spiel kam, trat ihr gutes Herz ins Mittel.

Nie vergaß Minna ihres Schöpfers und ihrer endlichen Bestimmung. Hermes, Zollikofer und Sturm waren ihre täglichen Gesellschafter. Sanft, wie ein Bach, floß ihr kurzes Leben dahin; sie hatte keine aufbrausende Leidenschaften, sie haßte niemand und liebte Jedermann; sie fehlte nie mit Vorsatz, nur selten aus Uebereilung; sie hatte keine herrschende Neigung als nur für Gott, für ihren Vater, für ihr Klavier, und — für ein wenig Bequemlichkeit.

Der zwei und zwanzigste May.

Geb. Anna Robert Jakob Turgot.

Französischer Finanzminister.

Turgot *war 1727* zu Paris aus einer sehr alten *Familie geboren.* Schon der Knabe verrieth den künftigen großen Mann; kindische Flüchtigkeit war ferne von ihm. Das kleine Taschengeld, das ihm seine Aeltern zum willkührlichen Gebrauch überließen, wenn er in die Schule gieng, verschwand immer, sobald er es erhalten hatte, ohne daß man errathen konnte, wozu er es angewendet habe. Endlich entdeckte man, daß er es unter arme Schüler austheilte, um sich Bücher dafür anzuschaffen. Als jüngerer Sohn war er zum geistlichen Stande bestimmt: allein je reifer seine Einsichten wurden, desto mehr Abneigung emfand er dagegen. Er entsagte daher in seinem 23sten Jahre dem Studium der Theologie, und übernahm einen Commisposten beim französischen Gouvernement, eine Stelle, in welcher er fast mit allen Zweigen der Verwaltung bekannt zu werden Gelegenheit

hatte. Er hatte sich zu dieser neuen Laufbahn durch ein eifriges Studium der dazu nöthigen Vorkentnisse vorbereitet. Damals nahm er lebhaften Antheil an der französischen Encyklopädie, und lieferte selbst mehrere interessante Artikel zu derselben.

Im Jahr 1761 ward er Intendant der Provinz Limoges. Hier entwarf er schon den weitaussehenden Plan, an dessen Ausführung er, sobald er Minister wurde, Hand anlegte. Er that dem Ackerbau Vorschub, sorgte für die Verbreitung geschickterer Hebammen unter dem Landvolke, und bei Epidemien für erfahrne Aerzte; er legte Arbeitshäuser an, führte die Erdäpfel unter den Limosinern zuerst ein, anfangs mit ihrer Widersetzlichkeit, indem sie es der menschlichen Würde zuwider hielten, solche Früchte zu essen, hernach aber, da er selbst dergleichen auf seine Tafel bringen ließ, unter Darbringung ihrer Segenswünsche. Noch verdienter aber machte er sich um seine Untergebene durch bequemere Vertheilung und Hebung der Auflagen, durch Erleichterung der Frohnen beim Wegbau, durch Verminderung der Gewaltthätigkeiten bei Rekruten-Aushebungen, durch gute Anstalten gegen Theurungen, und durch seinen Eifer für die Freiheit des Handels, oder vielmehr für die Gerechtigkeit, die uns befiehlt, einem jeden den freiern Gebrauch seines rechtmäßig erworbenen Vermögens zu lassen.

Bei allen Geschäften, welche der redliche Staatsmann in Limoges hatte, fand er doch Zeit, verschiedene Schriften auszuarbeiten, unter denen sich seine schöne Abhandlung: Ueber den Ursprung und die Ausbreitung des Reichthums beson-

ders ausgezeichnet, — eine Schrift, die sich eben so sehr durch Tiefsinn und Schärfe des Raisonnements, als durch Simplicität und Wichtigkeit der Grundsätze empfiehlt, und in welcher man durch eine Kette natürlicher Schlüsse zur Auflösung der wichtigsten Probleme in der politischen Oekonomie geführt wird.

Ludwig XV. starb am 10ten May 1774 und hinterließ die Finanzen in der größten Verwirrung. In dieser kritischen Lage sah man sich nach einem Manne von unternehmendem Geiste um, den man an die Spitze der Finanzen stellen könne. Das Publikum begehrte Turgot, und wirklich ward er zum Minister der Marine ernannt, ungeachtet er versicherte, daß er sich niemals auf das Seewesen gelegt hätte. Folgende Stelle eines Briefes, den er bei dieser Gelegenheit an den König schrieb, verdient ausgezeichnet zu werden, weil sie die Freimüthigkeit schildert, die ein Zug in seinem Charakter war. Er schrieb: „Ihro Majestät belieben sich zu erinnern, daß die bloße Hoffnung, daß Sie Ihr Wort halten werden, mich bewegt, die Last zu übernehmen, die man mir auflegt. Ich verlasse mich in Ihnen mehr auf den ehrlichen Mann, als auf den König.“

Nur kurze Zeit besorgte Turgot das Seewesen; er ward schon am 24sten August 1774 zum Finanzminister erhoben. Seine Geschäfte in diesem Posten waren mannigfaltig und wichtig. Er sollte den Handel, die Finanzen und Manufakturen in Ordnung bringen, die Oberaufsicht über alle öffentliche Werke führen, und hundert andere Pflichten erfüllen. Bei der Uebernahme dieses vielumfassenden

Berufs fand er bald, daß der Handel bisher der Sucht nach Revenüen aufgeopfert, die Industrie der Nation durch drückende Einschränkungen gefesselt; der arme Landmann durch schwere Abgaben erschöpft; die Schiffahrt des Reichs gelähmt, und die Staatseinkünfte durch die vervielfältigten Kanäle, wodurch sie in die königliche Schatzkammer geleitet wurden, merklich vermindert worden wären. — Unter solchen trüben Aussichten betrat er seine Laufbahn. Das erste, was er that, war, daß er dem Kornhandel durch die ganze Monarchie unumschränkte Freiheit ertheilte, die ausschließlichen Privilegien der Bäcker und den Mühlenzwang abschaffte, und diesem unentbehrlichen Bedürfnisse eine freie und weite Bahn eröffnete. Nun erst sah er Gelegenheit vor sich, seinen herrlichen Entwurf in Ansehung der Armensteuer, statt deren er das Grundeigenthum taxirte, durch das ganze Reich zur Wirklichkeit zu bringen. Durch diese Verbesserungen ward ein großer Theil der Sklaverei auf dem Lande abgeschaft; aber noch lagen die Einwohner der Städte an Ketten, und auch diese wollte er zerbrechen. Gewisse Gesetze versagten Allen und Jeden, einige Korporationen ausgenommen, den Handel; diese nichtswürdige Einschränkung zernichtete er, und die arbeitenden Klassen in jeder Stadt erhielten das natürliche unverlierbare Recht zurück, ihre Talente nach Neigung und Fähigkeit zu gebrauchen.

Es ist nicht wohl möglich, dem trefflichen Turgot durch alle einzelne Theile seiner großen und heilsamen Verbesserungen zu folgen, und es würde in

der That eine nicht geringe Kenntniß des tyrannischen Systems der alten französischen Regierung erfodert, um sie auch nur zu verstehen. Bei seinen Reformen fand allerdings das gedrückte Volk seine Rechnung, nicht aber die Hofleute, nicht die ansehnliche Klasse von Personen, die ihr Glück und ihren Reichthum der Schwäche eines Finanzministers von der gewöhnlichen Gattung, zu verdanken pflegen. Einer so mächtigen Verschwörung hatte Turgot nichts entgegen zu setzen, als seine Rechtschaffenheit. Es kam ihm daher nicht unerwartet, daß er entlassen wurde, als er sein Amt 20 Monate verwaltet hatte.

Als Turgot vom Schauplatze entfernt war, erhielt ihm ein gutes Geschick, was bei gefallenen Ministern höchst selten ist, alle seine alten Freunde, und verschaffte ihm noch neue. Er bewies als Freund wahre Zärtlichkeit, ausdaurenden Muth und rastlose Thätigkeit. In Freundes-Angelegenheiten zeigte er mehr Eifer, als in seinen eigenen, und eine Behutsamkeit, die das unverkennbare Merkzeichen großer Geister ist. Wenn ein Unglück ihn selbst traf, so behielt er darin ganz jene Ruhe, die nur ein durch Vernunft und Religion gestützter und geleiteter Muth einflößen kann; was ihn aber heftig erschüttern konnte, war, wenn es seinen Vertrauten unglücklich gieng. Nie machte ihn die Freundschaft gegen ihre Fehler blind; er sah sie, beurtheilte sie aber mit schonender Nachsicht. Uebereinstimmung einiger guten Eigenschaften, welche der Liebe und des Zutrauens würdig waren, war alles, was er von dem Menschen

erwarten zu dürfen glaubte. Er hatte die Menschen studirt, und das machte ihn nachsichtig gegen das ganze Geschlecht, am nachsichtigsten gegen die, welche er liebte. — Schon vor seiner Administration hatte Turgot an der Gicht gelitten, und die ununterbrochene Anstrengung, womit er sich so ganz seiner Pflicht hingab, hatte das Uebel dergestalt verschlimmert, daß selbst die Ruhe bei seiner nachherigen Entfernung nicht vermögend war, seine zerrüttete Natur wieder aufzurichten. Die Anfälle wurden stets gefährlicher, und am 20sten März 1781 war er das Opfer seines Muths und seiner patriotischen Verleugnung.

Der drei und zwanzigste May.

Erschossen, Moritz Aug., Graf v. Benjowsky.

Ungarischer und Polnischer Magnat.

Benjowsky, dieser kühne Abentheurer, wurde im Jahr 1741 zu Verbówa in Ungarn, dem Erbsitz seiner Familie, geboren. Sein Vater war General der Kavallerie in kaiserlichen Diensten. Der Sohn widmete sich eben diesem Stande, und diente bei der kaiserl. Armee im siebenjährigen Kriege bis 1758, da ihn sein Onkel, der Starost Benjowsky, nach Litthauen rief, dessen Güter er erbte. Sein väterliches Vermögen entrissen ihm seine Brüder, und er verlohr den Prozeß gegen sie, wegen seiner Hitze, die ihn zu Thätlichkeiten verleitete. Von einer Seereise, die er darauf vornahm, um nach Ostindien zu gehen, wurde er von den Konföderirten in Polen 1767 zurück gewiesen, und nahm von dieser Zeit an einen wichtigen Antheil an dem innern Kriege in Polen. Er war einer der Generale der konföderirten Armee, und alle seine Unternehmungen waren mit Erfolg begleitet, bis er das Unglück hatte, am 20sten May 1769 in einem

Gefecht von den Russen verwundet und zum Gefangenen gemacht zu werden.

Mit 80 andern in ein unterirdisches Gefängniß gesperrt, erfuhr Benjowsky ein ähnliches Schicksal, wie die Engländer in der schwarzen Höhle in Indien: 35 starben und verwesten unter den Lebendigen. Die menschenfreundlichen Gesinnungen einzelner Personen gaben dem Grafen zuweilen Erquickung, und retteten ihm das Leben; doch behielt er ein kurzes Bein. Er wurde nach Casan im asiatischen Rußland gebracht, aus welchem Orte er am 7ten Nov. 1769 glücklich entwischte, da der Aufruhr in den dortigen Gegenden an dem war auszubrechen, und man die polnischen Gefangenen mit in die Verschwörung ziehen wollte. Auf dieser Flucht war der Major Wynbladth, ein Schwede von Geburt, sein Begleiter, und von der Zeit an ein beständiger Theilnehmer seines Schicksals. Sie kamen zwar glücklich zu St. Petersburg an, aber hier wurden sie entdeckt und gefangen genommen, als sie eben ein holländisches Schiff besteigen wollten. Gegen das Versprechen des Grafen von Panin wurden sie an das äußerste Ende von Kamtschatka verbannt. Hier machte sich Benjowsky durch seine Kenntnisse, besonders durch seine Stärke im Schachspiele, bei dem Gouverneur beliebt, der ihm seine Freiheit auswirkte, ihn mit auf Reisen nahm, um eine Beschreibung von Kamtschatka aufzusetzen, und ihm seine Tochter geben wollte. Allein das war dem Grafen nicht genug; er hatte mit mehrern Verwiesenen eine Verschwörung gemacht, sich eines Schiffes zu bemächtigen, und damit nach Europa zu entfliehen.

Dieses Komplot ward, ehe es ausgeführt werden konnte, verrathen, und Benjowsky sollte nebst seinen Kameraden gefangen genommen werden; aber mit einer seltenen Gegenwart des Geistes machte er Anstalten, sein Vorhaben demungeachtet auszuführen, schlug das gegen ihn geschickte Kommando zurück, eroberte sogar die Festung Bolscherezk, und sah sich genöthigt, den Gouverneur, der ihn mit der Pistole verwundet hatte, umzubringen. Einen Haufen Kosaken von 5 bis 600 Mann, die gegen die Festung anrückten, hielt er dadurch zurück, daß er ihre Weiber und Kinder in eine Kirche einschloß, und zu verbrennen drohte. Nun bemächtigte er sich des in der Festung befindlichen, der Krone gehörigen Geldes, und einer Menge kostbaren Pelzwerks, ungefähr eine Million am Werth, wovon aber das meiste unterwegs durch das Wasser verdarb, und segelte mit seinen Kameraden, in allem 96 Personen, im Jahr 1771 von der Halbinsel Kamtschatka nach Sina ab.

Unterwegs hatte er viele Gefahren auszustehen, landete an verschiedenen Inseln, wo er zum Theil feindlich behandelt, zum Theil aber auch freundschaftlich aufgenommen wurde, und Bündnisse mit den Einwohnern schloß. Vorzüglich gefiel es ihm auf Formosa, und er hoffte, eine europäische Macht dahin zu bewegen, ein Etablissement darauf anzulegen, und ihn zum Oberhaupt desselben zu machen. Zu Makao in Sina verkaufte Benjowsky sein Schiff, nebst allem, was darinn war, verdingte sich auf ein französisches Schiff und kam glücklich in Frankreich an. Hier that er dem französischen Ministerium den Vorschlag, eine Kolonie unter

seiner Anführung auf der Insel Formosa zu errichten. Allein das Ministerium war für Madagaskar, und gab ihm den Auftrag, eine Niederlassung daselbst für Frankreich anzulegen. Es wurden ihm einige 100 Mann, nebst allem, was zu einem Etatlissement nöthig ist, verwilligt. Der Gouverneur von Isle de France bekam Befehl, ihm alles dieses verabfolgen zu lassen, und das Vorhaben auf alle Weise zu unterstützen. Aber dieser war dagegen, weil er glaubte, der Handel auf Isle de France würde dadurch zu Grunde gehen, und legte dem Grafen alle mögliche Hindernisse in den Weg. Benjowsky landete demungeachtet mit etlichen 100 Mann auf Madagaskar, baute ein Fort bei einem guten Hafen, und machte mit den anwohnenden Einwohnern Freundschaft. Diese erlaubten ihm sogar, eine Festung an einem gesunden Platze weiter ins Land hinein anzulegen, und verkauften ihm einen großen Strich fruchtbare Felder. Einige Nationen waren unter einander in Krieg verwickelt, wobei er seinen Bundsgenossen Hülfe leistete, und ihre gemeinschaftlichen Feinde überwand. Es kam so weit, daß ihn alle Nationen auf Madagaskar zu ihrem Oberregenten oder Ampansakabe ernannten, weil er ihnen vorzuspiegeln gewußt hatte, daß er ein Abkömmling von der Familie derselben sey. Schon oft hatten die Franzosen versucht, Kolonien auf Madagaskar anzulegen; allein sie waren immer von den Einwohnern entweder getödtet, oder verjagt worden, weil sie sich zu Herren über sie aufwerfen wollen, und diese keine fremde Herrschaft leiden mögen. Benjowsky aber behandelte sie als Freunde und Bundesgenossen, wodurch er ihr ganzes Zutrauen gewann. Die Kolonie

würde auch den besten Fortgang gehabt haben, und wahrscheinlich die ganze große Insel französisch geworden seyn, wenn sie von Isle de France wäre unterstützt worden. Allein der dasige Gouverneur ließ ihr weder Volk noch Munition zukommen, und Benjowsky mußte die Bedürfnisse von den anlandenden Handelsschiffen kaufen. Noch nicht genug, der Gouverneur hatte dem französischen Ministerium den Grafen mit so schwarzen Farben geschildert, daß dasselbe Kommissarien dahin abschickte, die Sache zu untersuchen.

Da die Kolonie durch Krankheiten sehr viele Leute verloren hatte, und keine Hoffnung zu neuen da war, so entschloß sich Benjowsky selbst nach Frankreich zu gehen, und die Beschaffenheit dem Ministerium vorzustellen, ob ihn gleich die Einwohner baten, bei ihnen zu bleiben, und sich ganz von Frankreich los zu machen. Er hörte auf keine dieser Vorstellungen, sondern verließ Madagaskar am 14ten Dez. 1776.

In Frankreich fand er kein Gehör, vielmehr nöthigten ihn die Verfolgungen des Ministeriums, das Königreich zu verlassen. Er trat in kaiserliche Dienste, blieb aber nur zwei Jahre in denselben, weil der Kaiser ihm zur Erfüllung seiner Verbindung mit dem Madagaskarn nicht behülflich seyn konnte. Deswegen wandte er sich an den König von England, reiste selbst nach London, spannte aber die Saiten zu hoch. Doch fand er Freunde, die ihm zu einer Expedition Geld vorschossen, unter diesen war auch Herr von Magellan; noch thätiger ward er von einem Handelshause zu Baltimore in Amerika, wohin er seegelte, unterstützt. Am 25sten Oktober 1784 reiste der Graf ab,

und landete glücklich auf Madagaskar. Er beschäftigte sich mit Anlegung eines Orts nach Art der Landeseinwohner, fieng aber Feindseligkeiten gegen die Franzosen an. Die Regierung von Isle de France schickte 60 Mann Soldaten gegen ihn, von welchen er am 23sten May 1786 angegriffen wurde. Er hatte eine Redoute aufgeworfen, welche mit 2 Kanonen besetzt war, worinn er nebst 2 Europäern und 30 Eingebornen den herannahenden Feind erwartete. Die Schwarzen flohen beim ersten Feuer, und Benjowsky, den eine Kugel in die rechte Seite der Brust getroffen hatte, fiel hinter der Brustwehr, von da man ihn bei den Haaren hervorzog, worauf er wenige Minuten nachher starb.

Benjowsky hat seine Reisen und Schicksale in französischer Sprache selbst beschrieben. Sie wurden aber zuerst Englisch gedruckt, und sogleich dreimal ins Deutsche übersetzt, von Forster dem Vater, dann von dem Sohne, und zuletzt von den Gebrüdern Ebeling, deren Bearbeitung die vorzüglichste ist. So reich aber dieses Werk an sonderbaren Ereignissen ist, so arm und geringfügig ist es für Erd- und Länderkunde.

Der

Der vier und zwanzigste May.

Geb. Karl, Ritter von Linné.

Professor der Botanik zu Upsal.

Der große Reformator in der Naturwissenschaft war 1707 in dem schwedischen Dorfe Rashult geboren, wo sein Vater ein armer Prediger war. Der Wunsch desselben war, daß sich der Sohn ebenfalls für die Kanzel bestimmen möchte; aber ein zufälliger Umstand erregte bei dem jungen Linné die Neigung zu einem ganz andern Fache. Sein Vater hatte einen schönen Garten, und war ein Blumenfreund. Der Knabe bekam das Geschäft, dieselben zu begiessen, und Kräuter zu pflanzen. Diese Arbeit wurde bald sein größtes Vergnügen. Er erhielt ein eigenes Beet, und dieses wurde die Schule seines Studiums. In seinem neunten Jahre fieng er an, in Wäldern und Feldern Kräuter zu sammeln, und im zehenten kam er auf das Gymnasium zu Wexiö. Die Neigung des Naturstudiums wanderte mit ihm dahin. Von allen Schülern war er am wenigsten

zu Hause, er studirte im Felde; aber das beständige Herumwandern setzte ihn in seinen Schulübungen zurück, die Lehrer klagten, und sein Vater beschloß, ihn bei einem Schuster in die Lehre zu geben. Glücklich wurde dieses Vorhaben durch einen Arzt in Wexiö hintertrieben, der das Genie des Jünglings ahndete.

Unter vielen Mühseligkeiten und in großer Dürftigkeit legte Linné die akademischen Jahre in Lund und Upsal zurück. Schon damals legte er den Grund zu seinem neuen System. Eine scharfsinnige Abhandlung, die er über die Begattung der Bäume heraus gegeben hatte, erregte zu Upsal eine sehr vortheilhafte Idee von ihm. Und da Lappland, zur nähern Untersuchung seiner Produkte bereist werden sollte, so wurde Linné hierzu vorgeschlagen. Die Summe, die zu dieser Reise ausgesetzt war, betrug nur 50 Thaler. Mehr durch die Ehre, und besonders durch seine Lieblingsneigung, als durch diesen Preis ermuntert, trat er 1731 diese Reise an, übte seinen Beobachtungsgeist, und kam mit neuen Kenntnissen bereichert im folgenden Jahre nach Upsal zurück.

Das Glück schien ihm günstig zu seyn. Er fieng an Vorlesungen über die Naturgeschichte zu halten, und sie wurden ungewöhnlich stark besucht. Aber diese Freude war nicht von langer Dauer; der Neid fand Mittel, die Thätigkeit des Genies zu unterdrücken. Er hatte nicht promobirt, weil ihm die Kosten dazu fehlten, daher wurde ihm das Lesen verboten. Die Aussichten in Upsal waren nun

dahin, und der Unmuth darüber verleitete den feurigen jungen Mann, gegen den Urheber des Verbotes auf offener Straße den Degen zu ziehen, und ohne die Dazwischenkunft anderer Personen würde er ihn erstochen haben. Glücklicherweise erhielt Linné, der mit Mühe der Relegation entronnen war, bald darauf den Antrag, die Söhne des Baron Reuterholm, Gouverneurs von Dalekarlien, mit einigen andern jungen Naturforschern, auf einer Reise durch die schwedischen Provinzen zu begleiten. Eine nähere Kenntniß der Bergwerke war der Hauptzweck derselben. Linné fieng an Bergwerksvorlesungen zu halten, wurde in dem Orte allgemein bekannt, unter andern auch mit dem dasigen Provinzialarzt Moräus, dessen Tochter er lieb gewann, die auch in der Folge seine Laufbahn beförderte, auf der er mit so vielen Vorzügen glänzte.

Das akademische Leben war Linnés Lieblingswunsch. Hierzu mußte er aber Doktor werden, und das noch auf einer auswärtigen Universität. Um dies zu bewerkstelligen, schenkte ihm seine Geliebte 100 Dukaten. Mit diesem Gelde gieng er nach Holland, um zu promoviren, und erreichte seinen Zweck zu Harderwyck, aber die Mittel seines Unterhaltes waren schon unterwegs größtentheils aufgebraucht, weil er, des Geldes ungewohnt, seine Baarschaft nicht zu regieren verstund. In dieser Verlegenheit wandte er sich an den berühmten Boerhaave. Die Botanik fand von jeher die größten Liebhaber und Freunde unter den Holländern. Ihre Neigung und ihr Aufwand für Blumen ist bekannt.

Ein gewisser Cliffort nahm auf Boerhaavens Empfehlung den Linné zur Anordnung und Beschreibung der Blumen seines großen Kunstgartens zu Hartecamp zu sich. Er gab ihm täglich zwei Dukaten, und ließ ihn größtentheils auf seine Kosten eine Reise nach Frankreich und England machen, wo er die größten Naturkundiger kennen lernte. Es war überhaupt die glücklichste Lage, in die er in Ansehung seiner Wissenschaft hätte kommen können, und die verschiedenen Werke, die er in dieser an das Licht treten ließ, zeigten, daß er sie nicht ungenützt gelassen habe. Er gab seine Flora, sein Systema Naturae, seinen Hortum Cliffortianum, Musa Cliffortiana, Bibliotheca Botanica, Classes plantarum, Critica Botanica, Artedis Ichtyologia und endlich seine Inauguraldisputation de Febrium intermittentium caussa mit dem größten Beifalle heraus.

Nach einer dreijährigen Abwesenheit kehrte Linné nach Schweden zurück. Er ließ sich als Arzt zu Stockholm nieder, und heurathete im Jun. 1739 die Geliebte, die seine Wohlthäterin geworden war. Der Staatsminister Graf Teßin, dieser große Freund und Kenner der Wissenschaften, wurde sein Gönner, und von nun an stieg er an Ehren und Belohnung. Man übertrug ihm die Anordnung des Naturalienkabinets, das der König anlegen ließ, und erhob ihn zum Präsidenten der königlichen Akademie der Wissenschaften, die unter seiner Mitwirkung eben errichtet wurde. Jetzt war es leicht, seine Neigung zum akademischen Leben zu befriedigen.

Schon 1741, in seinem 34sten Jahre, wurde er zum Professor der Botanik in Upsal ernannt. Diese Akademie erhielt jetzt mit Linné eine neue Epoche ihres Glanzes und Ruhms. Seine klassischen Schriften erregten ein allgemeines Aufsehen, und die Reformation der Naturgeschichte verbreitete sich von Upsal durch Europa. Mehrere Akademieen und Regierungen beeiferten sich, den schöpferischen Verbesserer jener Wissenschaften zu besitzen. Von Göttingen und Petersburg ergiengen die vortheilhaftesten Einladungen an ihn. Noch nie war ein Schwede so gesucht, noch nie in so entfernte Länder von Europa gerufen worden. Selbst der spanische Hof bewarb sich um diesen nordischen Lehrer, und machte ihm die reizendsten Anerbietungen. Bei einem Jahrgehalt von 2000 Piastern sollte er in den Adelstand erhoben werden, und als ein naturalisirter Spanier Protestant bleiben. Aber alle diese Reize überwogen nicht die Liebe, die Linné zu seinem Vaterland hatte. Dies ehrte und schätzte auch dankbar seine Verdienste. Im Jahr 1753 wurde er zum Ritter des Nordsternordens, und drei Jahre nachher auch in den Adelstand erhoben; 1776 verdoppelte ihm Gustav III. seinen Gehalt, und schenkte ihm noch ein Landgut, da er schon selbst das Gut Hammarby gekauft hatte.

Diese Auszeichnungen und Belohnungen, sein allgemeiner Ruhm und Beifall, den er zu Upsal genoß, waren ihm der süßeste Lohn seiner Bemühungen. Die meisten und berühmtesten Akademieen in Europa machten ihn zu ihrem Mitgliede. Aus den

entferntesten Ländern kamen Jünglinge, um ihn zu hören; es konnte also nicht fehlen, daß aus seiner Schule auch wieder große Männer kamen. Mehrere derselben erweiterten die Entdeckungen ihres Lehrers, und machten seinen Namen in den entferntesten Welttheilen bekannt. — Nach einer unausgesetzten Thätigkeit, womit er den Wissenschaften und der Welt genützt, starb er am 10ten Jan. 1778 im 73sten Jahre seines Alters.

Von Natur war Linné klein, und schien noch kleiner, weil er gebückt gieng. Seine Augen waren außerordentlich sprechend und feurig; sein Umgang lebhaft und angenehm; seine Sparsamkeit außerordentlich. Worte, Gedanken, Leben — alles war bei ihm systematisch.

Der fünf und zwanzigste May.

Geb. John Churchil, Herz. v. Marlborough.

Großbritannischer Obergeneral ꝛc.

Hochstrahlenden Ruhm erwarb sich Marlborough im Feld und im Kabinete, denn die Natur hatte in ihm die Talente des Staatsmanns und die Eigenschaften des Helden vereinigt. Er war am Johannistage des Jahrs 1650 zu Ashe in Devonshire geboren, und kam zeitig an den Hof, wo er sich vorzüglich die Gunst des Herzogs von York erwarb, ob er gleich nur erst 12 Jahre alt war. Sein kriegerischer Muth verrieth sich bald, er bekam in dem ersten deutschen Kriege, ums Jahr 1666 ein paar Fahnen zu kommandieren, und bei der Eroberung von Mastricht erwarb er sich schon einen so glänzenden Ruhm, daß der König von Frankreich ihm im Angesicht der Armee für die bewiesene Bravour öffentlich dankte. Er ward Oberster und besorgte für den Herzog von York mehrere wichtige Aufträge in Flandern und Schottland. Als dieser im Jahr 1685 unter dem Namen Jakobs II.

den englischen Thron bestieg, sandte er den Baron Churchill als Botschafter nach Frankreich.

Alle Wohlthaten, die Churchill von dem neuen Könige erhielt, hinderten ihn nicht, sich mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien sogleich bei dessen Landung zu vereinigen, weil er mit Unmuth sah, daß die Jesuiten den Hof besetzten und das Land regierten. Der Prinz von Oranien war von seiner Aufrichtigkeit und seinen kriegerischen Fähigkeiten so überzeugt, daß er ihn gleich zum General-Lieutenant erhob. Bei jeder Gelegenheit, wo ihm das allgemeine Beste oblag, handelte er mit so viel Eifer und Verstand, daß er am 14ten Februar 1689 in den geheimen Rath König Wilhelms und der Königin Maria aufgenommen, und am 9ten April zum Grafen von Marlborough ernannt wurde.

Im Jahr 1690 gieng er als Befehlshaber der Armee nach Irland, und nöthigte die starken Besatzungen von Cork und Kinsale, sich zu Gefangenen zu ergeben. Dann legte er an der Spitze der englischen Truppen in Holland den Grund zu dem Ruhme, der sich über ganz Europa verbreitete. Aber mitten auf seiner Laufbahn ereilte ihn die Ungnade des Monarchen, der ihn seiner Ehrenstellen beraubte und vom Hofe verwies. Auf diesen heftigen und unerwarteten Schlag folgte bald ein noch stärkerer. Denn kurz darauf ward er wegen Hochverraths in den Tower gesetzt; aber auch wieder in Freiheit gelassen und losgesprochen, nachdem man entdeckt hatte, daß es nichts anders, als die Wirkungen einer boshaften Verschwörung wider ihn, gewesen sey. Zur größten Verwunderung des ganzen Ho-

fes rief ihn der König 1698 zurück, und machte ihn zum Hofmeister des Herzogs von Glocester, mit den Worten: „Mylord, lehren Sie den Prinzen das seyn, was Sie sind, so wird mein Neffe Vollkommenheiten genug erlangen.“ Seit dieser Zeit bemühte sich der König, dem Grafen seine lange Abwesenheit und Ungnade zu vergüten. Er machte ihn zu einem der Lordrichter von England, 1701 zum General der Infanterie, zum Anführer der ganzen englischen Macht in Holland, und zum außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten im Haag.

Als die Königin Anna 1702 auf den Thron kam, beschenkte sie ihn mit dem Hosenbandsorden und bestätigte ihn in allen seinen Würden. Die Alliirten in den Niederlanden hielten seine Vorschläge für so vortrefflich, daß alle Generale der mit England verbündeten Truppen von ihren Höfen befehligt waren, nur ihm zu gehorchen. In diesem einzigen Feldzuge mußten die Franzosen, die seit einem Jahrhundert immer gesiegt hatten, vor Marlborough fliehen, und ihm ihre Festungen und Schanzen überlassen. Den nächsten Feldzug eröffnete er mit der Belagerung von Bonn, und zwang den Platz, zu kapituliren. In demselben Jahre endigte er den flandrischen Feldzug, und im folgenden marschirte er mit einem Heere nach Deutschland, um den Churfürsten von Baiern zu hindern, sich auf den deutschen Kaiserthron zu setzen. Nach vielen wichtigen und unwichtigen Vorfällen kam es bei Donauwerth mit den Franzosen und Baiern zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die Engländer und Oesterreicher siegten.

Am 11ten August 1704 vereinigte sich Marlborough mit dem Prinzen Eugen, und schon nach zwei Tagen kam es zu der großen Schlacht bei Höchstadt. Marlborough nahm am Morgen dieses Tages das Abendmahl, stieg zu Pferde an der Spitze von 181 Eskadrons und 67 Bataillons, und zog den Degen mit der heroischen Erklärung: Heute Sieg oder Tod. Die Feinde versahen sich eines so frühen Besuchs nicht. Sie hatten 163 Eskadrons und 83 Bataillons mit 120 Kanonen und Mörsern in Bereitschaft; die Alliirten hatten nur 64. Um 8 Uhr wurde die Linie formirt. Eugen stand mit dem kaiserlichen Heere am rechten Flügel, dem Churfürsten; und Marlborough den Franzosen gegen über. Bei der Gewinnung eines Morastes hieben 3 englische Eskadrons 5 von den besten französischen nieder. Sie drangen so ein, daß die Franzosen nicht zum Schusse kommen konnten, sondern weichen und ihre Linien brechen mußten; die Engländer drangen durch, und die Unordnung war bald allgemein. Eine Schiffbrücke über die Donau sank unter den Franzosen, eine ungeheure Menge ertrank im Flusse, viele wurden auf der Flucht niedergehauen, und die, welche überschwammen, wurden von den Bauern erschlagen, deren Dörfer sie zerstört hatten. Der Marschall Tallard wurde gefangen, und außer ihm 72 Staabsoffiziere und 1500 Subalternen. Der Feind verlohr überhaupt 40,000 Mann; es wurden 121 Standarten und 179 Fahnen erbeutet.

Nach diesem glorreichen Treffen, wodurch das deutsche Reich gerettet und ganz Baiern erobert ward, setzte

Marlborough seine Unternehmungen fort, bis er die Franzosen nöthigte, über den Rhein zurück zu gehen. Dann reiste er nach Berlin, legte durch eine kurze Unterhandlung die Streitigkeiten zwischen dem Könige von Preußen und den Holländern bei, und ward nun mit dem glänzendsten Jubel in London empfangen. Aber schon im März des Jahres 1705 gieng er wieder nach Holland, und führte mehrere Unternehmungen aus, die den Feldzug eines andern Generals berühmt gemacht haben würden, die aber kaum berührt zu werden verdienten, wo Marlborough kommandirte. Im Herbst machte er eine Reise an die Höfe zu Wien, Berlin und Hannover, und wurde von dem deutschen Kaiser Joseph mit dem Fürstenthum Mindelheim beschenkt. Durch neue Siege verherrlichte er seinen Namen auch in den folgenden Jahren, und das dankbare Vaterland fuhr fort, seine Verdienste zu belohnen. Selten war ein General so geehrt worden, als er. Das Parlament schenkte ihm Woodstock bei Oxford, erbaute ihm einen prächtigen Palast, Blenheim=House, zierte ihn mit Gemählden aus, und führte über den kleinen Bach dabei eine Brücke, die allein 20,000 Pfund Sterlinge kostete, und mit einem Obelisk, der seine Thaten erzählt, geziert ist.

Während Marlborough die vereinigten Heere kommandirte und unsterbliche Siege erfocht, beherrschte seine Gemahlin daheim die Königin Anna, deren Hofdame sie war. Allein sie hatte den eitlen Stolz, der Königin ein paar neumodische Handschuhe abzuschlagen, um allein die schönsten am Hofe zu haben, und diese Unbesonnenheit trug vieles bei, nicht nur sie zu stürzen,

sondern auch ihr Gemahl wurde von dem Heere abgerufen. Als er im Januar 1712 nach London kam, setzte ihn die Königin durch ein eigenhändiges Schreiben ab. Er bat um die Erlaubniß eine Reise vorzunehmen, besuchte die Niederlande und einen Theil Deutschlands, und sah bei dieser Gelegenheit sein Fürstenthum Mindelheim. Er kam erst am 1sten August 1714 wieder nach London, an welchem Tage die Königin starb. Als König Georg I. von Hannover ankam, wartete ihm der Herzog bei seinem Einzuge auf, und bald darauf ward er in seine Würden wieder eingesetzt. Weil er aber die Schwachheit seiner abnehmenden Kräfte spürte, so blieb er nicht am Hofe, sondern gab alle seine Geschäfte ab. Dieser große Held, der die Furcht gleichsam nicht gekannt hatte, wurde in seinen letzten Jahren wieder furchtsam wie ein Kind, und starb am 16ten Jun. 1722 in einem Alter von 73 Jahren.

Marlborough war die Zierde Britanniens, der Schrecken Frankreichs und die Bewunderung der Welt. Er siegte in jeder Schlacht, die er lieferte, und eroberte alle Städte, die er belagerte. In Staatsunterhandlungen war er eben so geübt und glücklich; wobei ihm seine treffliche Beredsamkeit alle Dienste leistete. Der einzige hervorstechende Fehler, den man ihm vorwerfen konnte, war eine zu weit getriebene Geldbegierde; wiewohl er auch von Herrschsucht nicht frei war.

Der sechs und zwänzigste May.

Geb. Nikol. Ludwig, Graf von Zinzendorf.

Stifter der Brüdergemeine.

Graf Zinzendorf gehört in mancherlei Rücksicht zu den merkwürdigsten Männern, des 18ten Jahrhunderts. Ein Kavalier, der durch Geburt und Verwandtschaft zu den ersten Staatsämtern sich berechtigt glauben konute, und nichts von Jugend auf so sehnlich wünschte, als — Prediger zu werden; ein Mann, der so viel Geisteskraft mit so sonderbaren Schwächen, so viel Standhaftigkeit mit Schwärmerei, so viel Ehrgeiz mit Selbstverleugnung vereinte; der sein ganzes Leben hindurch, bald an einem üppigen Hofe, bald im Kreis von Geschäften, bald auf der Reise, bald in seinen eigenen Anpflanzungen, jetzt verspottet, jetzt sogar verbannt, jetzt wieder bis zu den Wolken erhoben, immer nach einem Ziele und zwar nach einem religiösen hinstrebte; mit Priestern und Höflingen, Atheisten und Orthodoxen gleich unerschüttert stritt; in seiner Lehre bald allzu indifferent, bald allzu buchstäblich schien;

in seinen Planen jetzt so bescheiden, und jetzt so allumfassend sich zeigte, in ihrer Ausführung weder Mühe noch Schmach, weder Verlust noch Drangsal scheute; der nach fernen Ländern, nach andern Welttheilen so gelassen, wie in die nächste Stadt, oft ohne Geld und Aussicht, reiste; nichts seyn, nichts heißen wollte, und doch so viel unternahm; ein solcher Mann ist auch schon einzeln genommen gewiß eine merkwürdige Person. Wenn man ihn vollends als den Stifter einer Gesellschaft betrachtet, die, so sonderbar wie er selbst, Missionseifer mit Kaufmannsgeist, Religiosität mit Spekulation vereinigt; die sich eine Brüdergemeinde nennt, und über Versendung, Haabe, Heurath und Willen ihrer Mitglieder oft despotischer, als mancher Fürst über seine Soldaten schaltet; die in Sibirien und St. Thomas, in Grönland und Egypten, in Labrador und in Asien sich anzubauen wußte, die mit sehr leisem Schritt und mit sehr leiser Sprache doch meistens überall durchdrang; den Namen der protestantischen Jesuiten schon oft erhielt, und auch vielleicht verdiente; ja, die noch jetzt das Publikum in Ungewißheit läßt, was ihr angelegentlicher sey: Religion oder zeitlicher Gewinn? — Wenn man sich erinnert, daß durch eben diesen Zinzendorf Herrnhut gegründet war; dieser seltsame Flecken, der schon mehr als manche fürstliche Hauptstadt bewirkte, der schon in so mancher Kolonie sich vervielfältigte, und jeder gleichsam sein eigenes Bild, seinen eigenen Zuschnitt mitgab; ein Ort, der gewiß einen eigenthümlichen Eindruck auf jeden macht, der hn zuerst sieht,

und auch manche allmählig fesselte, die seiner anfangs spotteten; ein Handlungsplatz von mehrern Millionen an Waaren und Gelde, und über den man doch noch streitet, ob er dem Lande, wo er blüht, schade oder nütze; ein Ort, wo Männer und Weiber aus allen Ländern zusammen fließen, wo man aber keinen Soldaten, keinen Bettler, kein Freudenmädchen, keinen Stutzer und keinen Müssiggänger findet; wo man nur Musik bei Gottesdienst und bei Begräbnissen hört; wo alle Leidenschaften zu schweigen scheinen; aber jede Anstalt von Fleiß und Ordnung spricht: — wenn man dies erwägt, und den Urstoff aller dieser Seltenheiten aus Zinzendorfs Leben ableitet, so ist er gewiß einer der denkwürdigsten Männer des 18ten Jahrhunderts. Aber hier ist freilich nur Raum zu einer kurzen Erzählung der vornehmsten Ereignisse seines sehr verwickelten Lebens-Mimus.

Graf Zinzendorf wurde im Jahr 1700 zu Dresden geboren; sein Vater war Minister an dem polnisch-sächsischen Hofe; seine Mutter eine Baronesse von Gersdorf. Schon als Kind kam er zu seiner Großmutter, einer sehr religiösen Dame, nach Großhennersdorf, und hier ward seine Seele mit lauter schwärmerischen Religionseindrücken erfüllt, die nie wieder erloschen. Nur die fromme weibliche Seele einer schwachen Großmutter konnte ein Wohlgefallen daran finden, ihren Enkel schon in seinem 6ten Jahre Betstunden halten zu sehen. Wenn er manchmal Papier, Dinte und Feder zur Hand hatte, schrieb er dem lieben Heiland geschwind ein Brieschen,

eröffnete ihm darinn sein Herz, und warf es eiligst zum Fenster hinaus, in der Hoffnung, er werde es wohl finden.

In dieser Gemüthsfassung bezog er in seinem 10ten Jahre das hallische Pädagogium, und fand da die gewünschte Nahrung. Er hielt Betstunden, stiftete genaue Verbindungen zur Beförderung des Reiches Gottes, und trieb die Schwärmereien so bunt, daß seine Verwandten es für nöthig erachteten, ihn in eine andere Sphäre zu versetzen. Er kam in seinem 16ten Jahre auf die Universität Wittenberg, und trieb es hier eben so wie in Halle. Er betete ganze Nächte, beschäftigte sich vorzüglich mit der Theologie, und zwar studirte er sie blos im Gebet, auch hatte er Anfechtungen, die ihn ganz niederschlugen. Als die akademische Laufbahn zu Ende war, that er eine Reise durch Holland und Frankreich. Ungeachtet er die adelichen Künste und Spiele, Reiten, Fechten, Tanzen nicht verabsäumte, so zog er doch alle Lustbarkeiten dem Umgange mit erfahrnen Staatsmännern und frommen Bischöffen vor. In Frankreich lebte er sehr vertraut mit dem Kardinal Noailles. Nach seiner Zurückkunft in Deutschland erhielt er den Beisitz bei der Regierung in Dresden.

Im Jahr 1727 hatten sich wegen erlittener Verfolgungen mehrere Nachkömmlinge der alten Waldenser und Hussiten, unter dem Namen der mährischen Brüder, auf seine Güter geflüchtet. Für diese frommen Flüchtlinge erbaute Zinzendorf eine neue Pflanzstadt, Namens Herrnhut, nicht weit von seinem Gute Bertholsdorf an der Poststraße, die

nach

nach Zittau geht. Um für die neue Kolonie desto besser sorgen zu können, bat er sich bei Hofe die Entlassung aus, und erhielt sie zu Anfange des Jahres 1732. Er gab sich alle Mühe, die bedrängten Brüder in eine ordentliche Verfassung zu bringen. Für einen Kopf, der den Plan hatte, eine neue Religionspartheı, oder wenigstens eine Kirche zu stiften, in welcher sich alle drei in Deutschland herrschende Religionen zusammen antreffen, und allmählich zu wechselsweiser brüderlicher Duldung gewöhnen könnten, war kein Haufe geschickter, als diese zusammengelaufenen mährischen Brüder. Gemeines Volk, überdies noch aus einer bedrängten Kirche, hat gewiß nie bestimmte Religionsbegriffe, sondern alles schwebt bei demselben in einem solchen helldunkeln Zustande, daß auch wesentlich verschiedene Ideen einander doch ähnlich sehen. Die besondern gottesdienstlichen Gebräuche, welche diese Brüder mitbrachten, waren einer Ausbildung fähig, durch welche die Sinnlichkeit des Menschen ganz zum Vortheil der Religion bezaubert werden konnte.

Sobald der Graf seine Gesellschaft organisirt hatte, überließ er die Besorgung seiner Güter seiner Gemahlin, und unternahm große Reisen zur Ausbreitung seiner Lehre. Einige Jahre hielt er sich auf dem Schlosse Marienborn bei Frankfurt am Main auf, in Tübingen predigte er öffentlich, und gab seine Erklärung schriftlich in lateinischer Sprache von sich, wiefern und warum er sich dem Dienst des Evangeliums gewidmet habe. Als man von ihm einen Hauslehrer für einen reichen Kaufmann in Stralsund

verlangte, gieng er selbst unter dem Namen von Freydeck dahin in Dienste, predigte als Kandidat der Theologie, und hielt ein Kolloquium mit dem Stralsundischen Gottesgelehrten, die ihm ein rühmliches Zeugniß gaben. Unter dem Namen eines Herrn von Thürstein reiste er 1736 nach Riga und predigte daselbst. Unter dem Vorwande seiner Irrlehren wurde er aus den chursächsischen Ländern verwiesen, aber mit Genehmhaltung des Königs von Preußen ordinirte man ihn zu Berlin als Bischoff der böhmisch-mährischen Brüder. Durch Missionen von Herrnhut verbreitete er seinen Einfluß nicht nur in verschiedenen Provinzen von Deutschland, sondern überall in Europa, ja selbst in Ost- und Westindien, und zur Anwerbung geistlicher Rekruten schrieb er sowohl in Versen als in Prosa, in deutscher und in französischer Sprache verschiedene Bücher. Auf einer Reise nach Amerika, im Jahr 1738, übersetzte er das Neue Testament und gab es in Druck. Im Jahr 1740 berief er eine Synode nach Gotha, auf der sich die Brüder in dem Entschlusse befestigten, nur des Heilands Sache zu predigen. Er reiste dann nach Genf, begab sich zum zweitenmal nach Amerika, ließ sich bald Siegfried von Thürstein, bald Ludwig Nitschmann nennen, und ward in Philadelphia Pastor. Seine Tochter Benigne, die er bei sich hatte, half mit arbeiten. Unter dem Namen eines Herrn von Wachau kam er 1743 nach Rußland, nachdem er viele von seinen Freunden vorausgeschickt hatte; selbst die Gräfin kam dahin, kaufte das Gut

Bruckenhof und baute daselbst ein Bethaus. Aber die griechische Kirche widersetzte sich diesen Unternehmungen, man verschloß die neuen Bethäuser, nahm den Grafen in Verhaft, und ließ ihn über die Grenze bringen. Doch sein Eifer, Gemeinden zu stiften und seine geistliche Herrschaft auszubreiten, endigte sich erst mit seinem Tode, welcher am 9ten May 1760 zu Herrnhut erfolgte.

Seit Zinzendorfs Tode hat sich die Gesellschaft sichtbar gebessert, ihre Religionsbegriffe haben sich berichtigt, ihre innere Verfassung scheint von dem ersten geistlichen Despotismus glücklich verloren zu haben, und ihre Kolonienfucht kommt mit der Ruhe anderer Gemeinden weniger in Kollision.

Der sieben und zwanzigste May.

Gest. Ewald Friedr., Graf v. Herzberg.

Königl. Preuß. geheimer Staats- und Kabinetsminister.

Als Staatsmann, Gelehrter und Schriftsteller, als Beförderer aller gemeinnützigen Anstalten und literarischen Bemühungen, hat Herzberg unsterbliche Verdienste, er war eine Zierde des preußischen Staats, dessen Flor zum Theil sein Werk ist. Zu Lottin in Pommern, dem alten Erbgut seiner Familie, wurde er am 2ten Sept. 1725 geboren, ein gelehrter Landprediger brachte ihm die ersten wissenschaftlichen Kenntnisse bei, und er hatte sich auf dem Gymnasium zu Alt-Stettin bereits einen Schatz wissenschaftlicher Kenntnisse erworben, als er in seinem 17ten Jahr die Universität Halle bezog. Mit welchem Eifer er hier sich zur diplomatischen Laufbahn vorbereitete, bewies er durch eine gründliche gelehrte Abhandlung über das Brandenburgische Staatsrecht, die er bei seinem Abgange von der Universität vertheidigen wollte. Als aber das Kabinet zu Berlin den Druck dieses Werks verbot, so disputirte er

ohne Vorsitz über die Churfürsten-Vereine, deren Geschichte er mit Gründlichkeit bearbeitete.

Jetzt wurde er sogleich bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin angestellt, begleitete die Churbrandenburgische Gesandtschaft als Legations-Sekretair zur Kaiserwahl, und arbeitete nach seiner Rückkunft fleißig in öffentlichen Geschäften, besonders aber im geheimen Archiv. Als Friedrich die Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg bearbeitete, lieferte ihm Herzberg die Akten-Auszüge dazu, und der Monarch belohnte seine Dienste 1747 mit der Stelle eines Legationsraths. Bei einer neuen Anordnung des geheimen Staats- und Kabinets-Archivs, die ihm übertragen wurde, erwarb er sich eine so gründliche und genaue Kenntniß der vorzüglichsten Theile seines Fachs, daß er hierinn der Erste Mann im Königreich war. Eine Abhandlung über die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg, die er um diese Zeit schrieb, wurde nicht allein von der Berliner Akademie gekrönt, sondern sie erwarb ihm auch eine Stelle in dieser gelehrten Gesellschaft; er ward geheimer Legationsrath, bekam einen Theil der geheimen Expeditionen in auswärtigen Angelegenheiten, und schrieb mehrere gründlich gelehrte Deductionen.

Im ganzen siebenjährigen Kriege besorgte Herzberg nicht allein den größten Theil der geheimen Staats-Korrespondenz in französischer und deutscher Sprache, sondern auch die öffentlichen Staatsschriften, die im Namen des Hofes herauskamen. Der Friedensschluß mit Rußland und Schweden, im Jahr 1762 wurde von ihm abgefaßt, und Friedrich

gebrauchte ihn im Anfange des folgenden Jahres als Werkzeug zur Wiederherstellung des allgemeinen Friedens. Es wurde ihm nur eine kurze mündliche Instruktion ertheilt, und auf den bestimmten Tag schloß er zu Hubertsburg jenen Frieden, der in der deutschen Geschichte Epoche macht. Der König empfieng ihn mit den schmeichelhaften Worten: „Er hat einen guten Frieden gemacht, fast so, wie ich den Krieg geführt, einer gegen drei“ — und von der Zeit an war er Staats- und Kabinetsminister.

Preußens Ruhm und Wohlstand war immer das Ziel seiner Bestrebungen, daher nahm er auch an der ersten Theilung Polens im Jahr 1772 einen sehr thätigen Antheil, und unterstützte die Ansprüche Friedrichs durch mehrere Deduktionen. In den Streitigkeiten wegen der baierischen Erbfolge flossen mehrere wichtige und gehaltvolle Staatsschriften aus seiner Feder, und das Friedensinstrument zum Teschner Frieden im Jahr 1779 hat ihn zum Verfasser. Als Kaiser Joseph in der Folge neue Versuche machte, Baiern auf eine oder die andere Art an sich zu ziehen, so erhielt dadurch der Fürstenbund sein Dasein, bei dessen Errichtung Herzberg eine Hauptrolle spielte. Zu eben der Zeit arbeitete er mit großem Eifer an der Beilegung der Unruhen in Holland, an der Wiedereinsetzung des Erbstatthalters in seine Rechte, und an der Beschränkung der Krone Frankreich in Holland. Diese Wirksamkeit zum Besten des Staats dauerte auch nach dem Tode des großen Friedrichs im Jahr 1786 noch geraume Zeit fort. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn in den Grafenstand, machte ihn

zum Kurator der Akademie, und schien ihn eben so zu schätzen, als sein Oheim. Herzberg stellte die Ruhe in Holland wieder her, und beförderte die Erhaltung des Gleichgewichts in Europa, wovon der berühmte Kongreß zu Reichenbach im Jahr 1790 eine Folge war, den er für sein Meisterstück hielt.

Gewohnt, stets die wichtigste Rolle zu spielen und den größten Einfluß im Staate zu haben, schmerzte es den Minister tief, als er allmählig wahrnehmen mußte, daß sein Einfluß sich verminderte und nicht mehr alle Geschäfte einzig durch ihn verwaltet wurden. Er foderte daher im Jul. 1791 seine Entlassung, oder wenigstens die Befreiung aller Theilnahme an auswärtigen Geschäften. Das letztere ward ihm gewährt, und er behielt jetzt nur noch die Kuratel der Akademie und die Aufsicht über den preußischen Seidenbau. Er hätte nun sein Alter ruhig genießen können, aber er war nicht praktischer Weiser genug, um seine gelähmte Thätigkeit geduldig zu ertragen, der Staat schien sich ihm in der gefährlichsten Krise zu befinden, und sich sah er für den Einzigen an, der ihn von dem nahen Untergange retten könnte. Daher bot er dem Könige im Jul. 1794 zu wiederholtenmalen mit vieler Zudringlichkeit seine Dienste an, mußte aber die Demüthigung erfahren, daß ihn der Monarch bat, er möchte ihn mit seinen Rathschlägen verschonen. Kein Wunder, daß er nun mit nichts mehr zufrieden war, was in Preußen geschah. Kränklichkeit vermehrte seine üblen Launen, und er starb 1795 in seinem 70sten Lebensjahre, wovon beinahe 50 dem Dienste des Staats gewidmet gewesen waren.

Herzberg war Staatsmann und Gelehrter in einer Person. Viele historische Abhandlungen, die er in der Akademie vorgelesen, dokumentiren seine gründliche Gelehrsamkeit, und im Fache der Deduktionen ist er, nach dem Urtheile eines kompetenten Richters, der wichtigste Schriftsteller, den Deutschland besitzt. „Ein Staatsmann, der, neben der ausgebreiteten Staats- und Weltkenntniß, alte und neue Staatengeschichte, das deutsche Staatsrecht, und was damit in Verbindung steht, genau kannte, die Archive und Befugnisse seines Monarchen viele Jahre studirt, in der Diplomatik sich eine vorzügliche Stelle erworben hat, und sehr geprüfte Kenntnisse besitzt. Dazu kommt noch eine durchdringende Einsicht, die Gegenstände in ihrer eigenthümlichen wahren Gestalt und Würde darzustellen, und ein deutlicher, reiner, körnigter, sehr gedrängter, leichter und überzeugender Vortrag.“ Seine Staatsschriften, die in drei Bänden (in französischer Sprache) zusammen gedruckt worden sind, umfassen die Staatsverhandlungen der preußischen Regierung von 1756 bis zum Jahr 1795, und können als der Codex angesehen werden, in welchem Herzbergs politisches Glaubensbekenntniß abgelegt worden ist. Ein merkwürdiger Zug in seinem politischen Charakter war eine seltene Geradheit und Offenherzigkeit, die ihn aber nicht immer zum sichersten Bewahrer der Geheimnisse des Kabinets machte. Er schätzte die Publicität, wiewohl allzu große Freimüthigkeit im Schreiben und Mißbrauch der Preßfreiheit ihm üble Laune erregten. Zu dem lobenswerthen Gefühl seiner Würde und seines Verdienstes gesellte sich ein Anstrich von Eitel-

keit, ein gewisser Eigensinn, eine übertriebene Empfindlichkeit gegen Widerspruch.

Als Freund der Gelehrsamkeit und der Aufklärung nahm er sich mit patriotischen Eifer der höhern und niedern Bildungsanstalten an. Oefters besuchte er die Schulen selbst, wohnte den Prüfungen bei, war ein aufmerksamer Zuhörer, und übernahm wohl selbst das Geschäft des Lehrers. Vaterlandskenntniß und Vaterlandsliebe schärfte er, als die zwei Hauptgegenstände der öffentlichen Erziehung, bei aller Gelegenheit ein. Mehrere Schulen wurden von ihm ansehnlich beschenkt, er ließ Schulgebäude auf seine Kosten repariren, besoldete eigene Lehrer, und machte sich besonders in dieser Hinsicht um die Berliner Realschule und um das Neu= und Altstettiner Gymnasium sehr verdient. Die Akademie der Wissenschaften lag ihm sehr am Herzen, und da unter Friedrichs Regierung die deutschen Gelehrten durch die französischen fast ganz davon verdrängt worden waren, so suchte er als Kurator die angesehensten Deutschen, und insonderheit berlinische Gelehrte in dieselbe zu ziehen. Landeskultur beförderte er eben so eifrig als gelehrte Anstalten. Die Bewirthschaftung seines eigenen Gutes Britz bei Berlin, wovon er öffentliche Rechenschaft abgelegt, zeichnete sich sehr vortheilhaft aus. Vornehmlich unterstützte er die Seidenkultur aufs nachdrücklichste. Bis zum Jahr 1788, in welchem eine besondere Landseidenbau=Kommission angeordnet und er zum Direktor derselben ernannt wurde, belebte er fast allein den Fleiß der Seidenbauer durch Vorschüsse, Geldbeloh=

nungen und Medaillen, und durch sein eigenes Beispiel auf seinem Gute Britz. In einer Zeit von 18 Jahren wendete er an 10,000 Rthlr. an, um den Seidenbau in die Höhe zu bringen.

Herzbergs häusliches Leben war einfach und bürgerlich. Sein Umgang war großentheils auf Gelehrte eingeschränkt; weder in seinen Sitten noch in seiner Kleidung war etwas [illegible]ziertes und Modisches. Der denkende Mann war in seiner ausdrucksvollen Physiognomie nicht zu verkennen.

Der acht und zwanzigste May.

Gest. George Keith.

Erbmarschall von Schottland.

Keith, bekannter unter dem Namen Mylord Mareschall, stammte aus einer alten angesehenen Familie; er suchte aber seinen glänzenden Ursprung nie geltend zu machen, und führte in dieser Hinsicht öfters die Worte eines alten Landedelmanns an, der bei Gelegenheit der Pest einmal sagte: „Es ist doch eine abscheuliche Krankheit, nicht einmal ein Edelmann ist vor ihr sicher.“

Frühzeitig kam er an den Hof der Königin Anna und war Hauptmann bei der Leibwache. Unter dem berühmten Marlborough zog er mit zu Felde, und that sich sehr hervor; er wurde bemerkt, nur er selbst schien zu vergessen, was er Großes und Gutes gethan hatte. Mit Eifer nahm er sich des unglücklichen Hauses der Stuarte an, und nach dem Tode der Königin Anna, im Jahr 1714, wollte er, an der Spitze der Garde, den Bruder

dieser Prinzessin, der nachher unter dem traurigen Namen des Prätendenten bekannt worden ist, in den Straßen von London zum König ausrufen. Die Jakobiten lobten sein Vorhaben, nahmen aber aus Furcht keinen Theil daran. Im folgenden Jahre glaubte er, daß es ihm besser gelingen würde, und ergriff daher in Schottland die Waffen zum Besten dieses Prinzen. Er suchte zugleich Frankreich und Spanien um Beistand an; ersteres mußte ihm denselben abschlagen, weil es nach einem 14jährigen Kriege der Ruhe bedurfte; aber letzteres zeigte sich günstiger; es sandte ihm viel Schiffe und 6000 Mann Truppen, nebst Waffen für 30,000 Mann. Zum Unglück entstund aber eine Uneinigkeit unter den Heerführern, und der Prätendent mußte sich wieder zu Schiffe begeben. Mylord Mareschall weigerte sich, ihm zu folgen. „Ew. Majestät, sagte er, müssen sich für ihre Freunde zu erhalten suchen; ich aber will das Unglück mit denen theilen, die in Schottland zurückbleiben; ich will sie wieder zusammen sammeln, und anders nicht, als mit ihnen reisen.

Durch ein feierliches Urtheil des englischen Parlaments ward er verurtheilt, das Leben zu verlieren. Er verlohr also alle seine Würden und Aemter, wie auch sein Vermögen, welches alles ihn nicht reute, da er es nicht für seinen König hatte nützen können. Er behielt von allen seinen Besitzthümern nichts als den Titel: Marschall von Schottland. „Diesen Titel, schrieb er einem Freunde, will ich dem König Georg zum Trotz behalten, er kann mir ihn nicht

nehmen, denn ich führe ihn, dies darf er mir nicht übel nehmen, mit gegründeterem Rechte, als er die Krone von Großbritannien besitzt. Dieser Titel war der Titel meiner Väter, und wenn ich ihn nicht verhindern kann, daß er sich König Georg unterschreibt, so will ich mich wenigstens mit seiner Erlaubniß immer Marschall von Schottland unterzeichnen." Er hat sich auch immer so unterschrieben, besonders nach seiner Achtserklärung.

Fünf bis sechs Monate irrte er, immer verfolgt, und immer ruhig, in den Gebirgen und in den kleinen Inseln des nördlichen Schottlands herum. Es war eine große Summe auf seinen Kopf gesetzt, dennoch waren ihm die Bauern, in deren Hütten er sich aufhielt, nach wie vor treu. Mitten in den Gefahren, die sein Leben bedrohten, scherzte der ruhige Philosoph über die Gefahr, und über die Schwierigkeit, ihr zu entgehen.

Mylord Mareschall hatte nicht blos für den unglücklichen Sohn Jakobs II. die Waffen ergriffen, um nehmlich Schottland seinem Könige wieder zu geben, sondern auch um die Vortheile seines Vaterlandes zu vertheidigen, das von England unterdrückt wurde. Als er den Prätendenten zu Edinburg zum Könige ausrief, ließ er ihn schwören, Schottland seine alten Privilegien wieder zu erstatten, die ihm die Königin Anna entwendet hatte. Als er aber sah, daß er nichts mehr nützen konnte, so gieng er mit andern schottischen Offizieren, die Unglück und Gefahren mit ihm getheilt hatten, in spanische Dienste. Man wollte ihn zum General-Lieute-

nant machen, aber er schlug es aus und wollte blos Feldmarschall seyn. „Der König, sagte er, warte, bis ich mich dieser Würde werth gemacht habe.“ Des schönen Klima's wegen liebte er Spanien sehr, selbst auch wegen der Nation, weil er in ihrem Charakter viel ähnliches mit dem seinigen fand, und sie den Prätendenten unterstützt hatte. Oefters machte er Reisen, theils aus Liebe zur Freiheit, theils geheimer Unterhandlungen wegen.

Im Jahr 1744 verließ er die spanischen Dienste, und lebte zu Venedig eingeschränkt, aber von jedermann geschätzt. Aus Liebe zu seinem Bruder, der in russischen Diensten General gewesen war, gieng er nach Berlin. Hier lernte ihn Friedrich der Große kennen, gewann ihn lieb, ertheilte ihm den schwarzen Adlerorden und ernannte ihn zu seinem Gesandten am französischen Hofe. Hier blieb er einige Jahre. Von da war er während des Krieges seines Königs mit Oesterreich nach Spanien gesandt, um dort Friedensunterhandlungen zu pflegen. Während dieser beiden Gesandtschaften hatte ihm der König das Gouvernement von Neuschatel übertragen. Er verlangte aber bald seine Zurückberufung, weil er es schwerer fand, mit Theologen zu thun zu haben, als mit Königen, und erhielt sie auch. Der König ernannte ihm einen Vicepräsidenten, aber er wollte der Stelle lieber ganz los seyn, weil ihm die Zänkereien der Geistlichen zur Last waren; der König gab endlich seinen Bitten nach.

Friedrich hatte ohne Marechalls Wissen bei Georg II. um die Aufhebung seiner Achtserklärung

angehalten. Georg bewilligte seinem Bundesgenossen diese Bitte mit Vergnügen. Er mußte nun eine Reise nach England und Schottland thun. Der König empfieng ihn mit vieler Achtung, und ertheilte ihm auch einen Theil seiner Güter wieder; denn den größten Theil hatte der Fiskus verschlungen. Als er aber nach Berlin zurück kehrte, trat er sein übriges Vermögen gegen eine Rente ab. Der einzige Vortheil, den er von seiner Zurückberufung hatte, war die Sukzession eines Pairs von Schottland, die ihm 30,000 Livres eintrug.

Die lebhaften Beweise der Freundschaft und der Liebe seiner Landsleute rührten ihn so sehr, daß er sein Leben in Schottland zu beschließen wünschte. Friedrich, der ihn ungerne von sich ließ, sagte beim Abschiede zu ihm: „Erinnern Sie sich, wenn es Ihnen in Schottland nicht gefällt, daß Sie hier einen Freund haben, dem Sie immer fehlen werden.“ Nach seiner Abreise schrieb ihm der König einmal: „Wäre ich eine Seemacht, so würde ich Sie aus Schottland entführen: aber ich kann Ihnen nichts reichen, Mylord, als die Arme der Freundschaft; kommen Sie zurück, und werfen Sie sich wieder in ihre Arme.“

Er kehrte auch wirklich in einem Alter von mehr als 70 Jahren nach Berlin zurück, weil ihm das Klima in Schottland zu rauh war. Friedrich ließ ihm in Potsdam ein sehr angenehmes und bequemes Haus bauen, wohin er durch den Garten von Sanssouci gelangen konnte. Er durfte zum Könige kommen und mit ihm speisen, wenn er wollte.

Der König richtete sich sogar mit dem Essen nach ihm, und nach der Tafel hatte er ihm ein Zimmer im Palast eingeräumt, wo Keith ruhen konnte. Als er nicht mehr ausgehen konnte, gieng der König zu ihm, und tröstete sich bei ihm über die Verdrüßlichkeiten des Throns. Er starb 1778, etwa 93 Jahre alt. Er befahl, daß man ihn ohne weitere Ceremonie auf den Kirchhof begraben sollte, und bestimmte ungefähr 18 bis 20 Thaler für Begräbnißkosten. „Ich will, sagte er, für diese Armseligkeit nicht ein Geld verschwenden, das zweckmäßiger für die Armen verwendet werden kann.“

Mareschall war nicht nur ein tapferer Krieger und ein geschickter Staatsmann, sondern auch ein tugendhafter Weiser. Gegen Unglückliche war er sehr wohlthätig, und in seinen Wohlthaten sehr geheim. Er konnte dieser Neigung wohlzuthun desto eher Gehör geben, weil er sehr ökonomisch lebte. In seinem eigenen Hause ernährte er eine Frau, deren Unglück und Tugend ihn gerührt hatten. Seine Bedienten waren seine Kinder, und sie sahen ihn als ihren Vater an.

Der neun und zwanzigste May.

Gest. Gazy, Hassan Pascha.

Türkischer Großadmiral.

Aus dem Stande eines algierischen Matrosen schwang sich dieser Mann bis zur Großadmirals- und Großveziers-Würde des türkischen Reichs, und erhielt sich nicht nur viele Jahre an einem stürmischen, immer von Partheien und Kabalen beunruhigten Hofe, sondern hatte auch bis an seinen Tod den stärksten, wichtigsten Einfluß in die Staats- und Regierungs-Angelegenheiten des großen osmannischen Reichs.

Hassan war zu Smirna geboren, im zweiten Decennium des 18ten Jahrhunderts. Zeitig kam er nach Algier in Seedienste, wurde aber einst von den Spaniern gefangen, und als Sklave in ihr Land geführt. Es glückte ihm einmal, mit einem Pferde die Flucht zu ergreifen, und schon war er an der Grenze des Landes, als beim Uebersetzen über einen Graben sein Pferd ein Bein brach. Aus Mitleiden konnte er sich nicht sogleich von dem Thiere trennen, worüber er von den Spaniern wieder er-

tappt und zurück geführt wurde. Er saß neun Jahre in der Gefangenschaft, kam endlich los, ward in Algier Seesoldat, und in dieser Qualität führte ihn sein Schicksal nach Konstantinopel. Mit guten natürlichen Fähigkeiten und vorzüglich mit seemilitairischen Talenten, die er bei seinen freibeuterischen Landsleuten frühzeitig in etwas ausbilden konnte, ausgerüstet, trat er hier auf einen Schauplatz, wo es ihm nicht fehlschlagen konnte, sein Glück zu machen.

Hassan war anfangs eben so arm an Verbindungen als an Gelde. Beides brauchte er zur Gründung seines Glücks, aber dagegen hatte er keine Beweise seiner höhern oder niedern Geburt nöthig. Die ersten Proben, welche er von seiner Geschicklichkeit ablegte, erregten bald Aufmerksamkeit auf ihn und verschafften ihm zu einer Zeit, wo die Türken auf Verbesserung ihrer Marine, wiewohl am Ende ganz vergeblich, bedacht waren, die Gunst des damaligen Kapitain-Pascha, und einiger anderer Grossen. Er erhielt bald ansehnliche Stellen in der Marine, und daß er das Zutrauen, welches man auf ihn setzte, zu verdienen wußte, bewies er bald, und vorzüglich bei der unglücklichen Niederlage der türkischen Flotte bei Tschesme, wo er selbst schon Kommandeur eines Schiffes war, und durch seine Geschicklichkeit einen kleinen Theil rettete. Dies Verdienst, und die Klugheit, mit der er die Gunst des Divans und des Kapitain-Pascha benutzte, befestigten ihn in dem Wohlwollen seiner Gönner, und früher, als man erwartet hatte, sah man ihn an der Spitze der Marine.

In dieser glänzenden Laufbahn fieng er nun an, in seinem ganzen Umfange wirksam zu werden. Sein erstes Augenmerk war die Verbesserung der Marine, die nach der Verbrennung der Flotte bei Tschesme noch immer in den traurigsten Umständen war. Er ließ sogleich mehrere Schiffe bauen, und verbesserte ihre bisherige unbequeme und ungeschickte Bauart. Die Disciplin seiner Truppen, die wie Janitscharen verwildert waren, stellte er sowohl durch Strenge und Härte, die ihm eigen war, als auch durch Leitung, Geschenke und dergleichen wieder her. Dadurch gelangte er auch zu einer allgemeinen Autorität unter dem Volke und der Landarmee, die ihn eben so sehr fürchtete als liebte. Die jährliche Fahrt seiner Flotte auf dem Archipel, um auf den dortigen Inseln den Tribut zu heben, gab ihm Gelegenheit, seine Truppen besser und geschickter in den Seemanövres zu üben. Er hat selbst mehrere Aufrühre gedämpft, und besonders Morea von den Einfällen der Albaneser befreit, die unter dem Vorwande, gegen einen vermutheten Angriff der Russen zu Hülfe zu kommen, die ganze Halbinsel verwüsteten. Bei der Untersuchung dieser zügellosen Unordnung, und dem Entschlusse des Divans, sowohl Urheber als Theilnehmer auszurotten, gab er zugleich einen Beweis seines guten Herzens und seiner Politik, indem er Vorstellungen dagegen that, und am Ende auch eine völlige Amnestie zuwege brachte, wodurch ein Haufen Flüchtlinge wieder ins Land zurück gebracht wurde, und die Hauptquelle der türkischen Seemacht, die meistens aus jungen Albanesern besteht, unverstopft blieb. In

seinem Gebiete wußte er eine stete Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu unterhalten; seine Anstalten, noch mehr aber seine Gegenwart, unterdrückten jeden Keim des Aufruhrs, und dämpften jeden Ausbruch desselben aufs geschwindeste.

In den letzten Jahren seines Lebens verfolgte ihn das Unglück. Er hielt im Liman bei Oczakow das unglückliche Seegefecht mit den Russen, welches die ganze Kampagne verdarb. Nach dem Tode Abdul-Hamids verlohr er die Admiralsstelle, und wurde General in der Moldau gegen die Russen. Er konnte auch hier nichts ausrichten. Seine Avantgarde wurde vom Fürsten Repnin in die Flucht getrieben, und die ganze Armee wandelte die Furcht an. Er wurde gleichwohl Großvezier, aber er nahm diese hohe Stelle sehr ungerne an. Er hatte sie immer zu vermeiden gesucht, weil er in ihr sein Unglück befürchtete, und so war es auch. Er rieth als Großvezier zum Frieden, den er für nöthig hielt, aber seine Friedensvorschläge wurden in Constantinopel nicht genehmigt, und der Divan beschloß einmüthig die Fortsetzung des Kriegs. Sobald dieser Entschluß dem alten 74jährigen Großvezier zu Schumla bekannt gemacht wurde, so sah man ihn in einen Mißmuth versinken, welchem nur sein schneller Tod ein Ende machte, den er wahrscheinlich durch Gift beschleunigte, im May 1790. Man schließt daraus, daß er sich vielleicht zu weit in Friedensanträge eingelassen, daß er vielleicht Dinge versprochen und versichert habe, die er nun zu halten nicht im Stande war, und daß er bei den Unterhandlungen sich so betragen, daß er seine Ehre und sein Leben in

Gefahr setzte. Sein Tod brachte dem kaiserlichen Schatze eine große Summe Geldes ein, denn er starb ohne Kinder, und so war der Großherr sein einziger Erbe.

Hassan Pascha war ein Mann, würdig, nicht allein in den türkischen Geschichtbüchern als ein Muster rechtschaffener Minister aufgestellt zu werden, sondern der auch in Eurapa bekannter zu werden verdiente. Er schien gleichsam dazu geboren, ein despotisches Kaiserthum mit unumschränkter Gewalt zu beherrschen. In der That beherrschte er das ganze Reich beinahe allein, und ohne *Hofintriken*, ohne Gift und Strang triumphirte er *über seine* Feinde. Seine Absichten waren immer gerecht, und seine Plane die feinste Politik, die ein großes Genie mit einem guten Herzen auszusinnen vermochte. Man sah davon nur die Wirkungen, nie die Triebfeder. Ueber seine Redlichkeit mußte man erstaunen, und da niemand es wagen durfte, ihn zu bestechen, so wurden seine Vorschläge selbst von denen, die dawider waren, ausgeführt, aus Furcht, sie möchten sich sonst verdächtig machen. Er besaß eine Gegenwart des Geistes, alle unglückliche Begebenheiten wieder gut zu machen, die zuweilen wie Inspiration schien. Er redete sehr wenig, aber seine Reden waren Schlußfolgen, oder so in Worten dargestellt, daß man sie für Axiomen nahm. Jedermann konnte bei ihm Gehör haben, und seine Klagen vorbringen. Er schützte alle, die bei ihm klagten, vor der Rache ihrer Feinde. In seiner Religion war er pünktlich, aber kein Feind anderer Religionsverwandten. Er haßte nur die Feinde seines Vaterlandes, wenn Krieg

war; den Ueberwundenen aber begegnete er sanft und edel. Vor starkem Getränke hatte er großen Abscheu, den Luxus suchte er auf alle Weise einzuschränken; er liebte die Kleidung seines Vaterlandes, weil sie männlich ist. Seine Oekonomie war sehr streng, und wohl eingerichtet. Die Dankbarkeit gegen alte Freundschaft trieb er eben so weit, als die Rache gegen seine Feinde. Alle Leute von Kenntnissen wurden von ihm mit ausnehmender Achtung empfangen. Er errichtete zu Constantinopel eine Akademie, wo in der Erdkunde, Astronomie und Navigation Unterricht ertheilt wurde, und ließ 12 junge Leute auf seine Kosten daselbst studiren.

Er war von mittelmäßiger Statur, aber stark und breit von Schultern. Seine Züge waren ohne alle Ausnahme schön, aber stark und männlich. Seine Augen waren zwar nicht sehr blitzend, aber wer ihn ansah, dem schwindelte. Die gute Meinung der Europäer schätzte er höher, als die von seiner eigenen Nation.

Der dreißigste May.

Gest. Alexander Pope.

Der englische Dichter.

Der zierlichste, der korrekteste, und, was viel sagen will, der wohlklingendste Dichter, den England gehabt hat — nach Voltaires Behauptung. Er war am 8ten Jun. 1688 zu London geboren, wo sein Vater als ein angesehener Kaufmann lebte. Schon seine Jugendgeschichte entdeckt uns den Flug dieses Genies von einer Vollkommenheit zur andern. Eine alte Verwandtin lehrte ihn das Lesen sehr zeitig. Das Schreiben lernte er ohne einige Anweisung selbst blos dadurch, daß er gedruckte Bücher mit der größten Genauigkeit abschrieb, Seine schwache Leibesbeschaffenheit und die ungemeine Zärtlichkeit seiner Aeltern erlaubten ihm nicht, die öffentlichen Schulen zu besuchen; aber ein Mann von vielem Verstande nahm seine Erziehung auf sich, und entwickelte mit eben so viel Sorgfalt als Erfolg die Talente seines Zöglings.

Ein außerordentliches Gedächtniß, eine leichte Fassungskraft, ein schneller Geist, der sich alles zu eigen machte, was sich ihm darstellte; das waren die Gaben, die den jungen Pope bald in den Stand setzten, die ersten Funken dieses fast göttlichen Feuers, welches seine Werke beseelt, glänzen zu lassen. Im achten Jahre lernte er Griechisch und Lateinisch mit großer Leichtigkeit, und schon damals fühlte er etwas von den Schönheiten der Schriftsteller, die ihm zur Erlernung der Sprachen in die Hände gegeben wurden. Er war ungefähr 10 Jahr alt, als er in eine öffentliche Schule zu Hydepark gebracht wurde. Hier hatte er Gelegenheit, bisweilen die Schauspiele zu besuchen. Der Anblick der theatralischen Vorstellungen brachte ihn auf die Gedanken, die vornehmsten Begebenheiten im Homer in ein Schauspiel zu bringen. Um die Aufführung seines Stücks war er wenig verlegen. Er überredete die Schüler der obern Klassen, die Hauptrollen zu spielen, und da sie dennoch nicht alle besetzt werden konnten, so mußte der Gärtner des Rektors den Ajax vorstellen.

Allein Pope war so unglücklich, in dieser Schule dasjenige zu verlernen, was er durch den Unterricht seines ersten Lehrers gefaßt hatte. Er bemerkte den Rückgang in den Kenntnissen selbst, und es war ihm daher erwünscht, als er in einem Alter von 12 Jahren mit seinen Aeltern nach Binfield gehen mußte, wo sich sein Vater ein kleines Landhaus gekauft hatte. Hier ward er auf einige Monate einem Priester zur Aufsicht und zum Unterricht übergeben. Allein da der rasche Knabe durch

die Untüchtigkeit und Schläfrigkeit seines Lehrers wenig Aufmunterung zum Fortgang in den Wissenschaften fand, so entschloß er sich — sein eigener Lehrer zu werden. Der ländliche Aufenthalt stimmte mit seiner melancholischen und nachdenkenden Gemüthsart überein. Er nutzte ihn dazu, seinen Durst nach Weisheit aufs möglichste zu stillen, und besonders seine dichterischen Fähigkeiten zu erwecken. Denn es war um diese Zeit, da er seine Ode auf die Einsamkeit dichtete, welche die Engländer den besten Oden des Horaz gleich schätzen.

Popes Genie kam sehr frühzeitig zur Reife. Vielleicht kann man dieses der glücklichen Zusammentreffung verschiedener Umstände seines Lebens zuschreiben. Seine schwächliche Gesundheit bewahrte ihn vor allen Ausschweifungen, durch welche die jugendliche Leibes- und Seelenstärke so sehr entnervt zu werden pflegt. Und selbst sein ungestalteter Körper war auf entfernte Weise zur Ausbildung seiner Geisteskräfte förderlich. Je weniger er durch körperliche Reize sich die Achtung anderer verschaffen konnte, desto eifriger mußte er seyn, diesen Mangel durch die Vollkommenheiten seines Geistes und Herzens zu ersetzen. Und vielleicht trugen seine Vermögensumstände zugleich etwas zu seinem schnellen Fortgang in den Wissenschaften bei. Er hatte ein ansehnliches Vermögen ererbt, wodurch er vor dem Mangel und der Abhängigkeit bewahrt wurde. Diese äußerlichen Umstände, nebst so vielen andern Hülfsmitteln, wodurch die angeborne natürliche Stärke des Genies unterstützt und erhöht wurde, beschleu-

nigten seinen raschen Fortgang in den Wissenschaften: so daß er in seinem Jünglingsalter schon mehr leistete, als Männer zu leisten vermögend sind.

In seinem 14ten Jahre schrieb er seinen Polyphem, eine Nachahmung der Verwandlungen des Ovid; im 16ten gab er Hirtengedichte heraus, die man ohne Bedenken denen des Theokrit und des Virgil an die Seite setzte. Die Engländer betrachteten ihn schon damals als einen der besten Dichter, und der junge Pope bestätigte immer mehr dieses Urtheil. Seine Uebersetzung des vierten Buchs der Thebaide von Statius; sein Messias, ein geistliches Gedicht, und seine prächtige, mit gelehrten Noten begleitete Uebersetzung des Homers in englischen Versen, erhielten den allgemeinsten Beifall. Ganz England subscribirte auf diese letztere Uebersetzung, und er erwarb sich dadurch so viel Vermögen, daß er, auf einem Gute zu Twikenham, in der Nachbarschaft Londons, in erwünschter Unabhängigkeit, leben konnte. Denn man berechnet, daß ihn Homer hundert tausend Thaler eintrug.

Die Engländer verdienen vor allen neuern Nationen in der Lehrpoesie unstreitig den Vorzug; und Pope in allem Betracht die erste Stelle unter ihren Lehrdichtern. Sein Versuch über den Menschen ist desto meisterhafter und einziger in seiner Art, je schwerer es war, solch einen philosophischen Stoff, solch eine Reihe von Schlüssen und Beweisen, durch einen blühenden dichterischen Vortrag zu beleben. Sein Versuch über die Kri-

tik, ein artistisches Lehrgedicht, verräth einen so weiten Umfang von Einsichten, so viel feinen Scharfsinn, so viel genaue Menschenkenntniß und eine so vertraute Bekanntschaft mit der alten und neuen Literatur, als man nicht leicht im reifsten Alter und durch die längste Erfahrung zu erreichen vermag. Und doch schrieb es Pope schon in seinem zwei und zwanzigsten Jahre.

Der Neid, der sich so gern an große Namen hängt, brach wider ihn los. Ein Schwarm kleiner Geister griff seine Geschicklichkeit und seinen Körper an; man gab vor, er verstehe nicht griechisch, weil er häßlich und bucklicht wäre. Man nannte ihn in kritischen Schriften einen Esel, Ungeheuer, Menschenmörder, Giftmischer und Verräther. Aber Pope blieb seinen Feinden nichts schuldig, und bestrafte sie mit den bittersten Satyren, wozu er keine geringe Anlage hatte. Die Hauptsatyre gegen seine Feinde war die berühmte Dunciade. — Er starb, wie er gelebt hatte, in dem Bekenntnisse des katholischen Glaubens, den 30sten May 1744.

Pope begnügte sich nicht, die Moral in seinen Werken zu lehren; er übte sie auch aus, und erfüllte mit der größten Gewissenhaftigkeit die Pflichten des Sohnes, des Bürgers und Freundes. Man gab ihm ein wenig Geiz schuld; auch machte man ihm den Vorwurf, daß er eitel, spöttisch und zur Satyre geneigt sey. Sein Körper war so gebrechlich, daß er sich weder an= und auskleiden, noch ohne Hülfe anderer zu Bette gehen konnte. Er konnte nicht eher aufrecht stehen, bis ihm eine Art

von Schnürbrust von steifer Leinwand umgeschnürt war; denn die eine Seite war ihm fast bis an den Rückgrat zusammen gezogen. Er brauchte viel Aufwartung, war aber auch gegen die Mägde im Hause sehr freigebig. Sie warteten ihn des Nachts, brachten ihm des Morgens seinen Schreibtisch ans Bette, machten ihm sein Kaminfeuer, zogen ihm seine Strümpfe an u. s. w. Den Tag über ließ er sich zu verschiedenen Malen Kaffee machen, um den Kopf über den heißen Qualm zu halten, woran er wider die heftigen Kopfschmerzen, die seine gewöhnliche Plage waren, ein kurzwährendes Linderungsmittel hatte.

Der ein und dreißigste May.

Gest. Franz Maria Arouet von Voltaire.

Mitglied der französischen Akademie.

Unter allen Menschen des 18ten Jahrhunderts ist wohl keiner so sehr gelobt, und keiner so sehr getadelt worden, als Voltaire, und kein Mensch hat vielleicht beides so sehr verdient, als dieser außerordentliche Mensch, der am 20sten Febr. 1694 zu Paris geboren wurde, wo sein Vater ein angesehener Advokat war. Wißbegierde, muntere Einfälle und Genieäußerungen zeichneten den Knaben früh aus, und einige Verse, die er im 12ten Jahre schrieb, erregten allgemeines Aufsehen. Nicht älter als 17 Jahre war er, als er den Oedip verfertigte, ein Trauerspiel, das in einem Jahr 45 Mal aufgeführt wurde. Man bewunderte ihn zu Paris; aber man beneidete ihn auch, und die Ka-

bale brachte es dahin, daß er in die Bastille wandern mußte, wo er über Jahr und Tag schmachtete. Hier, ohne Feder und Dinte, entwarf er den Plan seiner Henriade, machte ganze Gesänge, (unter andern den zweiten, woran er auch keinen Vers nachher ausstrich) fertig, und gieng als epischer Dichter hinaus, da er als dramatisch-lyrischer hinein gegangen war.

Nur kurze Zeit genoß Voltaire in Ruhe des öffentlichen Beifalls. Seine satyrische Feder brachte ihn von neuem in die Bastille, er mußte mehrmals Paris verlassen und gieng 1727 nach England, wo er 3 Jahre zubrachte, durch den Druck seiner Henriade Geld und Achtung erwarb, auch selbst in englischer Sprache einige Aufsätze drucken ließ. Nach seiner Rückkunft schrieb er die Geschichte Karls XII., welche von halb Europa mehr verschlungen als gelesen wurde. Der Ertrag seiner Schriften, die Erbschaft von seinem Vater, ein großer Gewinn bei der Lotterie, und sehr glückliche Handelsentwürfe machten ihn nach und nach zum reichsten Dichter auf der Erde.

Im Jahr 1731 gab er philosophische Briefe heraus, die — vom Henker verbrannt wurden. Die Strafbesorgnisse, die Voltaire ausstund, hielten ihn vorläufig ab, weiter über religiöse Gegenstände zu schreiben; er verfaßte dramatische Schriften. Sein unruhiger Geist und seine freie Denkungsart versetzten ihn aber bald in eine neue kritische Lage. In vielen Broschüren hatte man ihm das Genie eines epischen Dichters abge-

sprochen. Dies reitzte seine Ehrgierde. Er schrieb ein neues episches Stück, die berüchtigte Pucelle d' Orleans. Schon war der Befehl gegeben, ihn zu arretiren, als er glücklich nach dem Schlosse Cirey, an der Grenze von Champagne entfloh, wohin ihn die Marquisin von Chatelet, die sich ganz mit den Wissenschaften beschäftigte, eingeladen hatte. Hier lebte er mehrere Jahre in glücklicher Stille und Verborgenheit, bis er wieder nach Paris zurück kommen durfte, wo er endlich 1746 erhielt, wornach er 15 Jahre lang gestrebt hatte — eine Stelle in der Akademie. Um eben die Zeit wurde er Historiograph von Frankreich und wirklicher Kammerherr bei Hofe; nach ein paar Jahren gieng er an den Hof des liebenswürdigen Königs Stanislaus nach Lüneville, und fand in dessen Paläste, was man so äußerst selten bei Fürsten findet, Ruhe, Stille, Freiheit. Nanine, Babouc, diese feine Schilderung von Frankreichs Hauptstadt; und Zadig, der lieblichste aller kleinen Romane, wurden hier geboren. Er verließ nach zwei Jahren einen König, und wurde bald wieder zu einem andern gerufen. Friedrich der Große, der seit vielen Jahren mit ihm Briefe gewechselt, und ihn öfters zu sich eingeladen hatte, bewog ihn endlich, nach Potsdam zu kommen. Er wurde wie ein Prinz empfangen, erhielt königliche Equipage und Bedienung, speiste gewöhnlich des Abends mit Friedrich, und war die Freude des Monarchen und der Gesellschaft. Allein dies goldene Zeitalter dauerte kaum ein Jahr. Ein unglücklicher Streit mit

Maupertuis, den er um die Gunst des Königs beneidete, bewogen ihn, ins Vaterland zurück zu kehren. Auf der Rückreise ließ ihn der König, über den er sich unvorsichtig geäußert hatte, in Frankfurt am Mayn arretiren. Er mußte den Kammerherrn-Schlüssel, den Orden des Verdienstes und die poetischen Manuscripte des Königs ausliefern, jeden Tag die Wache und andere Anstalten mit 140 Reichsthalern bezahlen, und erhielt darauf nach einmonatlicher Zurückhaltung seine Freiheit wieder.

Nach dieser Gothisch-Vandalischen Geschichte, wie Voltaire sie nannte, gieng er nach Lothringen, von da nach Lyon, und endlich ließ er sich in Forney am Genfersee nieder. Dieser Ort war, als er ihn kaufte, eine Einöde, er baute ihn, und zog eine Menge Künstler und Handwerker dahin. Hier schrieb er verschiedene Schriften wider den Aberglauben, Fanatismus und den Ketzergeist, unter andern sein Dictionnaire philosophique. Dies aber schien dem Pariser Parlamente so irreligiös, daß es dasselbe verbrennen ließ.

Dreißig Jahre war nun Voltaire nicht in dem Paris gewesen, das er sonst kaum ein Jahr entbehren konnte. In seinem 84sten Jahre (im Winter 1777) begab er sich dahin. Seine Ankunft wurde ein Fest der Freude für den ersten und größten Theil der Stadt. Die Könige von Dänemark und von Schweden, und der Kaiser, die einige Zeit vorher da gewesen waren, hatten kein solches Aufsehen erregt. Man sprach von nichts

als

als von Voltaire; alle Minister, alle Höflinge, alle Gelehrte warteten ihm auf. Allein er genoß dieser Ehrenbezeugungen nicht lange, und wahrscheinlich starb er am 31sten May an den Wirkungen des Kaffee's und Opiums. Er arbeitete nehmlich sehr eifrig an der Verbesserung des Trauerspiels Irene, und nahm, zur Vertreibung des Schlafs und zur Belebung der Sinne, täglich gegen 50 Tassen Kaffee. Die heftige Unruhe, welche dadurch in seinem Blute entstand, wollte er durch Opium stillen. Dies hatte einen Schlag zur Folge.

Voltaire war nichts weniger als hübsch, ein schlanker, hagerer Mann, eher groß als klein, und von sehr trockener Leibesbeschaffenheit. Sein Auge war feurig, und sein Blick scharf und durchdringend. In seinen Gesichtszügen herrschte Scherz, mit etwas Bosheit vermischt; seine Gesellschaft war sehr angenehm. In seinen Gesprächen und Sitten besaß er die Kunst, die Annehmlichkeit eines Aristipps mit dem cynischen Geist eines Diogenes zu vereinigen. In der Freundschaft war er ziemlich unbeständig. Immer Hofmann, selbst in seiner philosophischen Einsamkeit, vergaß er auch da nicht, der aufsteigenden Sonne zu opfern, und Männer, die dem Glücke im Schoße saßen, mit seinem Weihrauch und Schmeichelei fast zu ersticken. Unruhig und veränderlich in allen seinen Unternehmungen, konnte sein Charakter unmöglich eine gewisse Stetigkeit haben. Auf Menschlichkeit und Herzensgüte machte er zwar große Ansprüche, er unternahm und vollendete auch die edelsten Handlungen,

die angebornen Vorrechte des Menschengeschlechts zu vertheidigen und wieder herzustellen; nimmt man aber, ohne sich von den glänzenden Farben dieser scheinbaren allgemeinen Menschenliebe blenden zu lassen, das moralische Prisma zur Hand, so kann man mit aller Liebe und Aufrichtigkeit die gemachten traurigen Erfahrungen nicht wegwischen, daß auch hier außerordentliche Eitelkeit und unbegrenzter Geiz immer ihren unreinen Ausfluß mit diesen schönen Lichtstralen vermischten.

Seine literarischen Verdienste sind sehr verschieden, denn er verbreitet sich in seinen zahlreichen Schriften fast über alle Gegenstände des menschlichen Wissens, über Geschichte und Metaphysik, über schöne Wissenschaften und Geometrie, über Astronomie und Romane, über Schauspiele und Physik, mit gleicher Leichtigkeit und Anmuth. Als dramatischer Dichter war er der erste und vollkommenste unter den Franzosen. Seine Tragödien stehen im Ganzen den Racineschen nach, übertreffen sie aber bei weitem in Schilderung des Herzens und der Leidenschaften. Voltaire brachte nur interessante Gemählde auf die Bühne, und war in mannigfaltiger Darstellung unerschöpflich und über alle erhaben. Sonderbar aber ist es, daß er mit seiner überströmenden und reichhaltigen Ader von Scherz und guter Laune als Lustspieldichter nur mittelmäßig war. Seine Henriade behauptet als historisches Gedicht einen ruhmvollen Rang wegen ihrer häufigen einzelnen schönen Stellen, und ihrer trefflichen Versifikation. Von weit größerm Werth aber sind

seine vermischten Gedichte, worin ihn kein anderer Dichter übertrifft, und vielleicht keiner völlig erreicht. Meisterhaft sind seine Erzählungen, seine poetischen Briefe, seine Satyren und vornehmlich seine didaktischen Gedichte.

Als Prosaiker hat er noch nicht seines gleichen gehabt. Reinigkeit der Schreibart, Richtigkeit des Ausdrucks, Reichthum der Gedanken, Klarheit und Energie der Darstellung, Feinheit der Wendungen, Munterkeit, Adel, das alles findet man in seiner Prose, verbunden mit Leichtigkeit, Natur und bewundernswürdiger Kunst, sich alle Gegenstände nahe zu bringen. Immer wird man seine Romane mit großem Vergnügen lesen; Zadig bleibt stets ein Meisterstück in seiner Art; Candide ist die witzigste Verspottung des Optimismus; am vollkommensten aber ist vielleicht der Ingenu. Sein historisches Meisterwerk, wodurch er sich einen sehr hohen Rang unter den besten alten und neuern Geschichtschreibern erwarb, und hier selbst mehr noch, als in seinen Schauspielen und Romanen, Schöpfer einer neuen Gattung wurde, ist sein Siècle de Louis XIV. und vornehmlich das zu Anfange desselben entworfene herrliche Gemählde von dem damaligen Zustande Europens. Mindern Beifall erhielt er durch seine allgemeine Weltgeschichte. Die Philosophie war sein Abgott, seine Leidenschaft, und er verstund darunter den Haß alles dessen, was ihm Vorurtheil hieß. Viele aufgeklärte Begriffe und Gesinnungen brachten seine Schriften mehr in Umlauf, besonders in Hinsicht auf Litera-

tur, Erziehung, Regierung, Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit. Zum Unglück aber wußte er sich, besonders in Ansehung der Religion, nicht in den gehörigen Schranken zu halten. Sein Haß gegen das Christenthum wurde zuletzt ganz allgemein, und riß ihn oft zu den größten Ungereimtheiten und Unanständigkeiten hin.

Der erste Junius.

Gest. Peter Joseph Desault.

Oberwundarzt am Hotel de Dieu zu Paris.

Heil dem Andenken des Edlen, der seine Zeit und Kräfte darauf wandte, die Gebrechen des menschlichen Körpers zu heilen, der mit seinem Pfunde treulich wucherte, und seine Einsichten und Erfahrungen, als ein kostbares Vermächtniß, der Nachwelt überließ. Er war ein Wohlthäter seiner Zeitgenossen, und auch die Nachkommen genießen die Früchte seines Fleißes und seines Genies.

Desault war der Sohn bemittelter Landleute zu Magny-Vernois in der Franche Comte'. Jesuiten waren die Lehrer seiner Jugend, und als er ihre Schule verließ, suchte er eine Stelle in dem Militair-Hospital zu Beford, wo er drei Jahre lang die Elemente der Chirurgie studirte. Schon hier übersetzte er das bekannte Werk von Borelli: De motu animalium, und versah seine Uebersetzung mit einem weitläuftigen Kommentar, worinn er die von Borelli auf die thierische Bewegung angewandte mathematische

Berechnung noch viel weiter ausführte. Man wünschte den fleißigen Schüler an dem Hospital zu erhalten, aber er wählte sich statt dieser engen Sphäre zu seinem Aufenthalte Paris, wo damals mehrere große Wundärzte glänzten. Hier fand er sich auf einem Schauplatze, wo er seine Kenntnisse erweitern, und das in ihm keimende Talent entwickeln konnte. Besonders beschäftigte ihn die Anatomie fast 2 Jahre lang ununterbrochen. In Ermangelung menschlicher Kadaver übte er sich an Thieren, und verschaffte sich hierdurch nicht gemeine Kenntnisse in der vergleichenden Anatomie. Da er in den Hospitälern keine bedeutende Operation versäumte, so erwarb er sich in wenig Jahren eine Reihe von Erfahrungen, die bei einem gewöhnlichen Wundarzt nur eine vieljährige Uebung seiner Kunst zu gewähren pflegt.

Bald trat Desault als Lehrer auf, und seinen anatomischen Vorlesungen strömten eine Menge Zuhörer zu, von denen der größte Theil ihm an Jahren weit überlegen war. Sein Ruf verbreitete sich in Kurzem, und es wäre ihm leicht geworden, durch die Praxis ein ehrenvolles Auskommen zu erwerben. Aber er war stets der Meinung, daß ein junger Wundarzt, der sich dereinst dem Unterricht mit Nutzen widmen wolle, sich nicht zu früh durch die Praxis müsse zerstreuen lassen. Das Kollegium der Wundärzte nahm ihn im Jahr 1776 zu einem ordentlichen Mitgliede auf; und noch früher wurde er bei demselben zum öffentlichen Lehrer der Anatomie ernannt — eine Auszeichnung, die er nur seinen anerkannten Verdiensten zu danken hatte. Die Zahl seiner Schüler nahm immer

zu; Ordnung und Bestimmtheit zeichneten seinen Vortrag ganz vorzüglich aus, und er suchte weniger neue und glänzende Entdeckungen zu machen, als vielmehr den jungen Wundärzten nützlich zu werden.

Erst im Jahr 1778 fieng Desault an, da er Chef eines großes Hospitals wurde, seine Kenntnisse in der ausübenden Wundarzuei in Anwendung zu bringen, und der Erfolg war sowohl für die Kranken, die seiner Besorgung anvertraut wurden, als den Fortschritten, welche die Kunst dadurch erhielt, gleich ersprieslich. Die verbesserte Behandlung der Knochenbrüche beschäftigte damals mehrere französische Wundärzte, fast alle hatten das unzulängliche der ältern Bandagen anerkannt; aber er war der erste, der wesentliche Verbesserungen bekannt machte. Als Vorsteher der Charite' verbesserte er mehrere bis dahin sehr unzweckmäßige Bandagen, besonders die bei Arm- und Beinbrüchen üblichen: bei den Brüchen des Vorderarms führte er die von Petit erfundene Bandage mit einigen Veränderungen wieder ein; auch machte er hier zuerst einen verbesserten Verband bei der Hasenscharte bekannt. Ueber die Amputation, die bis dahin in den französischen Hospitälern oft ohne Noth vorgenommen wurde, dachte er sehr verschieden von seinen Kollegen: nur in den Fällen, wo ohne dieselbe das Leben des Kranken in Gefahr stund, nahm er sie vor.

Als Oberwundarzt am Hotel de Dieu, seit 1785, verbesserte er sowohl die Behandlung der Kranken, als den chirurgischen Unterricht, besonders hatte das klinische Institut unter seiner Anführung den schnellsten Fortgang. Die Anzahl der Zuhörer war gewöhnlich

zwischen 5 und 600; unter diesen befanden sich nicht selten ein Drittheil Fremde, die sein Ruf nach Paris zog. Jeden Morgen wurden die Kranken der ärmern Klasse, die der chirurgischen Hülfe bedurften, zur Konsultation in dem öffentlichen Amphitheater zugelassen, und von den Zuhörern in seinem Beiseyn befragt, die Konsultation selbst aber umständlich motivirt, und die vorgeschlagenen Hülfsmittel in Anwendung gebracht. Alsdann verlasen die im Hotel de Dieu angestellten Wundärzte ein Verzeichniß derjenigen Kranken, die den nehmlichen Tag das Hospital verlassen sollten: der Zustand des Kranken beim Eintritt in dasselbe nebst dem, was während der Kur etwa Merkwürdiges vorgefallen, ward dabei jedesmal umständlich angezeigt. Hierauf folgten die Operationen, der Haupttheil von Desaults Unterricht. Vor Eintritt des Kranken in den Operationssaal ward zuerst über den Gesundheitszustand des zu operirenden Kranken umständlich gesprochen, und die Folgen der Operation angezeigt; alsdann verrichtete Desault die Operation, mit Beihülfe einiger beim Hospital angestellten Wundärzte, in Gegenwart der Zuhörer. Nach beendigter Operation wurde jeden Tag über die im Hospital sich vorfindenden merkwürdigen Krankheiten gesprochen, oder auch die Folgen der Operationen, die einige Tage zuvor waren angestellt worden, mit allen Nebenumständen angezeigt. Die Oeffnung der Kadaver, wenn dadurch über diese oder jene Krankheit einiges Licht verbreitet wurde, oder auch irgend eine andere pathologische Materie machte den Beschluß.

Desault hat sich um die Wundarzneikunst durch die Verbesserung mehrerer Operationen, und die Erfindung oder auch zweckmäßigere Abänderung verschiedener Instrumente verdient gemacht. Manche von den Alten mit Nutzen angewandte Methode, die man in Frankreich aus übelverstandener Neuerungssucht vernachlässigt hatte, ward von ihm, und größtentheils mit Glück, wiederum eingeführt. Er war einer der ersten Wundärzte in Frankreich, der die Gegenwart des beweglichen Knorpels in den Gelenken kennen lehrte, und die Extraction desselben unternahm. Man verdankt ihm eine sehr nützliche Scheiden-Pincette, bei der Operation der Mutter- und Nasen-Polypen: ferner ein Instrument, um die Verwachsungen in der Harnröhre zu durchschneiden: auch hat er die Operation der Mastdarm-Fistel, durch eine zweckmäßigere und leichtere Behandlung gar sehr verbessert und mehr dergl. Bei seinem unbegrenzten Eifer für die Vervollkommnung der Anstalt, deren Vorsorge ihm anvertraut war, und den überhäuften Beschäftigungen, die damit verbunden waren, blieben ihm kaum ein paar Stunden täglich übrig, um seine auswärtigen Patienten zu besuchen. Diesem Umstande ist es vielleicht zuzuschreiben, daß er bei seinem großen Rufe doch nicht reich wurde.

Desault lebte so ganz für seine Kunst, daß er sich wenig um die politischen Stürme bekümmerte, die in seinem Vaterlande ausbrachen. Aber man ließ ihn deswegen nicht in Ruhe, sondern beschuldigte ihn des Moderatismus, und erklärte ihn für einen verdächtigen Mann. Er wurde im May 1794 von seinen Funktionen entsetzt, durch einen Trupp bewaffneter Sanscu-

lotten im Hotel de Dieu gefangen genommen, und nach dem Luxenburg gebracht. Hier blieb er aber nur drei Tage, denn die Menge seiner Schüler bestürmten die Richter so heftig, daß er wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Er versah von diesem Zeitpunkte an seine Geschäfte mit dem nehmlichen Eifer, wie zuvor. Mit vieler Kaltblütigkeit sah er die vielen, von der Revolution unzertrennlichen Auftritte an, als aber die Ereignisse im April 1795 eine Rückkehr der ehemaligen Robespierrischen Regierung befürchten ließen, so wurde seine Standhaftigkeit auf eine ungewöhnliche Weise erschüttert. Seine Lieblingsbeschäftigungen hatten jetzt weiter keinen Reiz für ihn, selbst der Zuspruch seiner Freunde, in deren Cirkel er sonst äußerst heiter war, konnte ihm seine Lage nicht erträglich machen. Er bekam ein bösartiges Fieber, an dessen Folgen er in der Nacht vom 1sten Jun. 1795 starb.

Desault war von mittelmäßiger, untersetzter Gestalt und dauerhaftem Körperbau. Er war hitzig und zuweilen auffahrend, aber sonst ein sehr rechtschaffener Mann. Das Iournal de Chirurgie, welches unter seiner Aufsicht herauskam, ist auch in Deutschland (Desaults chirurgische Wahrnehmungen 10 Bände 1791 — 1801) rühmlich bekannt, und sein chirurgischer Nachlaß, den Bichat herausgab und Wardenburg verdeutschte, bewährt durchaus das ächt praktische Genie des verdienstvollen Verfassers.

Der zweite Junius.

Gest. Wilhelm Murray, Graf v. Mansfield.

Lord = Oberrichter von England.

Wilhelm Murray, Graf von Mansfield, einer der größten Rechtsgelehrten des 18ten Jahrhunderts, war am 2ten März 1705 zu Perth in Schottland geboren. Schon in seinem 3ten Jahre kam er nach London; hier legte er in der Westminsterschule den Grund zu seiner Bildung, und gab frühzeitige Proben von seinen ungemeinen Fähigkeiten besonders in öffentlichen Reden. Er gieng 1723 nach Oxford, nahm daselbst 1727 den Grad eines Baccalaurs an, und machte sich durch einige lateinische Verse auf den Tod Georgs I. ehrenvoll bekannt. Als er die akademischen Studien vollendet hatte, machte er eine Reise durch Europa, um neben seinen Büchern nun auch Menschen und Sitten zu studiren.

Die Talente und Vorzüge Murray's wurden nach seiner Rückkunft bald so bekannt, daß die ersten Männer der Nation ihn hervorzogen; besonders betrachtete Pope diesen aufsteigenden Stern mit der zärtlichsten Vorliebe, und eine seiner schönsten Episteln ist an denselben gerichtet. Er wurde schon 1731 in die Schranken gerufen, und sah sich sogleich in die wichtigsten Geschäfte verwickelt. In einem Alter, wo sich die meisten Advokaten erst nach einer Anstellung umsehen, war Murray schon die Seele des ganzen Gerichtshofs, und kein Fall von Bedeutung kam vor, wo sich die Partheien nicht eifrigst um seinen Beifall bemüht hätten. Im Jahr 1742 ward er zum Solicitor-General ernannt, nachdem er vorher den Rang eines königlichen geheimen Raths erhalten hatte; um eben diese Zeit wurde er Parlamentsglied, und er nahm wirksamen Antheil an allen Debatten von Wichtigkeit, bis er in der Folge ins Oberhaus versetzt war. Im Jahr 1754 wurde er Attorney-General, und während der Führung dieses Amts übernahm er so manchen Civil- und Criminalfall für den König, ohne je einen zu verlieren, weil er als unverrückte Regel festsetzte, daß der König stets rechtmäßige Sachen haben sollte, und weil er die Sache sogleich aufgab, sobald sie im mindesten zweifelhaft schien.

Im November 1756 ward Murray zum Lord-Oberrichter der Königsbank erwählt, und gleich darauf zum Pair von Großbritannien, unter dem Titel eines Barons Mansfield ernannt. Um

eben diese Zeit versetzte ihn der König in seinen geheimen Rath. Mit ihm kam eine brennende Thätigkeit und Betriebsamkeit in die Königsbank. Nichts blieb unentschieden; jedes Gewebe, von der schlauesten Arglist geflochten, durchsah und zerriß der Blitz seines Auges. Meister in allen Arten von Geschäften, die er vornahm, in jeder Materie, die in seinen Bezirk gehörte, war es ihm eigen, die verwickeltsten Fälle mit Ruhe zu durchschauen, und sie mit Klarheit und Präcision andern vorzutragen. Seine Beredsamkeit war unwiderstehlich, seine Stimme von ausnehmender Harmonie, seine Akzion voll Anstand und Würde, seine Sprache durchaus rein, sein Styl stark, nervigt und klar; seine Fassungskraft von Natur schnell, und sein Gedächtniß ungewöhnlich scharf, so daß er aus dem Stegreif Fälle aus den besten Quellen beibringen, und sie mit Evidenz auf den vorliegenden anwenden konnte. Auch im geheimen Rathe verließ man sich fast ganz allein auf seinen Ausspruch in Bestimmung aller Streitigkeiten, welche die Kolonie, oder Prisen betrafen. Die Genauigkeit, Unpartheilichkeit und Schnelle, womit er die letztern entschied, wurden von aller Welt bewundert, und hatten sich im In- und Auslande der allgemeinsten Billigung und Zufriedenheit zu erfreuen. Aber nicht nur auf der Königsbank, sondern auch im Oberhause vertheidigte dieser edle Richter stets die Duldung und Religionsfreiheit, und zeigte sich als den unerbittlichsten Feind gegen alle Art von fanatischer Verfolgung.

Im Jahr 1757 veranlaßte der schlechte Erfolg des Krieges, der damals eben angefangen hatte, eine Veränderung in der Administration, und der Kampf der Partheien machte es unter den damaligen Umständen der Krone unmöglich, ein neues Ministerium aufzustellen. Um daher der Heftigkeit beider Partheien Einhalt zu thun, ward dem Lord Mansfield am 8ten April das Amt eines Kanzlers der Schatzkammer übertragen, welches er bis zum 2ten Jul. desselben Jahrs bekleidete. In dieser Zeit arbeitete er mit großem Erfolge an der Hervorbringung einer Coalition, welche hernach eine Reihe von Ereignissen herbei führte, die Großbritannien auf den höchsten Gipfel der Macht und des Glücks empor hoben. In eben diesem Jahre schlug er das ihm angetragene Amt eines Lord-Kanzlers aus, und in der Folge wurde er zum Grafen von Mansfield ernannt.

Die Schwachheiten des Alters nöthigten ihn endlich, sich auf einige Monate von dem Gerichtshofe der Königsbank zu entfernen, und am 3ten Jun. 1788 legte er den hohen Posten eines Lord-Oberrichters von England nieder, nachdem er solchen 31 Jahre und 7 Monate verwaltet hatte. Von der Zeit seiner Abdankung an nahmen seine körperlichen Kräfte sehr merklich ab; seine Seelenkräfte behielt er fast bis an sein Ende ohne Nachlaß. Zurückgezogen aus dem Gewirre des geschäftigen Lebens, nahm er noch immer den lebendigsten Antheil an der Wohlfahrt seines Vaterlandes. Besonders fesselten die staunenswerthen Erscheinungen der fran-

zösischen Revolution seine ganze Aufmerksamkeit, und er folgte ihnen bis an seinen Tod am 2ten Jun. 1793. Ungefähr eine Woche zuvor war er in eine Art stiller Apathie verfallen. Nach seinem ausdrücklichen Willen wurde er in der Stille in der Westminster-Abtei beigesetzt. Sein Gut bei Ken-Word, und die Masse seines Vermögens, das sich auf 300,000 Pfund Sterling belief, vermachte er seinem Neffen, dem gegenwärtigen Grafen.

Als Rechtsgelehrter war Graf Mansfield unstreitig der erste Mann seines Zeitalters in England. Als Gesetzgeber, in Betreff des Handels, wird sein Andenken in einem Handel treibenden Lande immer verehrt werden. Seine Talente können in zwei Klassen getheilt werden: er besaß große Gelehrsamkeit, richtige Einsichten und gründliche Literatur; in der Argumentation war er glänzend, überredend und einnehmend, hatte eine ungemein scharfe Penetration, und war jedem Geschäfte gewachsen, das in seiner Jurisdiktion vorfiel. Sein Wohlwollen im Privatleben war der Vortrefflichkeit seines öffentlichen Charakters gleich, und seine offenen und angenehmen Sitten waren vollkommen die Sitten eines wohlerzogenen englischen Gentleman. Von seiner Uneigennützigkeit verdient bemerkt zu werden, daß er vom letzten Könige nie eine Concession oder ein Emolument weder für sich, noch für jemand von den Seinigen annahm, und als denjenigen, welche durch den

schrecklichen Aufruhr im Jahr 1780 litten, ihr Verlust aus dem öffentlichen Schatze ersetzt werden sollte, schlug er jede Vergütung edelmüthig aus, obgleich sein Haus nebst seiner schönen Bibliothek, Handschriften und andern unschätzbaren Kostbarkeiten verbrannt war.

Der

Der dritte Junius.

Gest. Ritter Hieronymus Tiraboschi.

Oberbibliothekar des Herzogs von Modena.

Tiraboschi, einer der größten neuern Gelehrten Italiens, war am 28sten Dezember 1731 zu Bergamo, von angesehenen bürgerlichen Aeltern geboren. Den Grund zu seinen Studien legte er in seiner Vaterstadt, und frühe schon gab er Merkmale eines aufgeweckten Geistes und musterhafter Sitten. In seinem 15ten Jahre trat er in den Jesuitenorden, in welchem er bis zu dessen Aufhebung blieb, und für den er auch nachher noch viel Liebe und Anhänglichkeit zeigte. Die Beschuldigung, daß ihn diese Vorliebe bei seinen historischen und literarischen Forschungen zuweilen irre geleitet, ist vielleicht nicht ganz ungegründet. Mit Ruhm bekleidete er in verschiedenen Städten Italiens Lehrstellen seines Ordens, und wurde darauf zum Professor der Beredsamkeit auf der mailändischen Universität di Brera ernannt.

In der reichen, bevölkerten, kultivirten Stadt Mailand fehlte es ihm nicht an Bewunderern seines feines Geschmacks und seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, und bei Vornehmen wie bei Geringen erwarb er sich viel Liebe durch sanftes und angenehmes Betragen. Franz III., Herzog von Modena (Oberstatthalter in Mailand,) lernte bald Tiraboschi's Verdienst einsehen, und bestrebte sich ihn als seinen Bibliothekar in Modena anzuwerben, überzeugt, daß er in die Fußstapfen seiner berühmten Vorgänger (Muratori, Zaccaria, Granelli) in dieser Stelle treten würde. Tiraboschi hatte schon verschiedene Werke heraus gegeben, die ihm Ehre machten, z. B. das von ihm beinahe ganz umgeschmolzene italienische und lateinische Vokabularium des P. Mandosio, und einige theils lateinische, theils italienische in der Brera gehaltene Reden, die von feinem guten Geschmack zeugten; ob er gleich darinn noch nicht den weiten Umfang seiner Kenntnisse und die feine Kritik in Untersuchung alter Denkschriften, wodurch er so berühmt geworden, zeigen konnte. Die eigentliche Grundlage seines Ruhms war seine in den Jahren 1766 bis 1768 in 3 Bänden erschienene Geschichte der Humiliaten, wo er mit großer Belesenheit und schätzbaren Denkmalen die Geschichte eines Ordens erläuterte, der viele Jahrhunderte in Italien blühte, nachher aber in Verfall gerieth, und 1571 von Pius V. aufgehoben wurde. Dieses Werk trug zugleich zur Aufklärung der Geschichte Italiens selbst nicht wenig bei. Weit wichtiger aber und von viel

ausgebreitteterem Nutzen war die kurz hernach unternommene ungeheure Arbeit.

Tiraboschi war im Junius 1770 nach Modena an seinen neuen Posten abgegangen: und kaum war ein Jahr verflossen, seitdem er angefangen hatte, der Estensischen Bibliothek daselbst vorzustehen; ein Amt, welches unzähliche Mühwaltungen nach sich zog, so hatte er schon den ersten Band seiner Geschichte der italienischen Literatur zu Stande gebracht, in welcher er den Anfang mit dem goldenen Zeitalter des August machte, und sich das Ende des 17ten Jahrhunderts zum (wirklich erreichten) Ziel setzte. Ein solches Unternehmen hätte den allermuthigsten und arbeitsamsten Mann abschrecken sollen; denn welche Arbeit war es, den unermeßlichen Vorrath der Materialien zu dem ganzen Umfange der Gelehrten-Geschichte eines Landes wie Italien, von so viel Jahrhunderten zu sammeln, zu ordnen, zu prüfen, und in einer zusammenhängenden, lehrreichen und anziehenden Erzählung vorzutragen! — Und doch bestand Tiraboschi dieses Abentheuer in nicht mehr als eilf Jahren mit 13 dicken Quartbänden, ob er sich gleich nur meist in den ihm minder bekannten Wissenschaften, z. B. in der Medizin, Physik, Mathematik u. s. w. fremder Hülfe bediente. Das Werk wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, in verschiedenen Auflagen vervielfältigt, und in Frankreich und in Deutschland in Auszüge gebracht. Der unverdrossene Tiraboschi ließ sich indessen durch alle Lobeserhebungen nicht einschläfern; er sam-

melte, ließ durch Freunde Verbesserungen und Zusätze sammeln, und gab zum abermaligen Erstaunen der Gelehrten eine vollkommenere Ausgabe in 15 Bänden gr. 4. heraus. Keine Nation hat in Umfang und Genauigkeit ein ähnliches Werk über ihre Literatur aufzuweisen.

Als im Jahr 1780 der Herzog von Modena Herkules III. zur Regierung gelangte, bezeichnete er seinen Antritt durch außerordentliche Wohlthaten gegen Tiraboschi; er gab ihm den Titel eines Ritters und Raths, ernannte ihn zum Präsidenten der herzoglichen Bibliothek und Medaillen-Sammlung, gab ihm einen diesen Aemtern und Ehren angemessenen höheren Gehalt, und befreite ihn von der täglichen Obliegenheit der Gegenwart in den gedachten Gallerien, damit er desto ungehinderter seine literarischen Geschäfte fortsetzen könne. Hierauf unternahm er seine Bibliotheca Modanese, von welcher der erste Band 1781 erschien, und die fünf Jahre später mit dem sechsten geschlossen wurde. Das Werk wurde den Konservatoren der Stadt Modena zugeeignet, welche den Verfasser nicht allein mit einem Geschenke von 100 Unzen Silbers, sondern auch mit der Ehre belohnten, seinen Namen unter die Adelichen dieser Stadt einzuschreiben. Es enthält Nachrichten von allen Gelehrten, und, jedoch nicht so vollständig, von den Künstlern, besonders Malern und Musikern, des ganzen Modenesischen Gebiets; also mit unter, wie in allen Büchern dieser Art, viel unbekannte Namen, die es nicht verdienten, der Vergessenheit entrissen zu werden. Bei

andern aber hatte der Autor Gelegenheit, seine Erudition zur vollkommenen Zufriedenheit der Leser zu zeigen, und viele interessante Notizen bekannt zu machen.

Mit eher zu, als abnehmendem Muthe; und um seine Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter zu zeigen, unternahm Tiraboschi nun andere Werke, die ihm zwar viel Mühe kosteten, aber nur ein lokales Interesse haben; dahin gehören seine Storia dell' abbazia di Nonantola, 2 Bände gr. Fol. und seine Memorie Storiche Modanesi, 4 Bände, 4. von welchen aber der letzte, obgleich ausgearbeitet, vor seinem Tode noch nicht abgedruckt war. Mitten unter diesen Arbeiten beschäftigte er sich noch zur Erholung mit kleinern Schriften, über verschiedene interessante Materien, Lobreden und dergl. In Gesellschaft anderer Gelehrten gab er ein Giornale de Letterati heraus, welches bis zum 43sten Bande fortgesetzt wurde. Es sind darinn viele sehr schöne Aufsätze von ihm selbst. Außerdem hat er auch zu der Paduanischen Ausgabe der Encyclopédie methodiqué viele Verbesserungen geliefert, akademische Abhandlungen geschrieben, eine Menge lateinischer Inschriften verfertigt, einen sehr weitläuftigen Briefwechsel mit eigener Hand unterhalten, und hat sich gegen alle die, welche mündlich oder schriftlich seinen Beistand verlangten, sehr dienstfertig bezeigt. Unter einer Menge kleiner Abhandlungen, meist genealogischen Inhalts, die ihm gleichsam nur zur Erholung von größern Arbeiten dienten, zeichnet sich eine aus, worinn er es sehr wahr-

scheinlich macht, daß der bekannte Nilquellenentdecker Bruce alle seine Weisheit über Abyssinien und die Quellen des Nils den Jesuiten zu verdanken habe.

Seine moralischen Tugenden gaben seinen hervorstechenden Eigenschaften als Gelehrter nichts nach. Er war ein sanfter, gefälliger und dienstfertiger Mann, daher war sein Tod allen, die ihn kannten, sehr empfindlich. Er starb auf seinem Landgute unweit Modena, wo er sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, am 3ten Jun. 1794.

Der vierte Junius.

Gest. Johann Kupetzky.

Portraitmahler in Nürnberg.

Kupetzky war im Jahr 1666 zu Pösing in Ober-Ungarn geboren. Der Religion wegen hatten seine Aeltern Böhmen, ihr Vaterland, verlassen, und sich dahin begeben. Weil ihn sein Vater nöthigen wollte, das Weberhandwerk zu erlernen, so entfloh er in einem Alter von 15 Jahren aus dem väterlichen Haus, und zwar so arm, daß er bald sein Brod vor den Thüren suchen mußte. Auf diesen Wanderungen kam er zu dem Schlosse eines Grafen von Czobar, welches eben von Klaus, einem Mahler aus Luzern, ausgebessert wurde. Kupetzky sah dem Mahler zu, und bildete dessen Schildereien mit einer Kohle an einer Mauer so vortrefflich nach, daß der Graf und der Mahler darüber erstaunten. Der Graf fragte: „Wer war dein Lehrmeister?“ — „Ich bin es selbst“ erwiederte Kupetzky. Dies war das erstemal, daß sein Kunsttalent anerkannt wurde.

Der Graf gab ihn nun dem Mahler Klaus in die Lehre, und zahlte für ihn 100 Thaler Lehrgeld. Kupetzky gieng mit seinem Lehrmeister nach Wien, bei welchem er 3 Jahre blieb. Er ahmte besonders die Gemählde Karl Loths nach. Mit drei solchen Nachbildungen verließ er Wien und seinen Lehrmeister, gieng, um seine Kunst im Auslande zu vervollkommnen, nach Venedig, besuchte von hier aus mehrere Städte Italiens, und kam endlich auch nach Rom.

Hier mußte er anfangs mit Hunger kämpfen, bis Johann Kaspar Fueßli, ein nachmals berühmter Mahler aus der Schweiz, sich seiner annahm, und ihm bei einem Mahler, welcher Gesellen hielt, Arbeit verschaffte. Da er bei seinem Meister für ein Bildniß nur einen halben Reichsthaler erhielt, so übte er sich im geschwinden Mahlen, und brachte es hierin so weit, daß er einst in einem Tage neun Pabstköpfe ganz erträglich mahlte. Er bildete daneben seinen Kunstgeschmack nach den Antiken und nach den besten Mustern unter den Neuern, arbeitete eine Zeitlang für sich, und gieng dann nach Bologna, um Guido's herrliche Arbeiten zu studiren. In Venedig, wo er dem Tizian die Kunst der Farbenmischung abzugewinnen suchte, fand er viele Gönner und Beförderer seiner Kunst. Die Prinzen von Meklenburg wünschten ihn zum Begleiter auf ihrer Reise durch Italien zu haben, und der Fürst Adam von Lichtenstein ließ ihn nach Wien einladen. Er folgte dem letztern Rufe, und kam 1709 wieder in die deutsche Kaiserstadt, nachdem er 22 Jahre in Italien zugebracht hatte.

Zu Wien verdunkelte er bald den Ruhm der übrigen Mahler. Das Bildniß des Fürsten von Lichtenstein, welches er als Kniestück mahlte, empfahl ihn bei dem kaiserl. Hofe, so daß Kaiser Joseph I., die Kaiserin, die Prinzen und Gesandten ihn hochschätzten, ungeachtet sein Umgang nicht allzu einnehmend war. Aus Dankbarkeit gegen seinen Lehrmeister Klaus heurathete er dessen Tochter Susanne, welche dem römischen Kirchenglauben bisher zugethan war, ihm zu Gefallen aber zur evangelischen Kirche übertrat. Diese Ehe war nicht sehr glücklich.

Nach dem Tode Josephs I. genoß er auch die Gnade des neuen Kaisers, Karls VI., und zeigte in dem Bildniß desselben seine ganze Stärke. Der russische Czar Peter der Große ließ ihn im Jahr 1716 nach Karlsbad kommen. Er weigerte sich anfänglich zu demselben zu reisen, weil er sich vor ihm fürchtete; endlich gieng er doch, mit einem Schreiben von Kaiser Karl VI. versehen, worin dieser ihn seinen Kabinetsmahler nannte. Er mahlte den Czar, und sprach in böhmischer Sprache mit ihm. Seine Furcht verwandelte sich in Verwunderung. Er gestand öfters, daß er gegen keinen Fürsten eine so starke Hochachtung gefühlt habe, als gegen den Kaiser Peter. Der Czar wollte ihn in seine Dienste nehmen, und er würde auch in dieselben getreten seyn, wenn er nicht seine Freiheit über alles geliebt hätte. Weil er während des Aufenthaltes des Czars nicht alle bestellten Arbeiten zu liefern im Stande war, so ließ er den Mahler, David Hoyer, von Leipzig kommen, welcher ihm die

Kleider zu seinen Porträten mahlen mußte. Er gieng hierauf selbst nach Leipzig, wo er alles übrige für den Czar, von dem er mit ansehnlichen Geschenken entlassen worden war, vollendete. Nachdem er verschiedene Bildnisse von Standespersonen, die sich um ihn her drängten, zu Leipzig verfertigt hatte, gieng er mit diesem Hoyer nach Wien zurück.

Um diese Zeit ließ sich die Kaiserin von ihm mahlen, und saß ihm öfters. Einst war der Kaiser zugegen, stützte sich hinten auf Kupetzkys Sessel, und sah bis zum Ende zu. Das Gemählde gefiel ihm; er klopfte den Mahler auf die Achsel, und sagte: „Kupetzky, ihr sollt unser Mahler werden.“ Bald darauf schickte er den Grafen von Althan zu ihm und ließ ihm sagen, daß er ihn unter den vortheilhaftesten Bedingnissen, die er sich selbst bestimmen könnte, zu seinem ersten Mahler annehmen wolle. Allein zu des Grafen Erstaunen nahm Kupetzky diese Ehre nicht an, sondern er verlangte nichts von dem Kaiser, als daß er ihn, sein Weib und Kind bei ihrem Glauben beschützen möchte. Der Kaiser war hierüber aufgebracht und sagte: „Kupetzky ist ein geschickter Mahler, aber in seiner Aufführung ein Narr.“ Doch der Prinz Eugen, den er gerade mahlte, sicherte ihm seinen Beyfall und seinen Schutz zu.

Der Neid der Mahler und eine falsche Furcht, welche man ihm der Religion wegen beibrachte, veranlaßte ihn, Wien zu verlassen und sich nach Nürnberg zu begeben. Von hier aus riefen ihn mehrere Fürsten zu sich, um sich von ihm mahlen zu lassen, z. B. der Churfürst von Mainz, der Herzog von Sachsen-Gotha,

der Markgraf von Ansbach, der Bischoff von Würzburg u. a. m. Er ließ sich von Keinem bereden, bei ihm zu bleiben, und schlug auch den Ruf aus, welchen ihm der König in England von Hannover aus, wo er sich im Jahr 1733 befand, antragen ließ. Auch die Königin von Dännemark ließ einen fruchtlosen Ruf an ihn ergehen. Er verlebte seine letzten Jahre in Nürnberg und starb 1740 daselbst am Podagra. Sein hinterlassenes Vermögen war ansehnlich, und von seinen hinterlassenen Gemählden kaufte der Markgraf von Brandenburg-Culmbach 29 Stücke um 16,000 Gulden.

K u p e t z k y war einer der größten Portraitmahler Deutschlands; er näherte sich der Rembrandischen Manier. In seinen Köpfen und Händen zeichnete er sich besonders aus. Ein nürnbergischer Künstler, B e r n h a r d V o g e l, hat 6 Bände Kupetzkyscher Gemählde, in schwarzer Kunst gestochen, herausgegeben.

Der fünfte Junius.

Gest. Georg Anson.

Erster Lord der Admiralität.

Anson ist der Drake des 18ten Jahrhunderts; mit ihm beginnt die neuere Epoche der großen Unternehmungen Englands zur See. Er war geboren am 23sten April 1697, als der zweite Sohn Wilhelm Ansons, Esquire, auf Schuckborough, von Elisabeth, einer Schwester der Gräfin von Macclesfield. Schon frühe äußerte Georg eine entschiedene Vorliebe für das Leben zur See; ihn ergötzte nichts mehr, als wenn er Seereisen, und Biographien großer Admirale zu lesen bekam. Glücklicherweise benutzte der Vater diesen Trieb, richtete die ganze Erziehung darauf ein, und ließ ihn sehr frühe in die englische Marine eintreten. Schon in seinem 19ten Jahre seegelte er als Sekonde-Lieutenant nach der Ostsee. In den beiden folgenden Jahren diente er unter dem glücklichen Vater des unglücklichen Admiral Byng. Sr. Georg Byng vernichtete das

spanische Eskadre bei Syracuse gänzlich, und Anson wohnte dieser entscheidenden Schlacht ehrenvoll bei. Drei Jahre darauf ward er Schiffskapitain der Wedgel, einer Kriegschaluppe. Seine Verdienste, und zugleich der bedeutende Einfluß seines nahen Verwandten, des Grafen Macclesfield, damaligen Lordkanzlers, erhoben ihn im folgenden Jahre zu der Stelle eines Kommandeurs des Linienschiffes Scarborough.

Anson ward beordert, mit ihm nach Südkarolina zu gehen. Er blieb auf dieser Station drei Jahre, und verewigte dort sein Andenken durch Anlegung einer Ortschaft, Anson Bourgh genannt; noch jetzt heißt von ihm die dortige Gegend Ansons County.

Nach einem Zwischenraume von fast 10 Jahren, in welchem er, außer einer abermaligen Reise nach Amerika, sich nicht von den Küsten Englands entfernte, hebt Ansons glorreichste Epoche an. Er hatte sich durch Muth und Klugheit bisher so ausgezeichnet, daß man ihn bei dem 1739 mit Spanien bevorstehenden Kriege zu einem wichtigen Posten außersah. Er sollte mit einer Flotte von fünf Kriegsfahrzeugen die Spanier in den bis dahin wenig bekannten, gefahrvollen Gewässern des Südmeers beunruhigen, und ihre an den westlichen Küsten von Amerika gelegenen Etablissements angreifen.

Liest man die Nachrichten von der Ausrüstung dieses Geschwaders, dann lernt man mit Bekümmerniß, wie sich fast jedem Manne von anerkannten Verdiensten alles Kränkende entgegen stellt, ja, wie

der Zufall gleichsam seinen Widersachern die Hand bieten. Freilich erscheint derjenige nur erst dann als großer Mann, welcher, die widrigsten Hindernisse siegreich bekämpfend, seine Plane glücklich beendigt. Konnte Anson, statt im Herbste 1740, der ersten Einrichtung zufolge, schon im Jenner auslaufen; hätten die Betrügereien der Proviantschreiber seiner Eskadre nicht schlechte Nahrungsmittel untergeschoben, und selbst diese ihr nicht daneben auf das kärglichste zugetheilt; wären endlich die ihm versprochenen ausgesuchten Land- und Seetruppen, nicht in kranke oder größtentheils nur so eben genesene Menschen verwandelt, und wäre ihre Anzahl überdies nicht beträchtlich gemindert worden, dann erschienen nothwendig die von ihm gegen die Spanier glücklich ausgeführten Unternehmungen, ja seine Umseeglung des Erdballs selbst, in einem weit geringern Lichte als jetzt.

Anson nahm seinen Weg bei der portugiesischen Insel Madera vorüber nach den Inseln des grünen Vorgebirges; von da umzog er Brasiliens Küsten, und wagte sich bis in das kalte Patagonien und zu dem Cap-Horn. Theils Sturmwinde, theils Krankheiten rieben über die Hälfte seines Schiffsvolks auf. Sein Fahrzeug landete endlich in dem Südmeere auf der wüsten Insel Fernandez, und hier streute er die mitgebrachten Saamenkörner von Europens Gemüsen und Fruchtarten aus; auch fand er hier Halleys Muthmaßungen über die Magnetnadel durch eigene Beobachtungen bestätigt. Von der Insel Fernandez aus streifte Anson aufwärts gegen den Aequator,

und unter dem fünften Grade der Breite überfiel er die spanische Stadt Païta. Ungeachtet er nicht mehr als 50 Mann bei sich hatte, so war doch die Bestürzung bei dem spanischen Gubernator so groß, daß er sich sogleich durch die Flucht rettete. Nicht schwerer wurde dem Anson der Sieg über die Spanier, als vormals den Spaniern der Sieg über die Amerikaner. Er plünderte die Stadt, steckte sie in Brand, und schiffte weiter Panama gegen über. Wäre auf der andern Seite dem Wernon die Eroberung von Carthagena gelungen, so wäre links und rechts die Landenge, und damit zugleich der Mittelpunkt des spanischen Amerika in Englands Hände gerathen. Sowohl Wernons mißlungene Belagerung von Carthagena und die Wiederherstellung der spanischen Macht in Mexiko als auch Ansons zusammengeschmalzene Mannschaft hinderten diesen kühnen Seefahrer am weitern Hervordringen landwärts. Mit seinem einzigen noch übrigen Kriegsschiffe lauerte er nun auf die Gallione mit Silber, welche Mexiko alljährlich nach der philippinischen Insel Manilla hingehen läßt. Zu dem Ende ankerte er bei einer beinahe ganz entvölkerten marianischen Insel, Namens Tinian. Hier fand er süßes Wasser, Lebensmittel und Holz im Ueberfluß, überdies noch jenen sonderbaren Brodbaum. Von dieser Insel wendete er sich West-Nordwärts gegen Formosen und China. Kaum hatte er sein Schiff wieder in guten Stand gestellt, so gieng er aufs neue unter Seegel, und zwar unter dem Vorgeben einer Fahrt nach Batavia. Erst auf dem hohen Meere entdeckte er

dem Schiffsvolke seine wahre Absicht, nehmlich die Rückkehr nach den Philippinen und die Erbeutung des mexikanischen Silberschiffs. Den 9ten Junius 1743 entdeckte er es in seinem Laufe nach Manilla, und, ungeachtet es weit stärker als das seinige bewaffnet war, eroberte er es gleichwohl, und kehrte mit seiner Beute nach Canton. Mit Ruhm und Glück gekrönt landete er am 15ten Jun. 1744 zu Spithead, nach einer Abwesenheit von drei Jahren und neun Monaten. Die mitgebrachten Schätze beliefen sich auf zehen Millionen, welche er bei seinem feierlichen Einzuge unter Trompeten und Pauken und allgemeinem Jubelgeschrei auf 32 Wägen nach London brachte. Ohne sich das Geringste zuzueignen, überließ der König die ganze Beute den glücklichen Argonauten.

So endigte sich diese höchst gefahrvolle Reise um die Welt. Sie lehrte viele unbekannte Meere, Küsten und Inseln kennen; sie erleichterte die Schiffahrt durch genauere Beobachtungen der Winde, der Ströme und der Untiefen, und brachte der brittischen Marine nicht geringere Ehre und Gewinn, als ihrem Urheber. Auch erlebte die davon gegebene Beschreibung, welche unter Ansons eigenen Augen geschrieben wurde, in einem einzigen Jahre, vier starke Auflagen, und ward fast in allen Sprachen des kultivirtesten Europa's begierig gelesen.

Gleich nach seiner Rückkunft stieg Anson zum Contre-Admiral der weißen Flagge, und ein Jahr darauf zum Vice-Admiral der blauen; zugleich ward er zum Parlamentsgliede für Heydon erwählt. Im folgen-

folgenden Sommer kommandirte er auf dem Prinzen Georg von 90 Kanonen, in Gesellschaft des Admiral Warren, die englische Kriegsflotte gegen den französischen Admiral Jonquiere, den er beim Cap Finis terre gänzlich schlug. Georg II. belohnte seine großen Verdienste, erhob ihn mit dem Titel von Lord Anson zum Baron von Soberton in Hamptshire, gleich darauf zum Vice-Admiral der rothen Flagge und endlich zum Vice-Admiral von England. In dieser Würde führte er den Monarchen, wenn er seine deutschen Lande besuchte, stets von England nach Holland. Endlich ward er erster Lord der Admiralität, deckte 1758 mit einer mächtigen Flotte die Landungen der Engländer auf St. Malo und Cherbourg, und 1762 im Sommer überraschte ihn der Tod ganz unvermuthet auf seinem Gute Moor Park Hertfordshire.

Anson war ein ruhiger, menschenfreundlicher, edler Mann. Fest und von höchstem Muthe verließ ihn seine Ueberlegtheit nie bei den größten Gefahren. Sonst kannte er so wenig die Welt und ihre kleinen Ränke, daß er im Spiele sehr häufig hintergangen ward. Man sagte daher von ihm sehr passend: „Er sey um die Welt gewesen, aber nie in ihr.“ — Da er mit seiner Gattin keine Kinder zeugte, so ist seine Familie mit ihm ausgestorben.

Der sechste Junius.

Geb. Joseph Emanuel.

König von Portugall.

Die Regierung dieses guten Fürsten ist reich an denkwürdigen Begebenheiten, die aber ihre volle Aufklärung zum Theil erst noch von der Folgezeit erwarten. Er war ein Sohn König Johann V., der ihn 1714 mit der kaiserlichen Prinzessin Maria Anna zeugte. Seine Erzieher waren Mönche, aber es gelang ihnen nicht, ihn so zu gängeln, wie sie es wünschten; sein heller Verstand machte ihn mißtrauisch gegen manches, was seine Erzieher sagten und thaten. Kein Wunder, daß sie ihm bei dem schwachen Vater einen bösen Leumund machten. Er wurde von allem Antheil an der Regierung entfernt, und mußte bis zum Jahre 1750 harren, da er das Scepter erhielt.

Kaum hatte er den Thron bestiegen, so suchte er mit Muth dem reißenden Strome der Unordnung Einhalt zu thun. Die Geistlichen, die bisher das Staatsruder geführt hatten, wurden in ihre Klöster verwiesen, und der Kardinal da Cunha bekam Befehl, nur seine Kirchenämter zu besorgen. Seiner Mutter versprach der neue König zwar, ihren Rath zu folgen; aber es war ein Kompliment ohne Wahrheit. Die Kriegsmacht, das Seewesen, die Handlung und die Finanzen erlitten bald große Reformen. Er trat die brasilische Kolonie San Sagramento, die schon sein Vater kurz vor seinem Ende an Spanien überlassen hatte, durch einen neuen Vertrag gegen ein Stück von Paraguay ab: allein die Jesuiten, die ihre in Paraguay errichtete Republik unabhängig erhalten wollten, hinderten die Vollstreckung durch Ränke und Gewalt. Man klagte in Rom wider die Jesuiten, richtete aber bei dem furchtsamen Benedikt XIV. nicht viel aus, und der König mußte die Sache einstweilen ruhen lassen, da Lissabon am 1sten November 1755 durch eines der schrecklichsten Erdbeben in einen Aschenhaufen verwandelt wurde. Die prächtigsten Gebäude stürzten um, und die Bewohner derselben wurden unter ihren Schutt begraben. Greise, Kinder und Kranke erstickten in ihren Betten, oder wurden vom Feuer verzehrt. Alle Hülfe war unmöglich. Ein Stoß stürzte die schönsten Gebäude in einem Augenblick nieder; das ausgebrochene Feuer verzehrte, was brennbar war; und die vom Meer und dem Tajo verursachte Ueberschwemmung verwüstete alles, was in der Ebene lag. Die Missethäter verließ-

sen ihre Gefängnisse, liefen gleich den abgefäumtesten Straßenräubern in der Stadt umher, gruben unter dem Schutt nach, und raubten und mordeten, wo sie konnten. Im Schlafrocke und in Pantoffeln rettete sich der König aus seinem Palaste, der den Einsturz drohte, und brachte drei Tage mit seiner Familie auf freiem Felde zu. Menschenfreundlich suchte er dem allgemeinen Elend zu steuern. Er gieng zu den um ihn herum liegenden Unglücklichen, suchte sie zu trösten, ließ Geld und Brod unter sie austheilen, und stillte das Morden und Rauben durch einige Regimenter.

Wegen der Paraguayschen Händel entzog der Monarch den Jesuiten ihre Beichtvaterstellen und den Zutritt bei Hofe. Er drang in Rom auf eine Reformation des Ordens, wenigstens in Portugall, und verlangte, der Pabst sollte unverzüglich einen Legaten zur Einrichtung der festgesetzten Plane nach Portugall schicken. Die Klöster mußten ihre Einkünfte angeben, und beweisen. Die Dispensationen in verbotenen Graden wurden nicht mehr in Rom, sondern bei den Bischöffen im Lande gesucht; die Gewalt der Geistlichen merklich eingeschränkt; der Inquisition die nöthigen Grenzen gesetzt, so daß sie nichts ohne die Unterschrift des Königs mehr thun durfte, und die Untersuchung gegen die Jesuiten wirklich angefangen.

Hierüber erbittert, sannen die Jesuiten auf Rache. Sie fanden unter den Großen Mißvergnügte, mit welchen sie sich in eine Verbindung einließen. Als der König am 3ten Sept. 1757 Abends nach Belem fuhr, wurden drei Schüsse auf ihn gethan, von denen er gefährlich verwundet wurde. Der Herzog von Aveiro

und der alte Marquis von Tavora wurden für die Häupter der Verschwornen gehalten; und der erste schoß auch selbst nach dem Könige. Durch kluge Anstalten wurde die ganze Verschwörung entdeckt, und der Pater Malagrida, Juan de Matos und mehrere Jesuiten waren Rathgeber dabei gewesen. An den Verschwornen übte man die schrecklichste Strafe aus, und drei Jesuiten wurden, alles Bittens des heiligen Vaters ungeachtet, im Gefängniß hingerichtet. Der ganze Orden der Jesuiten wurde aus dem Reiche verbannt, und ihre Güter ihnen abgenommen. Der Schuldige und der Unschuldige wurden gleich hart bestraft, und mehr als 200 in Verhaft genommen, und in die fürchterlichsten Kerker eingeschlossen. Die königlichen Edikte entdeckten unglaubliche Dinge von diesem Orden, und andere Könige wurden dadurch veranlaßt, eine genaue Untersuchung desselben anzustellen, wodurch seine gänzliche Aufhebung nach der Zeit bewirkt wurde.

An den Schicksalen dieses Ordens, und auch an der Strafe so vieler Großen des Reichs hatten zu viele Antheil, als daß nicht große Bewegungen im Reiche hätten entstehen sollen. Der König war mehrmals in Gefahr. Im Jahr 1760 entdeckte man eine neue Verschwörung, welche den 6ten August ausbrechen sollte; man kam aber dem Ungewitter zuvor, und nahm viele Personen gefangen. Auch die legitimirten Brüder des Königs, Don Antonio und Don Joseph, erfuhren dieses Schicksal. Der König verewigte die gegen ihn versuchte Ermordung durch Erbauung einer Kirche auf dem Platz, wo er

geschossen worden, mit der Aufschrift: „Dem allmächtigen Gott hat wegen seiner Errettung von einer Anzahl durch die verfluchte Konspiration der Jesuiten aufgewiegelter Hochverräther dieses Denkmal seiner Dankbarkeit gesetzt Joseph I.“

Der Hof zu Rom erfuhr besonders die Strenge dieses Regenten. Er behauptete gegen den heiligen Vater seine Majestätsrechte als König mit der äußersten Standhaftigkeit. Alle Drohungen mit Interdicten oder mit dem Bann waren für Joseph Emanuel lächerliche Hirngespinste, und er kehrte sich so wenig daran, daß er vielmehr den päbstlichen Nuntius Acciajoli, der sich den Jesuiten geneigt bewiesen, und der Einschränkung der Gerichtsbarkeit seiner Nuntiatur widersetzt hatte, mit einer Wache über die Grenzen bringen ließ.

Unter diesen innerlichen Unruhen drohte 1762 dem Reiche ein auswärtiger Krieg. Spanien und Frankreich, die mit England im Krieg verwickelt waren, verlangten, Portugall sollte mit dieser Krone ebenfalls brechen; und da der König nicht einwilligte, so thaten die Spanier im May einen feindlichen Einfall, und setzten alles in Schrecken. Die Portugiesen ermannten sich aber bald, und alle Unterthanen wollten die Waffen ergreifen. Der Himmel schützte sie auch durch eine außerordentliche Hitze, welche die Feinde aufhielt, daß sie nichts unternehmen konnten. Indessen kam der Graf von Schaumburg-Lippe, Friedrich Wilhelm Ernst, mit 8000 Engländern ihnen zu Hülfe, der noch mehrere versuchte Kriegsmänner, Engländer und Deutsche, mitbrachte.

Es drangen aber auch französische Völker in Portugall ein; inzwischen kam der Friede zu Stande, durch welchen Portugall alles wieder erhielt, was die Feinde erobert hatten. Diesen benutzte der König zur bessern Einrichtung der Armee und der Festungen, durch den Grafen von der Lippe; in vielen andern Zweigen der Regierung strebte man immer mehr zum Bessern. Der Kornbau wurde befördert und der in einigen Landschaften zu starke Weinbau eingeschränkt, der Unterricht der Jugend besser eingerichtet, ein ansehnliches Kollegium für den jungen Adel gestiftet, die Büchercensur auf einen vernünftigern Fuß gesetzt, die Universität zu Coimbra reformirt ꝛc. Doch alles dies und vieles andere, was Josephs Regierung auszeichnet, ist nicht zunächst als sein Werk, sondern als das Werk Pombals, seines Lieblings anzusehen, der den Willen des Königs in seinen Händen hatte. Im Jahr 1770 verlohr dieser seine gewohnte Heiterkeit; Jagd und Opern, sonst seine vornehmsten Vergnügungen, wurden ihm zuwider, seine Kräfte nahmen ab, und am 24sten Februar 1777 starb er.

Joseph Emanuel genoß die Annehmlichkeiten der Krone nicht ohne viele Bitterkeit, denn seine Reformen fanden überall vielen Widerstand. Er hatte ein gutes, zärtliches und mitleidiges Herz. Einst kehrte er ermüdet und mit Schweiß bedeckt von der Jagd zurück, und mußte über eine Viertelstunde auf den Garderobediener, der seine Hemden in Verwahrung hatte, warten. Ein Kammerherr verwies dem Bedienten seine Nachlässigkeit, als der König ins Mittel trat und sagte: „Laßt ihn in Frieden, er ist genug gestraft durch den

Verdruß, seine Pflicht nicht beobachtet zu haben.“ — Einem Offizier gewährte er eine Vergütung von 300 Lisboninen, zu einer Zeit, da der königliche Schatz durch die Wiederherstellung der zerstörten Hauptstadt erschöpft war. Er bezahlte das Geld aus seiner Schatulle, und enthielt sich länger als einen Monat des Spiels.

Der siebente Junius.

Ermordet, Johann Joachim Winkelmann.

Präsident der Alterthümer in Rom.

Dies ist einer der seltenen Geister, die von dem Glücke wenig und von der Natur alles empfiengen, die durch ausdaurende Beharrlichkeit in ihrem Lieblingsstudium, von dem mächtigen Feuer ihres Genies unterstützt, Werke der Unsterblichkeit hervorzubringen vermögen. Er war der Sohn eines armen Schusters zu Stendal, der zuletzt im Hospital starb, und im Jahr 1717 geboren. Die Armuth seiner Jugend konnte den Durst nach Kenntnissen nicht unterdrücken; er suchte sich durch den Genuß beim Singchor, durch Unterricht kleiner Kinder und auf andern Wegen, Bücher und andere Nothwendigkeiten zu verschaffen. Schon im jugendlichen Alter äußerten sich bei ihm Proben einer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen höhere Wissenschaften, aber ein desto stärkerer Hang zu den Sprachen, zu alten Büchern und zur Sammlung

alter Todtenköpfe. Oft ermunterte er seine Mitschüler, mit ihm die Sandberge vor den Thoren von Stendal durchzuwühlen, um alte Scherben von zerbrochenen Urnentöpfen aufzusuchen, die er dann als Heiligthümer verwahrte. Cicero war sein Element, er bildete sich nach den Reden desselben — aber nie war er aufmerksamer, als wenn Dogmatik docirt wurde.

Eine brennende Sehnsucht, fremde Orte zu sehen, trieb ihn in seinem 16ten Jahre an, nach Berlin zu gehen, wo ihm der Rektor Baaken die Aufsicht über seine Kinder anvertraute, und ihn dafür ins Haus und an den Tisch nahm. Er benutzte dabei den Unterricht der cöllnischen Lehrer in Sprachen und schönen Wissenschaften. Nach Verfluß eines Jahres kehrte er, vornehmlich aus Liebe zu seinen armen unvermögenden Aeltern, deren Herz ganz an ihrem einzigen Sohne hieng, nach Stendal zurück, erwarb sich unter den Chorschülern seinen Unterhalt, und gieng mit einer kleinen Baarschaft in seinem 21sten Jahre auf die hallische hohe Schule. Kaum war er da angekommen, so reiste er mit einigen Landsleuten nach Dresden, um die Merkwürdigkeiten dieser Residenz zu sehen, und nach seiner Rückkunft studirte er vornehmlich Literatur und Sprachen, ohne sich an eine der höhern Fakultäten zu binden. Gern nahm er mit der schlechtesten Kost vorlieb, und behalf sich fast immer mit kalter Küche. Oft gerieth er wegen seines Lebensunterhalts in Mangel und Noth, aber auch wenn es ihm an den nöthigsten Lebensbedürfnissen fehlte, war er doch

stets aufgeräumt und heiter. Einige seiner Landsleute unterstützten ihn, und seine überall bekannte Ehrlichkeit und unverstellte Redlichkeit gewann ihm Gönner und Freunde.

Als die akademischen Jahre zurück gelegt waren, beschloß Winkelmann fremde Länder zu besuchen. Um sich nicht ganz mit leeren Händen auf den Weg zu machen, nahm er auf kurze Zeit bei einem Amtmann im Halberstädtischen die Stelle eines Hauslehrers an, und eilte dann Paris zu. Schon hatte er Frankfurt am Main hinter sich, und war bis nach Gelnhausen gekommen, als ihn die starken Züge der französischen Kriegsheere im ersten schlesischen Kriege nöthigten, wieder ins Vaterland zurück zu kehren. Jetzt nahm er eine Hofmeisterstelle zu Osterburg an, die er 1742 mit dem Konrektorat zu Seehausen vertauschte. Hier war er ein emsiger Lehrer und ein begieriger Lehrling. Jede Stunde, die er erübrigen konnte, war der Sprach- und Alterthumswissenschaft gewidmet. Seine Geschicklichkeit im Exzerpiren war so groß, daß er in kurzer Zeit den großen Baile in zwei geschriebenen Folianten vor sich sah — ein Schatz, den er täglich durchsuchte. Er besaß zwar die größte Fertigkeit in der hebräischen, griechischen, lateinischen und französischen Sprache; es fehlte ihm aber noch die Kenntniß der englischen und italienischen, und in beiden brachte er es jetzt ohne mündlichen Unterricht ungemein weit. Indessen war ihm sein Wirkungskreis zu enge, und mit Freuden folgte er im Jahr 1748 dem Rufe als zweiter Bibliothekar an der berühmten Bünau-

schen Bibliothek zu Nötheritz bei Dresden, den ihm ein Freund aus Seehausen verschaffte, der bei dem jungen Grafen von Bünau Hofmeister war. Er brachte den schönen Bücherschatz in eine bessere Ordnung, vermehrte ihn durch den Ankauf ganzer Bibliotheken, und genoß die ganze Gunst des Grafen. Der päbstliche Nuntius am sächsischen Hofe, Kardinal Archinto, beredete ihn zum Uebertritt zur katholischen Kirche, indem er ihm unter dieser Bedingung reichliche Unterstützung zu einer Reise nach Italien verhieß, wohin Winkelmann sich so eifrig sehnte. Allein die Unterstützung blieb aus, und nur mit Mühe erhielt er 1755 eine kleine Pension vom chursächsischen Hofe, die ihn nothdürftig in den Stand setzte, den lange gehegten Wunsch zu befriedigen.

In Rom war Winkelmann völlig Herr über seine Zeit, lebte unabhängig und vergnügt bei einfacher, mäßiger Kost, und kannte keine Leidenschaft, als solche, die den sich aufschwingenden Geist noch mehr beflügelt. Eine brennende Ehrbegierde beseelte ihn, so sehr er auch zuweilen das Gewand einer stoischen Apathie über dieselbe zu werfen glaubte. Seine lebhafte, wirksame Einbildungskraft, bei einem vortrefflichen Gedächtnisse, machte seine Betrachtung der alten Kunstwerke fruchtbar, und der anhaltende, unermüdete Fleiß, womit er dieselbe fortsetzte, mußte ihn auf Bemerkungen führen, die andere noch nicht gemacht hatten. Um der Nacht und dem Schlaf nicht viel Stunden zu gönnen, gieng er die meiste Zeit, besonders im Sommer,

nicht ordentlich zu Bette, sondern er legte sich einige Stunden lang auf einen Ruhestuhl. Wenn er dann zeitig genug erwachte, stund er auf, und arbeitete mit neuem Eifer fort, ohne an ein kostbares Frühstück zu denken. Einen Sinn für Schönheit und Kunst brachte er mit nach Italien: diesen rührten zuerst die großen Meisterstücke im Vatikan; mit diesen fieng er sein Studium an, verfeinerte und erweiterte selbst seine Kunstbegriffe, und erst, nachdem er sich einen sichern Geschmack erworben, und bis zur Begeisterung von schönen Idealen sich durchdrungen hatte, erst dann gieng er zur Aufklärung anderer Denkmäler fort.

W i n k e l m a n n warf viel willkührlich angenommene Sätze und alte Vorurtheile über den Haufen, brachte Licht in die Geschichte der Kunst, setzte Epochen derselben fest, führte die Beurtheilung derselben auf Grundsätze zurück, und erklärte viele Werke des schönen Alterthums, die noch unerklärt oder mißverstanden waren, durch die Kunst, sich in den Geist und in die Ideen des Künstlers zu versetzen, durch einen feinen, aus langer Uebung erworbenen Takt, durch zartes Kunstgefühl und durch ausgebreitete historische und mythologische Kenntnisse. Sein Hauptwerk ist die G e s c h i c h t e d e r K u n s t d e s A l t e r t h u m s, welche alles umfaßt, was für das Studium der Kunst wesentlich ist, und allein hinreicht, den Namen des Verfassers zu verewigen. Durch die B e s c h r e i b u n g d e r S t o s c h i s c h e n S a m m l u n g v o n g e s c h n i t t e n e n S t e i n e n u n d P a s t e n trug W i n k e l m a n n nicht wenig bei,

die schon damals angefangene Ausbreitung dieses Studiums weiter zu befördern. Die Monumenti inediti scheint er besonders bestimmt zu haben, um vor den Augen gelehrter Antiquarien zu glänzen. Wenn er mit der Begeisterung eines hingerissenen Liebhabers die unsterblichen Ueberreste der Kunst Griechenlands und Roms schildert, dann ergießt sein Herz sich in Ausdrücke des liebenswürdigsten Enthusiasmus, die Worte drängen sich in angenehmer Fülle, das Bild nachzumalen, so reizend und so himmlisch, wie der entzückte Seher es sah. Aber seine Lebhaftigkeit riß ihn oft auch über die Grenzen der strengen Kritik hinaus, und seine feurige Phantasie glaubte in den Werken der Kunst bisweilen Schönheiten oder Züge zu sehen, die der kältere Beschauer nicht darinn fand. Ueberall fehlten ihm sehr die guten Ausgaben der Klassiker; die neuern Schriften über Kunst und Alterthum in andern Theilen Europens kamen ihm nicht leicht zu Gesichte, und überhaupt blieb ihm der Fortgang der Literatur fremd. Nirgends zeigt sich der Mangel der erforderlichen Hülfsmittel mehr, als im historischen Theile seiner Geschichte der Kunst, die voller Fehler wider die Zeitrechnung und wider den wahren Verlauf der Geschichte ist.

Winkelmann verlebte seine Tage in Rom glücklich, wurde Präsident der Alterthümer und Skrittore bei der vatikanischen Bibliothek, und war so an Italien gefesselt, daß er nach Deutschland zurück zu gehen sich nicht versucht fand. Indeß reiste er doch im Jahr 1768 nach Wien, und wurde

von Marien Theresien nicht nur geehrt, sondern auch ansehnlich beschenkt. Nun wollte er nach Italien zurück. Auf der Reise gesellt sich ein dem Ansehen nach feiner Mann zu ihm, und Winkelmann hat die Unvorsichtigkeit, mit seinen Denkmünzen zu pralen. Archangeli — so heißt der Bösewicht — bittet ihn in Triest nochmals um Vorzeigung seiner Kostbarkeiten. Indessen der allzugefällige Deutsche es thun will, wirft ihm der Mörder einen Strick um, und versetzt ihn so gefährliche Wunden, daß er in wenigen Stunden todt ist.

Der achte Junius.

Gest. Gottfried August Bürger.

Professor der Philosophie in Göttingen.

Giebt es irgend eine Dichtart, die noch jetzt ähnliche Wirkungen auf das Gefühl und die Gesinnungen der Menschen hervorbringen kann, wie sie die ursprüngliche Poesie, als sie noch keine Schriftstellerei, sondern lauter lebendiger Vortrag war, so mächtig und sichtbar hervorbrachte; so ist es die populäre Liedergattung. Und besaß irgend einer von unsern Dichtern das Talent, so zu wirken, in seinem ganzen Umfange, so war es Bürger, der Sohn des Pfarrers zu Wolmerswende im Halberstädtischen, wo er in der ersten Stunde des Jahrs 1748 geboren wurde. An Leib und Seele wuchs er langsam, und im Knabenalter mußte er sich oft einen dummen Jungen schelten hören. Die Bibel war seine

seine erste Lektüre, was er im Gesangbuche las, blieb leicht in seinem Gedächtnisse hängen, und noch ehe er ordentlich schreiben konnte, machte er schon Verse. Das Latein hingegen wollte nicht in seinen Kopf. Er kam in seinem 12ten Jahre auf das Gymnasium in Aschersleben, und im 14ten auf das hallische Pädagogium. Nach zwei Jahren vertauschte er dieses mit der Akademie, konnte aber den theologischen Studien, zu denen ihn sein Großvater bestimmte, keinen Geschmack abgewinnen.

Bürger liebte den frohen Lebensgenuß, da er aber darinn zu wenig Maaß hielt, so rief ihn sein Großvater zornig von der Akademie zurück. Doch bald war er wieder besänftigt, und der liebe Enkel erhielt nun die Erlaubniß, in Göttingen die Rechte zu studiren. Dies fieng er denn auch mit Eifer an; da er aber bald in die Schlingen einer Verführerin gerieth, so war es um seinen Fleiß, und beinahe um all seinen guten Ruf geschehen; er verlohr darüber die Unterstützung seines Großvaters, gerieth in Schulden und in eine verzweifelte Lage. Die Zauberin entließ ihn endlich aus ihren Netzen; einige edle junge Freunde nahmen sich seiner an; er fieng an, wieder fleißig zu werden, die Alten zu lesen und Gedichte zu machen. Schon damals gerieth er auf den burlesken, launigten Ton, der seinen Gedichten so großen Beifall verschaffte. Die Feile gebrauchte er von der Zeit an mit unverdrossenem Fleiß, und als Mitglied einer Gesellschaft genialischer junger Freunde der Dichtkunst horchte er sorgfältig auf ihre Kritiken. Diese Freunde wa=

ren vornehmlich: Boie, Martin Miller, Hölty, Voß, die Grafen von Stollberg, Cramer, Leisewiz u. e. a.

Bisher hatte Bürger mit Nahrungssorgen gekämpft. Er erhielt im Jahr 1772 die Stelle eines Justizbeamten zu Altengleichen im Fürstenthum Calenberg; aber dieses Amt stimmte weder mit seiner Gemüthsart zusammen, noch konnte es ihn hinreichend nähren. Um seine ökonomischen Umstände zu verbessern, übernahm er im Jahr 1780 eine Pachtung zu Appenrode, die er nach einigen Jahren mit großem Schaden wieder aufgab, da er nicht zum Landwirth gemacht war. Er hatte nun auch den Verdruß, von seinem Gerichtsherrn darüber angeklagt zu werden, daß er sein Amt nicht ordentlich und treu verwaltet habe. Er vertheidigte sich zwar gegen diese Beschuldigungen in einer eigenen Klagschrift, legte aber doch im Jahr 1784 sein Amt nieder, und gieng nach Göttingen, wo er anfieng, über Aesthetik, Styl ꝛc. Vorlesungen zu halten. Er hegte dabei die Hoffnung, die Regierung werde ihm einmal eine öffentliche Lehrstelle mit Gehalt geben — was ihm wenigstens zur Hälfte fehl schlug, denn er ward zwar 1789 Professor, aber Gehalt hatte er nie bekommen.

Noch ehe Bürger nach Göttingen zog, verlohr er seine erste Gattin, und bald nachher heurathete er ihre Schwester, die er unter dem Namen Molly so feierlich und warm besungen hat. Schon seit vielen Jahren hatte er ihr sein ganzes Herz hingegeben; aber die Verbindung, in welcher er mit

diesem angebeteten Mädchen, bei Lebzeiten seiner Gattin, gestanden hatte, dürfte in Bürgers Leben nicht der kleinste Flecken seyn, und sich weder durch die Großmuth seiner Frau, die mit seiner Schwachheit Geduld hatte, noch durch den hohen Grad seiner leidenschaftlichen Liebe entschuldigen lassen. Doch bald entriß der Tod ihm auch seine Molly wieder; — der härteste Schlag, der ihn treffen konnte, und der ihn beinahe mit ins Grab hinab gerissen hätte. Von der Zeit an hatte er mit immerwährender Kränklichkeit zu kämpfen, wobei er doch seine akademischen und übrigen sauern Arbeiten fortsetzte.

Die Zeit, als der beste Arzt verwundeter Herzen, linderte allmählich auch Bürgers Schmerz über den Verlust seiner theuren Molly. Er wünschte seinen drei verwaisten Kindern eine Mutter zu geben und sich selbst im Umgange mit einem treuen Weibe von seinen Arbeiten zu erholen. Gerade in dieser Periode erhielt er, von Stuttgardt aus, ein Gedicht, worinn ihm ein poetisches Mädchen Herz und Hand antrug. Anfangs lachte Bürger selbst über diesen seltsamen Antrag; allein manche gute Nachricht von dem schönen Mädchen, die Kühnheit ihres Entschlusses, die auf keine gemeine Weiberseele schließen ließ, selbst der Rath guter Freunde — das alles machte, daß er ihr eine poetische Antwort gab, sich in nähere Unterhandlung einließ, und im Oktober 1790 sein Schwabenmädchen abholte. Aber diese Ehe schlug für Bürgern so unglücklich aus, daß sie den Rest seines Lebens verbitterte, und nach drittehalb Jahren gerichtlich

getrennt werden mußte. Die Leiden dieser unglücklichen Ehe brachen Bürgers guten Muth und seine Gesundheit vollends; er hielt sich von dieser Zeit an fast immer in seinem einsamen Studirzimmer auf, ward im Oktober 1793 gefährlich krank, besserte sich, siechte, und starb 1794 an der Lungensucht.

Bürgers Herz war voll Wohlwollen und Menschenliebe; und, obgleich selbst in schlechten Umständen, war er doch immer wohlthätig, selbst gegen Beleidiger und Feinde; gute und edle Handlungen, von welchen er hörte oder las, rissen ihn zu lebhafter Freude und lauter Bewunderung hin; aber schlechte und unedle Thaten reizten ihn, seinen Unwillen oft in gar kräftigen Worten zu äußern. Obgleich selbst so oft von andern getäuscht und betrogen, behielt er doch eine gute Meinung von dem Menschen überhaupt. Er hat zwar als Dichter das Gefühl seines Werths hie und da eben nicht schwach geäußert, aber im Grunde war er doch ein sehr bescheidener Mann, nach äußerlichem Range gar nicht geizig; in Gesellschaft ohne Ansprüche und eher still als vorlaut. Weder von den galanten, noch den feinen Manieren des abgeschliffenen Weltmannes schrieb er sich etwas zu; indeß war er doch bei dem schönen Geschlecht stets wohl gelitten; auch verlieh es dem Dichter oft, daß von ihm das Herz in seinen Gesängen getroffen sey. An den Angelegenheiten seiner Freunde nahm er herzlichen Antheil; und zum Besten seiner Familie war er unablässig beschäftigt; bei dem allen aber trieb er eigentlich nur die Ar-

beiten mit Lust, die sich auf seine Kunst bezogen. Er besaß viele Kenntnisse in manchem Theile der Gelehrsamkeit; er hatte die besten Schriftsteller der Alten und Neuen in ihren Sprachen gelesen; er verstand diese gelehrten Sprachen sehr gut; noch im Alter lernte er die schwedische; und wie groß seine Stärke in der deutschen war, das beweisen seine Gedichte.

Bekanntlich hielt Bürger, nicht ohne Einseitigkeit, nur Volkspoesie für ächte Dichtkunst, und er strebte darnach, seinen Gedichten Klarheit, leichte Verständlichkeit und Interesse für jedermann zu geben; daher sie auch von jedem Stande und Geschlechte gelesen, auswendig gelernt und gesungen werden. Ihr Inhalt ist immer wahr, lehrreich und originell, die Darstellung warm, oft anschaulich und mahlerisch, der Ausdruck, wo nicht stets erlesen, doch stark, klar und populär; und die Verse harmonisch, lieblich, fließend und gefeilt. So viel auch von seiner üblen Stimmung, gekränkten Stolze und getäuschten Hoffnungen in seine Gedichte übergegangen seyn und an ihnen haften mag, — sie werden ihrer mannigfaltigen Flecken und der scharfen Rügen, die über sie ergangen sind, ungeachtet, sich noch lange unter uns erhalten, und der Name ihres Verfassers wird nicht untergehen. Die Natur gab ihm ein reges Gefühl für das Schöne, eine leicht sich entzündende Phantasie und eine Sprache, die das Empfundene kunstlos und Allen verständlich darstellte. Wenn er sich zuweilen zu wenig über die blos sinnliche Nachahmung erhebt, und zuweilen aus den Grenzen des

Natürlichen und Wahren in die des Platten und Gemeinen verirrt; wenn er öfters, wo er die Sprache der Einfalt reden will, ins Tändelnde und Spielende fällt, und, wenn er auf kühnern Fittigen höhern Regionen zueilt, sich versteigt; wenn er endlich, von Unmuth hingerissen, sogar Gegenstände ergreift, die unter der Würde der Musen sind: so wollen wir auf der andern Seite nicht vergessen, daß uns derselbe Dichter auch kräftige, edle, wahrhaft rührende und fleckenlose Stücke geliefert hat. In jedem Falle darf man auf seinen Tod, ohne darüber in Anspruch genommen zu werden, die schönen Verse des Römers anwenden:

Ecce! puer Veneris fert eversamque pharetram,
Et fractos arcus et sine luce facem.

Der neunte Junius.

Gest. August Hermann Franke.

Professor der Theologie und Pastor zu Halle.

In Lübeck wurde 1663 der große Reformator im Erziehungswesen, der Versorger einer zahllosen Jugend, der Stifter vortrefflicher Anstalten für Erziehung und Unterricht, den nur praktische Geschäfte hinderten, sich auch als großen Gelehrten zu zeigen, geboren. Seine Jugendjahre brachte er in Gotha zu, und die akademischen Studien trieb er in Erfurt, Kiel und Leipzig, wo er 1685 in deutscher Sprache philobiblische Vorlesungen eröffnete, in denen er alle Schrifterklärung auf praktische Anwendung zurück führte. Der Beifall, den diese neue Methode fand, war unglaublich. Man strömte diesen Vorlesungen zu, aber sie entgiengen natürlich dadurch dem Neide und den gehässigen Beurtheilungen derer nicht, die für ihren Beifall und ihre Lehrart zu fürchten Ursache hatten.

Der Verunglimpfungen müde gieng er 1690 als Diakonus nach Erfurt. Hier predigte er mit unglaublichem Beifall, gewann sich alle Herzen, zog viele Fremde nach Erfurt, entgieng aber dadurch dem Neide um

so weniger. Da viele Römischkatholische seine Predigten besuchten und protestantisch wurden, so machte man ihn am mainzischen Hofe verdächtig, und er mußte im September 1691 als ein Verführer des Volks binnen zwei Tagen die Stadt verlassen. Indessen war der Ruhm seiner Geschicklichkeit und seiner Rechtschaffenheit schon so verbreitet, daß man ihn von allen Seiten, in Coburg, Gotha und Weimar anzustellen suchte. Er zog aber einen Ruf nach Halle vor, wo er bei der erst gestifteten Universität zum Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen ernannt, und ihm zugleich die erste Predigerstelle bei der Kirche zu Glaucha übertragen wurde. Im Jahr 1698 wurde er ordentlicher Professor der Theologie, und 1715 erster Prediger der Ulrichskirche zu Halle. In dieser Stelle blieb er bis an das Ende seines Lebens, das im Jahr 1727 erfolgte.

Franke war einer der edelsten und besten Menschen. Eine allgemeine Menschenliebe, und eine Freundlichkeit, die das Herz für ihn einnahm, zeichneten seinen Charakter vorzüglich aus. Jeder war sein Nächster, der seiner Hülfe bedurfte. Sein Herz öffnete sich bald zum Mitleiden und Helfen, und seine Liebe ward nicht müde, alles zum Besten des Nächsten zu thun. Täglich wurde er von einer Menge Menschen aus der Nähe und aus der Ferne überlaufen, und immer war er freundlich und bereit, jeden zu hören, und an seinen Angelegenheiten voll liebreicher Gutherzigkeit Theil zu nehmen. Weislich wußte er die Fehler des Verstandes und des Herzens zu unterscheiden. Da er zu einer Zeit lebte, wo viele Schwärmer auftraten, die sich einen Anhang zu machen suchten, so hörte man weder in Predigten

auf sie schelten, noch versagte seine unpartheiische Liebe ihnen den Zutritt; er war duldsam gegen sie, und suchte sie zu bessern. So ausgebreitet aber seine Liebe war, so wenig machte sie ihn blind; denn er besaß eine ausgebreitete Menschenkenntniß, und wußte den Schein sehr gut vom Wesen zu unterscheiden. Daher setzte er auch das Christenthum nicht in gewisse angenommene Minen, und in ein äußerliches Betragen — ein Fehler, in den mehrere seiner Zeitgenossen und Schüler fielen. Seine Reden und noch mehr sein Beispiel bewiesen, daß er hierinn gereinigtere Einsichten besitze. Es drückte sich auf seinem Gesicht das Bild der Freundlichkeit, der mitleidigen Liebe und der Demuth aus. Die ganze Anlage seines Charakters war Friedfertigkeit; er fieng nie einen Streit an, wenn er aber in denselben gezogen wurde, so blieb er standhaft bei der Wahrheit, und verleugnete niemals seine Ueberzeugung.

Franke stund mit Spenern und einigen andern an der Spitze der pietistischen Parthei, die im Anfange des 18ten Jahrhunderts so nachdrücklich gegen die Orthodoxen kämpfte. Unverkennbar ist das Verdienst der Pietisten um Ausbreitung und Nutzbarmachung der Bibel. Die Scholastik ist durch sie wieder gestürzt und für eine nützlichere Gelehrsamkeit Raum gemacht worden; die Religion, durch eine drückende Theologie gleichsam erstickt, blühte wieder ungestört auf, und man müßte vergessen, daß Menschen als Menschen beurtheilt werden müssen, wenn man ihnen dagegen gleichsam aufrechnen wollte, daß wahre, auf Geschichte und Philologie sich gründende theologische Gelehrsamkeit hie und da durch ihre Revolution Schaden gelitten, daß in das praktische

Christenthum eine gewisse Förmlichkeit gekommen, und endlich manchmal die fromme Wirksamkeit zur verfolgenden Gewaltthätigkeit anderer geworden ist. Franke gieng, trotz der orthodoxen Eiferer und Stürmer, die von allen Orten her über ihn und den Pietismus überhaupt herfielen, seinen Weg mit Muth und Standhaftigkeit fort, führte durch seine Observationes biblicae und durch seine exegetischen Vorlesungen die Theologen zum Studium des Grundtextes der Bibel zurück, hielt ascetische Vorlesungen, in welchen Worte der Bibel, besonders des neuen Testaments, zur Erbauung angewandt wurden, und so waren auch seine Predigten erbauliche Schrifterklärungen, abgefaßt in der einfachen, aber ernsten und kraftvollen Sprache des Herzens.

Die Armen in seiner Gemeinde pflegte Franke selbst zu unterrichten, und zu ihrem Besten sammelte er bei begüterten Menschenfreunden Almosen. Als sich einst in der Büchse, die er zu diesem Zwecke in seiner Wohnstube aufstellte, 7 Kaisergulden befanden, rief er mit großer Freudigkeit: „das ist ein ehrliches Kapital, davon muß man etwas rechtes stiften: ich will eine Armenschule damit anfangen." Er fieng sie im April 1695 an, und dieses kleine Institut wurde der Grund aller der Anstalten, die man unter dem Namen des Pädagogiums und Waisenhauses begreift. In unglaublich kurzer Zeit erweiterte sich die Armenschule zu einer Verpflegungsanstalt für 200 Waisen, zu einer Bürgerschule für Knaben und Mädchen, in der die Zahl der Lehrlinge oft auf 2000 gestiegen ist, und worinn sich zu manchen Zeiten gegen 100 Lehrer zu üben Gelegenheit fanden; zu einer Erziehungsanstalt für junge Leute von

Stande, zu einer weiblichen Erziehungsanstalt für unerwachsene Töchter, adelichen und bürgerlichen Standes, einer lateinischen gelehrten Schule, in der oft an 500 Zöglinge zugleich studirt haben; einem Witwenhause; einem Seminarium für Lehrer und Hofmeister, einem Collegium Orientale, einer Verpflegungsanstalt für kranke und bedürftige Durchreisende, einer der beträchtlichsten Buchhandlungen Deutschlands, vieler andern Einrichtungen nicht zu gedenken, die sämmtlich zu wohlthätigen Zwecken getroffen würden, und die Beförderung wahren Menschenwohls zur Absicht hatten.

Kaum wars es auswärts bekannt, daß Franke sich der Erziehung der Jugend annahm, als man von vielen Gegenden her sich an ihn wandte, um Privatlehrer, die sich unter ihm gebildet hätten, zu bekommen. Jene Wünsche regten in ihn zuerst die Idee an, selbst für die Erziehung junger Leute aus den höhern Ständen zu sorgen, so wie hernach der nehmliche Antrag von minder Begüterten, eine Schule auch für sie zu stiften, die zugleich für moralische Bildung sorgte. Genau bekannt mit den Mängeln der gewöhnlichen Schulen; voll heißer Liebe für das heranwachsende Geschlecht; vereinigt mit Personen, denen gleicher Eifer jede Schwierigkeit leicht machte, entwarf er noch am Ende des 17ten Jahrhunderts einen Plan, der kaum bekannt wurde, als man von allen Gegenden her Söhne und hernach auch Töchter schickte, die man darnach erzogen wissen wollte. Die Verbesserungen, die Franke in der Erziehung und dem Schulwesen zu machen suchte, lassen sich bequem unter drei Gesichtspunkte bringen: Sorge für bessere Lehrer, für die sittliche Bildung,

und für zweckmäßigen Unterricht. Im Ganzen genommen blieb er zwar bei der Lehrart und bei den Gegenständen des Unterrichts, die damals für eigentlich schulmäßig gehalten wurden. Alte Sprachen waren und blieben die Hauptsache. Lateinisch und Griechisch wurde mit einem Eifer betrieben, wovon die zum Theil noch vorhandenen Proben der Lehrlinge in Erstaunen setzen, ob man gleich die Spuren eines gewissen Pedantismus, der doch auch seine gute Seite hatte, nicht verkennen kann. Gleichwohl finden sich auch hier schon einige eigenthümliche Ideen, die nach seiner Zeit häufig benutzt worden sind, und zur Verbesserung der Lehrmethode in den Schulen, die es wagten, veraltete Fehler für Fehler zu halten, ausnehmend viel beigetragen haben. Wäre dieser Geist, dieses Fortschreiten, diese Nachahmung seiner Thätigkeit, diese Einsicht, wodurch er so sehr über sein Jahrhundert hervorragte, immer das Eigenthum seiner Nachfolger geblieben, so würde die Welt weniger Anlaß gehabt haben, aus Verwechselung des spätern mit dem frühern, gegen ihn selbst oft undankbar und ungerecht zu werden. — Sein Andenken bleibe im Segen!

Der zehente Junius.

Gest. Charles Price.

Ein Betrüger in London.

In einer Gallerie historischer Gemählde aus dem 18ten Jahrhundert mag auch Price eine Stelle einnehmen — freilich nicht wegen rühmlicher Thaten, die ihn überlebten, sondern wegen der Originalität, die er in das abscheuliche Gewerbe brachte, das er trieb. Von tausend andern Saudieben, Beutelschneidern und Betrügern aller Art unterschied er sich auf eine eigene Art, und er wanderte auf besondern Wegen zum Gefängniß.

Price erblickte in London das Weltlicht. Sein Vater trieb das Handwerk eines Schneiders, hatte aber auch zugleich einen Handel mit alten Kleidern. Hierdurch entstand wahrscheinlich in seinem Sohne zuerst der Gedanke, sich durch Verkleidung unkenntlich zu machen. Schon in seiner frühen Jugend spielte er seinem Vater sowohl, als dessen Freunden verschiedene gröbere und feinere Betrügereien, so daß sich sein Vater genöthigt sah, ihn aus dem Hause zu jagen, und in die weite Welt zu senden. Er wurde Kammerdiener bei einem englischen Edelmann, und machte

mit diesem die Reise durch Europa. Er befand sich zu Kopenhagen, als die bekannte Revolution daselbst vorfiel, die den Grafen Struensee aufs Schaffot führte, und schrieb eine Broschüre zu Gunsten der unglücklichen Königin Mathilde. Dann kehrte er nach London zurück, und wurde wechselsweise Komödiant, Geldwechsler, Lotteriekollektor, Bierbrauer und Kaufmann. Er machte Bankerott, und wurde nach dem Gefängnisse der Kingsbench gebracht, aber bald wieder losgelassen.

Jetzt wurde er mit einer gewissen Madame Pountenay bekannt, und diese verliebte sich in ihn. Bald nachher entführte er ihre Nichte, ein schönes, aber höchst einfältiges Frauenzimmer. Diese heurathete er, und zeugte 8 Kinder mit ihr. Nunmehr fieng er an seinen Plan auszuführen und seine Betrügereien ins Große zu treiben, und hierinn zeigte er eine bewundernswürdige Geschicklichkeit. Er machte die Banknoten der engländischen Bank so geschickt nach, daß dieselben vor den ächten gar nicht zu erkennen waren. Dabei hatte er keinen Gehülfen. Er selbst verfertigte das Papier, er stach die Kupferplatte, er ahmte die Unterschriften nach, und er verhandelte diese falschen Banknoten in einer unkenntlichen Verkleidung. Weder seine Frau, noch irgend jemand anders wußte um das Geheimniß, außer Madame Pountenay, die Tante seiner Frau. Mit diesem verschlagenen Weibe lebte er in einem Hause, in einer entfernten Gegend der Stadt, und bei seiner Frau, welche diese Tante (mit der sie vormals gelebt hatte) nie zu sehen bekam, gab er vor, dieselbe sey gestorben.

Im Jahr 1780 kam die erste von seinen falschen Banknoten vor die engländische Bank. Das Papier, der Stich und die Unterschriften, alles war so vortrefflich nachgemacht, daß diese Note bei der Bank selbst durch verschiedene Hände gieng, ehe der Betrug entdeckt wurde. Erst in dem geheimen Zimmer der Bank, in welchem kein Betrug unentdeckt bleiben kann, wurde auch dieser Betrug offenbar, und bald nachher kamen ähnliche Noten in Menge ein. Lange blieb der Thäter verborgen, obgleich eine beträchtliche Prämie auf seine Bekanntmachung gesetzt war. Soviel erfuhr man bald, daß alle diese falschen Banknoten von einem verkleideten Manne herkamen, dessen wahre Gestalt niemand entdecken konnte. Seine Verkleidung war auch so glücklich, daß er in derselben selbst von seinen Freunden nicht erkannt wurde. Er trug Schuhe mit hohen Absätzen, und wickelte seine Beine in Flanell ein, daß sie geschwollen zu seyn schienen. Ueber dem linken Auge trug er ein großes Pflaster. Sein runder Hut fiel vorne über das Gesicht herunter, und ein alter Ueberrock, welchen er fest zuknöpfte, bedeckte den Untertheil seines Gesichts, so daß man sein Kinn und seinen Mund nicht sehen konnte. Dabei sprach er langsam und in einer gebrochenen englischen Sprache, wie ein Ausländer.

In dieser Verkleidung gieng er aus, wenn er seine Banknoten verwechseln wollte, und da war es dem geübtesten Physiognomen unmöglich, in ihm Charles Price zu erkennen. Auf das Weib, welches allein um sein Geheimniß wußte, konnte er sich verlassen, denn sie war eben so listig wie er. Wenn er in

seiner Verkleidung mit jemand sprach, so stellte er sich immer auf die rechte Seite, damit derjenige, welcher mit ihm sprach, nur das Auge sehen konnte, welches mit Pflaster bedeckt war. Unter seinen Freunden, mit denen er in seiner natürlichen Gestalt umgieng, war auch ein gewisser Herr Spilsbury, welcher eine Quacksalberarznei gegen Verkältungen verkauft, die in England großen Ruf hat. Diesem sandte er im November 1782, unter dem Namen Wilmot ein Billet, worinn er ihn bat, gegen Abend zu ihm zu kommen. Es geschah; Price war verkleidet und sagte zu seinem Freunde, der ihn nicht kannte, er würde morgen durch seinen Bedienten von seinem berühmten Arzneimittel etwas holen lassen. Dies geschah, und der Bediente bezahlte mit einer Banknote, auf die er das übrige Geld zurück erhielt. Die Banknote war falsch und wurde an der Bank nicht bezahlt; aber als man Herrn Wilmot in seinem Hause aufsuchte, war er verschwunden. Am folgenden Tage traf Spilsbury seinen Freund Price in einem Kaffeehause an, trank mit ihm eine Tasse Chokolade, und erzählte ihm den Betrug, der ihm gespielt worden war. „Großer Gott, rief Price, ist's möglich, daß es solche Betrüger giebt!“ „Ja, ja, erwiederte Spilsbury, es ist möglich, und die Banknote war so genau nachgemacht, daß auch bei der schärfsten Untersuchung der Betrug nicht erkannt werden konnte.“ — „Himmel, welch ein schändlicher Betrüger,“ gab Price zur Antwort.

Ein anderer von seinen Freunden, ein Kaufmann, mit dem er genauen Umgang pflog, lebte in Oxfordstreet. Zu diesem kam er einst als ein alter Mann verkleidet,

und

und kaufte verschiedenes. Nach zwei Tagen kam er in der nehmlichen Verkleidung wieder, und zwar zu einer Zeit, da sein Freund nicht zu Hause war. Diesmal hatte er sich das Gesicht und die Hände gelb gemahlt, so daß man ihn für gelbsüchtig halten mußte. Er klagte dem Ladendiener sein Uebel, dieser besaß zufällig ein Recept gegen die Gelbsucht und gab es Pricen. Nach einigen Tagen kam er wieder, sah nun nicht mehr gelbsüchtig aus, beschenkte den Ladendiener aus Dankbarkeit mit einer Banknote, und bat ihn, ihm eine andere zu wechseln. Es geschah, und da er nach einigen Tagen wieder kam, ließ er noch 5 Banknoten wechseln, und niemand ahndete einen Betrug. Bald aber kamen diese Noten nach der Bank, und der Betrug wurde entdeckt. Der Ladendiener erzählte die Geschichte; die Bank schlug die Bezahlung ab; der Geldwechsler forderte sein Geld zurück, und da der Ladendiener nicht bezahlen konnte, so fieng der Geldwechsler einen Prozeß mit dem Herrn des Ladendieners, mit Prices Freunde an, weil auch dieser sich weigerte, die 250 Pf. Sterl. zu bezahlen. Price hörte von dem Prozeß und besuchte seinen Freund, um sich genau nach allen Umständen zu erkundigen. Er rieth ihm ja nicht nachzugeben, und nahm an dem Prozesse mit anscheinender freundschaftlicher Geschäftigkeit, recht thätigen Antheil.

Solche Betrügereien spielte er in großer Menge, und lange blieben die Bemühungen der Direktoren der Bank, ihn in ihre Hände zu bekommen, fruchtlos. Zweimal waren sie ihm auf der Spur, aber beidemal entgieng er ihnen. Endlich wurde er in seiner eigentlichen Gestalt, als Price, gefangen genommen. Man durch-

suchte seine Wohnung, da man aber in derselben nichts verdächtiges fand, und seine unschuldige Frau von allem nichts wußte, so konnte man immer nichts auf ihn bringen. Da ihm überdies bekannt war, daß, nach den englischen Gesetzen, das Zeugniß der nächsten Verwandten in Criminalsachen nichts gilt, und daß Frauen und Kinder nicht gezwungen werden können, gegen ihre Männer und Aeltern zu zeugen, so ließ er seine Frau und seinen ältesten Sohn, einen Knaben von 15 Jahren, zu sich ins Gefängniß kommen. Es war ihm alles daran gelegen, daß die Instrumente, deren er sich zu Verfertigung der falschen Banknoten bedient hatte, zerstört werden möchten, und daher entdeckte er seiner Frau das ganze Geheimniß seiner Betrügereien, und die Wohnung der Madame Pountenay, ihrer Tante, welche sie schon lange für todt gehalten hatte. Er schrieb derselben einen Brief, und trug ihr auf, alles zu zerstören, was zu einer Entdeckung leiten könnte. Dies geschah; Price erfuhr es im Gefängnisse, aber er war nicht ruhig, und faßte den Entschluß, sich selbst umzubringen. Die Mittel dazu verschaffte ihm sein Sohn, ohne etwas von dem Vorhaben des Vaters zu wissen, der sich 1789 an einem an der Gefängnißthüre befestigten Stricke aufhieng, wo man ihn des Morgens todt fand. Um seine Betrügereien auszuführen, hat sich Price immer einer oder der andern Verkleidung bedient, und man hat ausgerechnet, daß er 45 verschiedene Charaktere, unter 45 verschiedenen Verkleidungen gespielt hat.

Der eilfte Junius.

Gest. Peter der Große, Kaiser von Rußland.

Peter, im Jahr 1672 geboren, war der jüngste von drei Söhnen, welche der Zaar Alexei hinterließ. Feodor, der Erstgeborne, trat in seinem 19ten Jahre die Regierung an, starb aber schon nach sechs Jahren. Er hatte Petern zu seinem Thronfolger ernannt, allein dieser war erst ein Kind von acht Jahren. Seine Schwester Sophie bemächtigte sich der Reichsverwaltung. Ihre Ehrsucht veranlaßte das schwarze Projekt, Petern umzubringen; es wurde aber entdeckt, Sophie ins Kloster geschickt und Peter bestieg im Jahr 1689 zu Moskau den Thron, da sein blödsinniger Bruder Iwan seinen Regierungsrechten freiwillig entsagte und 1696 starb.

Rußland, das in unsern Zeiten einen so hohen Rang unter den europäischen Mächten behauptet, war damals gleichsam die Wildniß von Europa. Peter

hatte eine Erziehung genossen, die geschickt war, die Barbarei seines Reichs zu bestärken und zu vermehren. Ein Fremder wurde sein Bekannter, sein Rathgeber und die mittelbare Veranlassung von der Staatsreformation von Rußland. Dies war der Genfer le Fort, der das ganze Vertrauen des Zaars gewann. Er erzählte dem jungen Prinzen von seinen Reisen, schilderte ihm die vorzüglichsten Einrichtungen anderer Länder, und die vielen Verbesserungen, deren Rußland fähig wäre. Das Genie Peters erwachte; er entschloß sich Mensch zu werden, Menschen zu beherrschen, und eine neue Nation zu erschaffen. Hierzu bedurfte es fremder Hülfe und eigener Einsicht. Mehrere Fürsten hatten vor ihm aus Ueberdruß und Liebe zur Bequemlichkeit die Regierung niedergelegt; aber keiner den Thron auf einige Zeit verlassen, um erst besser regieren zu lernen. Er thats, gieng 1697 nach Holland, und arbeitete zu Saardam bei den Schiffen und in der Schmiede als ein gemeiner Mann. Er war auch nicht selten zu Amsterdam, um die anatomischen Vorlesungen des berühmten Ruisch zu hören, und wurde ein ziemlicher Chirurgus. In England war er eben so fleißig, nahm Kapitains, Wundärzte, Artilleristen und eine beträchtliche Anzahl Künstler in seinen Sold, und eilte dann 1698 in sein Reich zurück, wo seine Schwester Sophie zum drittenmal einen Aufruhr erregt hatte. Er bezähmte ihn, und schaffte bei dieser Gelegenheit das gefährliche Heer der Strelitzen beinahe ganz ab.

Jetzt fieng der thätige Mann muthig an, seine edlen Absichten, in Ansehung der Nation selbst, auszuführen. Er gebot, daß man sich bei mündlichen oder schriftlichen Anreden an ihn nicht mehr Sklav, sondern Unterthan nennen; daß man sich wie die übrigen Europäer kleiden; daß künftig der bisherige übertriebene Zwang, der im Umgange zwischen beiden Geschlechtern geherrscht hatte, aufhören; daß künftig sich jeder seine Gattin selbst wählen sollte. Er beförderte und unterstützte nachdrücklich das bisher verbotene Reisen in fremde Länder, veränderte den Kalender dahin, daß man nicht, wie sonst, das Jahr mit dem September, sondern mit dem Januar anfangen sollte; er schränkte die vorige despotische Gewalt der Statthalter dadurch ein, daß er den Städten und Dörfern besondere Beamten gab; legte Fabriken und Manufakturen an, deren es bisher nur einige wenige von geringer Bedeutung gab. Eben so sehr ließ er sich die Aufklärung seiner Russen durch eine verbesserte kirchliche Verfassung angelegen seyn: die bisherige geringe Anzahl von Schulen wurde vermehrt; nützliche Bücher, welche er theils aus andern Sprachen ins Russische übersetzen, theils neu verfertigen ließ, wurden gedruckt, und der zahlreiche Mönchsstand eingeschränkt.

Während eines fast 9jährigen gefährlichen Krieges gegen Schweden, den er 1709 durch die Schlacht bei Pultawa siegreich endigte, ruhete sein Reformationsgeist nicht. Es wurde während dieser Zeit die Schafzucht ansehnlich verbessert; mehrere Manufakturen und Fabriken wurden angelegt; die Handlung

des Reichs durch Kanäle in Aufnahme gebracht; die Bergwerke in Sibirien bearbeitet; in Moskau eine Schule für Seekadetten gestiftet; bei Asow große Kriegsschiffe und auf den Seen Peipus und Ladoga eine schöne Ruder- und Galeerenflotte erbaut; und Petersburg angelegt und zur neuen Hauptstadt des Reichs erhoben. Die Lage dieser neuen Stadt, nicht weit von der See, war ihm desto nützlicher, da 1711 in dem unglücklichen Feldzug wider die Türken, welche Karl XII. wider ihn aufgehetzt hatte, Asow und mit dieser Festung auch die dortige Seemacht verloren gieng. Wer hätte es denken sollen, daß der sonst so kluge Zaar in eben diesem Feldzug in die Fehler der Unvorsichtigkeit, Verwegenheit und des Starrsinns hätte verfallen können, die Karln ins Unglück stürzten, und die er ehedem so sorgfältig vermieden hatte? Es ist bekannt, in welche verzweifelte Lage sich Peter durch die gänzliche Einschließung seiner Armee am Pruth durch das seinen Truppen weit überlegene türkische Heer versetzt sah, und daß er sich glücklich schätzen konnte, daß er durch die Bestechung des feindlichen Feldherrn einen Frieden erhielt, der ihn weiter nichts als jene Festung und die umliegende Gegend kostete. Seine damalige zweite Gemahlin Katharina ward wegen ihrer hier bewiesenen Klugheit seitdem als die Retterin des Reichs mit allgemeiner Liebe und Verehrung betrachtet.

Kronstadt, einige Meilen von Petersburg, das ihm auch sein Daseyn verdankt, ward nun der herrliche Standort seiner Flotte, die im Jahr 1718 schon aus 20 Li-

nienschiffen, einer guten Anzahl Fregatten und beinahe 200 Galeeren bestand. Peter hatte sich mit bewundernswürdiger Anstrengung eine Marine geschaffen, und Zeitlebens war sie auch seine innigste Freude. Gestützt auf seine immer wachsende See- und Landmacht setzte er den Krieg gegen Schweden mit neuer Anstrengung fort, und endigte ihn 1721 durch den Nystädter Frieden so ruhmvoll, daß er nun den Kaisertitel annahm. Er gewann in diesem Frieden weit mehr, als er selbst gehofft hatte, denn ihm blieb ganz Livland, Esthland und Ingermannland, nebst Wiburgslehn und einem Theil von Carelen. Das Reich war in diesem zwanzigjährigen Kriege so ganz schuldenfrei geblieben, daß Peter versicherte, er wollte ihn noch 20 Jahre ohne Schulden zu machen fortgesetzt haben. Daher zahlte er auch den Schweden noch zwei Millionen Rubel für die Abtretung von Livland, und fieng gleich wieder einen persischen Krieg an, der wegen der Zufuhr für die Armee höchst kostbar war. Die Truppen, die Wiburg erobert hatten, eroberten jetzt die schönsten Provinzen des persischen Reichs an der Westseite des kaspischen Meers. Daghestan, Schirwan und Gilan mußten ihn im Frieden von den Persern abgetreten werden.

Von nun an sehen wir Petern, unter dem wohlthätigen Schatten des Friedens, seine Bemühungen verdoppeln, und seinen ausgebreiteten Staaten durch weise Gesetze, durch eine strenge, aber auch wohlfeile Justiz, gute Polizei, Aufhebung der Bettelei, der übermäßigen Kleiderpracht und der Glücks-

spiele, durch Errichtung von Waisen- Armen- und Arbeitshäusern, durch eine vollkommenere Einrichtung der Münzen, durch Anlegung neuer Städte und Festungen, durch eine herrliche Regulirung seiner Einkünfte, durch Aufnahme des Handels, besonders in seiner neuen Residenzstadt, durch seine wiederholten Bemühungen, den kunstreichen Fleiß der Ausländer, in Verfertigung der Tapeten, Spiegel, Leinwand und Seidenwaaren bei seinen Unterthanen einzuführen, denjenigen Grad von Wohlstand, Kultur und fester Konsistenz zu verschaffen, den er ihm, nach seinen besten Kräften nur geben konnte. Freilich konnte der große Aufklärer seiner Nation nicht immer geraden Weges fortgehen. Es gab auch unter den Russen, besonders unter ihrer Geistlichkeit, eine Menge Mißvergnügte. Die Nation im Ganzen genommen ließ aber doch den thätigen Bemühungen ihres guten Kaisers Gerechtigkeit widerfahren, und er konnte auch, vermöge seiner unumschränkten Gewalt, den Widerstand der geringen Zahl seiner Unterthanen leicht vereiteln; aber Ein trauriger Umstand verbitterte ihm jede Freude über die guten Fortschritte, welche die Nation machte, und ließ ihn oft traurige Blicke in die Zukunft thun. Sein eigener Sohn Alexis war es, der so wenig seinen Erwartungen entsprach; er verabscheute die Neuerungen seines Vaters, gieng mit strafbaren Anschlägen gegen denselben um, und dieser ließ ihn, nach einer gerichtlichen Verurtheilung im Jahr 1718 enthaupten.

Mitten unter den großen Bemühungen, noch voll von neuen wichtigen Entwürfen zur Glückseligkeit

seines Volks, übereilte den Kaiser am 8. Febr. 1725 der Tod. Schon bei seinen Lebzeiten gaben ihm seine Unterthanen den Namen des Großen mit einem Rechte, wie seiner nur irgend ein Regent der Vorwelt würdig war. Peter war ein außerordentlicher Mensch, von einer Schnellkraft, die nie gelähmt werden zu können schien, und von einem Wahrheitssinn, den kein religiöses oder politisches Vorurtheil täuschen konnte. Sein Ehrgeitz, so grenzenlos er war, verleitete ihn nie zur Eitelkeit, seine Wißbegierde nie zur bloßen Neugier, sein großer Monarchie-Plan nie zur kahlen Habsucht des Eroberers, und so rastlos und thätig er war, so standhaft war er auch in allen seinen Entwürfen. Liebe zum Trunk und eine Rauhigkeit und Heftigkeit, die ihn manchmal zu Unmenschlichkeiten verleiteten, waren seine vornehmsten Fehler.

Der zwölfte Junius.

Gest. Johann Andreas Cramer.

Kanzler der Universität Kiel.

Stehe still an dem Monument des Mannes, der von der Armuth sich zu den verdientesten Stellen der Menschheit empor arbeitete. In einer einsamen Dorfkirche bildete er sich zu dem Kanzelredner, welcher Kopenhagen erschütterte.

Cramer war der Sohn eines armen Predigers zu Jöstädt im Erzgebirge, und am 29sten Januar 1723 geboren. Als ihn sein Vater hinlänglich vorbereitet hatte, kam er auf die Fürstenschule nach Grimma, und 1742 nach Leipzig, wo er sich sehr einschränken mußte, da auch sein Vater indessen gestorben war. Sein Fleiß empfahl ihn indessen bald dem ältern Breitkopf, der ihn nicht blos zum Korrektor, sondern auch, beim ersten Theil des Baylischen Wörterbuchs, zum Uebersetzer brauchte, und ihn, zum Behuf großer Ver-

lagsartikel, aus kleinen Büchern Auszüge machen ließ. Daneben ertheilte er Privatunterricht, und als er 1745 Magister geworden war, fieng er nicht ohne Beifall an, Vorlesungen zu halten. Schon damals zeichnete er sich nicht nur als prosaischer Schriftsteller, sondern auch als Dichter rühmlich aus; viele Aufsätze in den Bremischen Beiträgen und in der Sammlung vermischter Schriften rühren von Cramer her.

Im Jahr 1748 wurde er Prediger zu Krellwitz und Daspig, zwischen Magdeburg und Halle — eine beschwerliche Landstelle, die jährlich kaum 300 Reichsthaler trug. Seine akademischen Freunde besuchten ihn gleichwohl zum öftern, vornehmlich J. A. Schlegel und Rabener. Durch seine schon zu Leipzig angefangene Bearbeitung der Bossuetschen Weltgeschichte und durch seine Uebersetzung der Homilien des Chrysostomus, wobei ihm Schlegel half, bekam er indessen bald einen Namen, und schon 1750 den Ruf zum Oberhofprediger und Konsistorialrath in Quedlinburg. Die Aebtissin hörte nicht wohl, daher mußte ihr Hofprediger dieselbe Predigt, die er Sonntags vor der Gemeine gehalten hatte, ihr noch einmal vortragen. Dafür beschenkte sie ihn reichlich, als er 1754 einem Rufe als deutscher Hofprediger nach Kopenhagen folgte. Hier war er mit seiner Kanzelberedsamkeit ganz am rechten Orte; vorzüglichen Eindruck machten seine, bei außerordentlichen Gelegenheiten mit einem außerordentlichen Aufwand von Worten, gehaltenen Predigten, wie an Buß- und Konfir-

mationstagen, bei dem Erdbeben zu Lissabon rc. Er ward im Jahr 1765 auch Professor an der kopenhagenschen Universität, und während der ganzen Regierung Friedrichs V. wurden seine Verdienste mit Ehre, Ansehen und Vortheilen belohnt; der König selbst schätzte und liebte ihn. Allein nach Friedrichs Tode fieng man an, Cramern zu kränken, und durch eine angesponnene Kabale verlohr er gar die Hofpredigerstelle, wodurch er sich für berechtigt gehalten hatte, gegen die einreißende Zügellosigkeit am Hofe apostolisch zu eifern. Nun war sein Entschluß gefaßt, Kopenhagen zu verlassen. Er erhielt auch bald von mehrern auswärtigen Ministern ehrenvolle Anträge, allein er zog diesen 1771 den Ruf zum Superintendenten in Lübeck vor.

Mit Ansehen bekleidete er auch diesen wichtigen Posten. Aber kaum hatte er einige liturgische Verbesserungen getroffen, und eine neue Erklärung des lutherischen Katechismus, zum allgemeinen Gebrauche der Schule, veranstaltet, als er wieder wegberufen wurde. Er gieng 1774 als Prokanzler und erster Professor der Theologie auf die dänische Universität zu Kiel; und zehen Jahre später wurde er zum ordentlichen Kanzler ernannt. Als Professor schränkte er sich nur auf einige statarische Vorlesungen ein, sobald die Fakultät, der er insbesondere vorgesetzt wurde, auf seine Vorstellung und Empfehlung, mehrere Mitglieder erhielt. In der Schloßkirche hielt er mehrere Predigten, und auch einige Konfirmationen. Die, zum Theil noch bestehende, An-

stalt zur Uebung künftiger Religionslehrer im Predigen errichtete er. Angelegentlich sorgte er für die Vermehrung der Fonds der Universität, für die Anstellung mehrerer Lehrer, und für eine beträchtliche Vermehrung ihres Gehalts. Der Universitätsbibliothek verschaffte er ansehnliche Summen, die akademischen Gesetze suchte er zweckmäßiger einzurichten, und gründete eine besondere Professoren-Witwenkasse. Bei der Einrichtung des 1781 eröffneten Schulmeister-Seminariums war beides, Plan und Ausführung, sein Werk. Er arbeitete selbst einige Lehrbücher aus, die er immer noch, so wie die ganze Anstalt, zu verbessern suchte. Er verschaffte dem Seminarium Land zur Anlegung einer Baumschule, und sorgte auf alle Weise für die Vermehrung der Einkünfte desselben. Seinem Vorschlage gemäß ward in Schleswig und Holstein eine strengere Prüfung der Kandidaten des Predigtamts angeordnet, und er nahm selbst jährlich in Schleswig an derselben Theil. Das neue Schleswig-Holsteinische Gesangbuch beschäftigte ihn vier Jahre hindurch; er verfertigte nehmlich selbst noch verschiedene Lieder für dasselbe. Auch einen neuen Landeskatechismus schrieb er, und ermüdete nicht eher in seiner gemeinnützigen Wirksamkeit, als bis ihn 1788 der Tod von seinem Posten abrief.

Cramer war von mittlerer Größe, aber starker und ansehnlicher Bildung. Immer herrschte Würde in seinem Antlitz, welches braun und männlich schön, und des treffendsten Ausdrucks jeder Empfindung fähig war. Seine Augen waren funkelnd

und groß, seine Sitten die des feinsten Weltmanns, und eben so seine Unterhaltungen. Sein Temperament war heftig, aber er war ganz Meister desselben. Einbildungskraft, Gedächtniß, Verstand, Beurtheilungskraft, Erinnerungs- und Vergleichungsvermögen, alles war bei ihm groß, und in der vollkommensten Harmonie. Das gemeine Beste war das Ziel seiner ganzen Geschäftigkeit. Das weichste Herz war bei ihm mit fester männlicher Standhaftigkeit verbunden. Die reinste, von der Religion gebildete Menschenliebe belebte seine ganze Seele, und bezeichnete jede seiner Handlungen. Im Umgange mit Damen, und überhaupt wo leichte, vergnügende Unterhaltung der Zweck war, gab er einen eben so unvergleichlichen Gesellschafter ab, als unschätzbar seine Gespräche dem Gelehrten waren, wenn er über gelehrte Materien sprach. Seine Gelehrsamkeit war unbegrenzt; seine Belesenheit unermeßlich. Er hatte eine fast einzige Schnelligkeit und Kraft zur Arbeit, die allen Begriff übersteigt, als Naturgabe erhalten. Er schrieb mit der kleinsten, obwohl immer leserlichen Schrift, einen halben Bogen, ehe andere, auch nicht langsam arbeitende, eine Seite schrieben. Er las eben so schnell eine Folioseite, als andere zwei Perioden.

Die literarischen Verdienste dieses unsterblichen Mannes sind groß und mannigfaltig. Er hat unter den Theologen des 18ten Jahrhunderts beinahe ein halbes Jahrhundert gewirkt, und sich um die Gelehrsamkeit und Ausbildung der Theologie mittelbar viele und bleibende Verdienste erworben. Ihn wird

man immer unter die ersten und vorzüglichsten Beförderer des bessern Geschmacks in der deutschen Sprache und der Kanzelberedsamkeit rechnen. Vielleicht würden seine zahlreichen Predigtsammlungen, bei ihren wirklichen Vorzügen, noch besser seyn, wenn theils mehr Scheidung der gelehrten und populären Theologie, theils weniger Aufwand in Worten in ihnen wäre. Bei aller Standhaftigkeit, womit Cramer die ältern dogmatischen Vorstellungen großentheils in seinen Abhandlungen, Predigten und populären Schriften beibehielt, kann man ihn doch wegen der Billigkeit, womit er die jüngern Theologen beurtheilte, unter die Beförderer der aufgeklärten Theologie zählen. Erhaben und bewundernswerth sind seine Verdienste um die Geschichte, besonders um die Kirchengeschichte, und vornehmlich der mittlern Jahrhunderte. Wahrscheinlich wird er lange der Einzige bleiben, der sich mit der Gelehrtengeschichte des Mittelalters so lange und so anhaltend beschäftigt hat und seine Bearbeitung von Bossuets Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion wird man stets unter die Werke zählen, die dem deutschen Forschungsgeiste zur größten Ehre gereichen. Seine glückliche und fruchtbare Poesie heiligte er ganz der Religion und Tugend. Ihm war großer Reichthum der Gedanken und des Ausdrucks eigen; sein dichterisches Feuer ist hinreißend, seine Bildersprache äußerst belebend, und der oft sanftere Ton seines frommen Liedes wohlthätig erwärmend und beruhigend für das Herz.

Dabei ist sein Versbau ungemein wohlklingend, mannigfaltig und bedeutungsvoll.

Cramer war der zärtlichste Gatte und Vater, der wärmste und uneigennützigste Freund, der eifrigste und thätigste Patriot; ein Christ im Herzen und mit der That, in aller Absicht einer der edelsten und größten Menschen, welche die Erde gehabt hat!

Der

Der dreizehente Junius.

Gest. Peter Hasenclever.

Kaufmann in Landshut.

Große Unternehmungen, mit tiefer Einsicht und patriotischem Geist ausgeführt, zeichneten diesen Kaufmann vor Tausenden seines Standes aus. Seine Jugend verlebte er in der zweckmäßigsten Vorbereitung auf seinen künftigen Stand. Er war am 24sten November 1716 zu Remscheid im Herzogthum Berg, wo sein Vater Handlung trieb, geboren, und kam schon in seinem 7ten Jahre zu einem Großvater nach Lennep, der feine Tücher aus spanischer Wolle fabriziren ließ. Um das Fabrikwesen praktisch kennen zu lernen, sandte ihn sein Vater im 14ten Jahre auf einen Stahlhammer nach Solingen, wo er bei schlechter Kost und schlechtem Lager vom frühen Morgen bis in den späten Abend die härtesten Arbeiten verrichten mußte. Nach 3 Jahren besuchte er auf 6 Monate Lüttich, um sich im Französischen zu vervollkommnen, und arbeitete dann 2 Jahre lang auf dem Comptoire seines Vaters. Dieser sandte ihn darauf in Geschäften nach Frankreich, und in seinem 20sten Jahre machte er eine zweite

Reise durch ganz Frankreich und Brabant, einen Weg von 400 Meilen, zu Fuß. In den 4 folgenden Jahren bereiste er Frankreich noch dreimal, und beschloß dann, sein eigen Glück in der Fremde zu suchen, da die väterliche Handlung durch verschiedene Unfälle sehr gelitten hatte.

Hasenclever verließ das väterliche Haus ohne Vermögen, und verband sich mit einem reichen Verwandten, der zu Burscheid bei Aachen eine Tuch- und Nähnadel-Fabrik besaß. Mehrmals reiste er in Geschäften desselben nach Frankreich, Spanien, Sachsen, Schlesien, Polen und Rußland, und als er die Handlung in den blühendsten Zustand gesetzt hatte, entließ ihn der undankbare Verwandte, der ihm vorher mit der Aufnahme in die Handelsverbindung geschmeichelt hatte. Nun trat er mit zwei Vettern in Lissabon in Handlungsverbindung, und machte dort gute Geschäfte im Tuch- und Leinwandhandel. Als die deutsche Leinwandhandlung in Portugall aber abzunehmen anfieng, trennte er sich in Freundschaft von seinen Kompagnons, und gieng eine neue Handelsgesellschaft in Cadix ein. Diese Handlung rettete er in sehr gefährlichen Zeitläuften vom Untergange, und brachte sie durch Thätigkeit und wiederholte Reisen, fast in alle europäische Länder, in die Höhe; aber da seine Handlungsgesellschaften nicht das Ihrige thaten, vielmehr unsichere und nachtheilige Contrakte in seiner Abwesenheit geschlossen hatten, trennte er aus Verdruß sich auch von diesen und verband sich mit einer andern soliden Handlung, die große Geschäfte nach Amerika machte, welche sich einmal in einem einzigen Jahre über dritthalb Millionen beliefen.

In Cadix fand Hasenclever öfters Gelegenheit, sich mit Amerikanern von den Produkten ihres Vaterlandes zu unterhalten. Er erfuhr, daß man daselbst Eisenerz in Menge oft nahe bei großen Waldungen fände, und daß diese Waldungen nicht selten ganz umsonst, allemal aber wenigstens für einen sehr billigen Preis zu bekommen wären; auch vom Flachs- und Hanfbau versprach er sich in Nordamerika großen Gewinn, und der Erfolg bewies, daß er richtig kalkulirt hatte. Er etablirte in dieser Hinsicht in London, in Verbindung mit einer Handelsgesellschaft, ein neues Handelshaus, und wollte mit Hülfe desselben die große Unternehmung in Amerika ausführen. Im April 1764 gieng er nach Neujork, fand seine hohen Erwartungen vollkommen befriedigt, und schritt nun mit einer fast unbegreiflichen Thätigkeit zur Ausführung. Zuerst kaufte er ein Eisenwerk, das wegen Mangel an Arbeitern hatte liegen bleiben müssen. Er setzte es wieder in Stand, und schon nach einigen Monaten wurde fertiges Eisen daraus geliefert. Nun kaufte er Wälder und Eisenminen. Er ließ Bergleute, Schmiede, Köhler u. s. w. aus Deutschland kommen, mit Weibern und Kindern zusammen 535 Personen, gab ihnen sogleich Arbeit, und schickte schon im Anfange des Jahres 1765 einige Parthieen Stangeneisen nach London, wo es sehr gut gefunden wurde.

Nun reiste er weiter in Amerika herum, und kaufte Waldungen, in deren Nähe Eisenminen lagen, und andere Ländereien zu Eisenwerken, zu Pottaschsiedereien, zum Anbau von Flachs, Hanf und Röthe,

zusammen 52,000 Morgen. Ferner wurden 122 Pferde, 214 Züge Ochsen, 51 Stücke Kühe, nebst allen Geräthschaften und Werkzeugen angeschafft, 53 Eisenminen untersucht, und in einer Zeit von 19 Monaten 217 Gebäude aller Art, Wohnhäuser, Schuppen, Magazine, Schmelzöfen, Schmieden, Ställe, Säge- Stampf- und andere Mühlen aufgeführt. Zugleich legte er noch zur Erleichterung des Transports Brücken und Wege bis in eine Entfernung von 8 englischen Meilen an, und außerdem wurden vier große Wasserbehälter gegraben, damit die Mühlen und die andern Werke sowohl im Sommer als im Winter im Gange bleiben können. Diese Behälter waren $1\frac{1}{2}$ bis 5 englische Meilen lang und $\frac{3}{4}$ bis 2 Meilen breit. Schon waren tausend Schwierigkeiten besiegt, alles befand sich in voller Thätigkeit, und das in der Unternehmung steckende Kapital verdoppelte sich in einem Jahr. Aber der in London ausgebrochene Bankerott zweier verschwenderischer und betrügerischer Kompagnons nöthigte ihn, nach England zurück zu reisen. Er suchte die Angelegenheiten so gut als möglich herzustellen und kehrte, durch das Vertrauen und die Unterstützung der übrigen Interessenten gestärkt, nach Amerika zurück, wo er aber vernehmen mußte, daß diejenigen, denen er die Geschäfte in seiner Abwesenheit anvertraut hatte, unglaublich nachläßig und betrügerisch gehandelt, große Summen vergeudet und viele Schulden gemacht hatten. Noch suchte er zu retten, was zu retten war. Aber die Handelsgesellschaft nahm ihm jetzt die Direktion ab. Er kehrte also mit blutendem Herzen nach England zurück, führte einen langwierigen Prozeß mit seinen Geg-

nern, die ihn um sein ganzes Vermögen von mehr als 40,000 Pf. Sterl. gebracht hatten, und wurde erst nach 20 Jahren von allen Foderungen, welche seine treulosen Kompagnons an ihn gemacht hatten, losgesprochen, wodurch es ihm nun erst wieder vergönnt war, Handel in England zu treiben.

Aber Hasenclever hatte, nach jahrelangen muthigen und durch nichts zu erschütternden Kämpfen für seine gerechte Sache, England längst verlassen und 1773 in Landshut in Schlesien eine Handlungsverbindung mit einem andern Kaufmann geschlossen. Dieses Handlungshaus wurde bald eines der angesehensten. Aber seine Thätigkeit schränkte sich weder jetzt, noch sonst auf seine Privatangelegenheiten ein, sondern er verstand es, seinen Vortheil in dem allgemeinen Interesse zu finden. Daher sprach und schrieb er immer von der Verbesserung der General-Handlung. In dieser Hinsicht machte er sich besonders um die Aufnahme des schlesischen Leinwand-Handels verdient. Schon in frühern Jahren hatte er zur Verbesserung des schlesischen Handels mitgewirkt, indem er sich unter andern, nach der Auffoderung Friedrichs des Großen, mit dem schlesischen Minister von Massow darüber beredet und ihm Maaßregeln an die Hand gegeben hatte. Seine neuern wichtigsten Vorschläge betrafen die Anlegung von Flachs- und Garn-Magazinen und von einem allgemeinen Kommerz-Kollegium. Die von ihm darüber und über andere Gegenstände des Handlungswesens gedruckten Aufsätze sind bleibende Beweise seines umfassenden und eindringenden Handlungsgeistes.

Hasenclever liebte die Menschen, und selbst die größten Betrügereien, wodurch er so außerordentlich viel verloren hatte, konnten ihnen sein Herz nicht entziehen. Daher war er gern unter Menschen. In Gesellschaften hörte er lieber zu, wenn andere sprachen, um immer noch von ihnen zu lernen, als daß er selbst gesprochen hätte. In der Unterredung war er freimüthig, und sagte selbst solchen, die von einem höhern Stande, als er, waren, immer ganz offenherzig seine Meinung. Da er in seinem Fache so wichtige Erfahrungen gesammelt hatte, so hörte man gern sein Urtheil, und suchte seinen Rath. Seine Verdienste waren so bekannt, daß ihm der Kaiser Joseph II. schon vortheilhafte Anträge machen ließ; auch der dänische Hof folgte diesem Beispiel. Doch Hasenclever schlug alles aus; er wollte lieber, nach seinen eigenen Worten, ein kleiner Herr als ein großer Knecht seyn. Besonders verehrungswürdig erscheint er in seinen Familienverhältnissen. Von eilf Kindern war er das älteste, und er war der Versorger aller seiner Geschwister. Ja er legte sogar den Grund zum guten Fortkommen entfernter Verwandten. In seinem 77sten Lebensjahre verließ er 1793 die Erde.

Der vierzehnte Junius.

Ermordet, Johann Baptist Kleber.

Französischer Obergeneral in Egypten.

Kleber war ein Strasburger von bürgerlicher Abkunft, geboren 1750. Nach dem frühen Tode seines Vaters kam er, ein wilder unbezähmter Knabe, zu einem Landpfarrer unweit Strasburg in Pension. Dieser sandte ihn aber, da er über den feurigen Zögling nichts vermochte, der Mutter wieder zurück. Sein Körper wuchs bald zu kolossaler Größe heran, und schon in seinem zarten Alter hatte er den Wuchs eines vollen Mannes. Er bestimmte sich für den Stand seines Stiefvaters, die Baukunst; beschäftigte sich fleißig mit Zeichnung und Mathematik, und arbeitete nebenbei als bloßer Handwerker. In seinem 16ten Jahre sandte man ihn, um seine vorzüglichen Talente zur Architektur weiter auszubilden, nach Paris. Er war damals — nicht ein lebhafter, feuriger junger Mensch, sondern — ein sinnloser, unbändiger Lüstling, im vollsten Sinne des Worts. Nachdem er in Paris ein paar Jahre verschwelgt hatte, kam er in seine Vaterstadt zurück.

— Ein Zufall eröffnete ihm eine neue Laufbahn. Er machte auf einem Kaffeehause mit einigen Fremden Bekanntschaft, und diese verschafften ihm eine Stelle in einer Militairschule in München. Hier machte er, schon lange ein Freund des Militairstandes, in den Studien schnelle Fortschritte, seine Lehrer ertheilten ihm oft öffentliche Lobsprüche, und über seine Mitschüler erwarb er sich durch seinen gigantischen Wuchs und sein imponirendes Bezeigen eine entschiedene Superiorität. Einst besuchte der kaiserliche General Kaunitz (ein Sohn des Staatskanzlers) die Militairschule, interessirte sich für Klebern, und nahm ihn als Lieutenant unter sein Regiment auf.

Nach dem Baierischen Erbfolgekriege kam er nach Luxenburg in Garnison. Seine Kameraden liebten, seine Chefs schätzten ihn, und er hätte glücklich leben können, wenn ihn nicht sein Hang zur Sinnlichkeit in Schulden ohne Zahl gestürzt hätte. Nie berechnete er seine Ausgaben nach seinen Einnahmen. Wenn er Geld hatte, war er freygebig bis zur Verschwendung; niemand war je so unbekümmert um die Zukunft. Zuletzt fand er zur Befriedigung seiner Gläubiger keinen andern Ausweg, als daß er seine Dimission gab, und nun war er wieder auf dem Punkt, von dem er vor zehen Jahren ausgegangen war.

Um seinen Unterhalt zu gewinnen, nahm er jetzt wieder zu seinem architektonischen Talent Rekurs. Er ward Aufseher der öffentlichen Gebäude im obern Elsaß, und verlebte sechs glückliche Jahre zu Belfort. Mehrere schöne Gebäude stiegen unter seiner Aufsicht und nach seinen Planen empor, er drang immer

tiefer in die Geheimnisse seiner Kunst ein, und nährte seinen Geist durch die Lektüre der besten Schriftsteller. Allein die Revolution beraubte ihn seiner Anstellung, und er ward nun ihr feurigster Anhänger. Er las nicht, er verschlang alles, was auf diesen interessanten Gegenstand Bezug hatte. Man gab ihm bei einem Bataillon Freiwilliger die Stelle eines Oberadjutanten, und er zog 1792 zu der Armee des General Custine nach Mainz. Als dieser im Frühling des folgenden Jahres sich vor den andringenden Preußen schleunig zurück ziehen mußte, ließ er in Mainz eine zahlreiche Garnison zurück, worunter sich auch Klebers Bataillon befand. Dieser fand nun bald Gelegenheit zu zeigen, wer er war. Er nahm, als Generaladjutant, fast an allen jenen glänzenden Ausfällen Theil, wodurch die Garnison sich so vielen Ruhm erwarb. Aber alle diese Tapferkeit war verloren, denn da keine Armee zum Entsatz herbei rückte, so mußte Mainz endlich kapituliren.

Kleber wurde nicht lange darnach als Brigadegeneral nach der Vendee geschickt, und er war unter allen Generalen, die um diese Zeit dahin kamen, fast der einzige, der dort nach militairischen Grundsätzen verfuhr. Hätte man ihm nicht so viele Hindernisse in den Weg gelegt, so würde er gewiß auch diesem scheuslichen Kriege bald ein Ende gemacht haben. Auf seinen Rath und nach seinem Plane ward die berühmte Schlacht bei Savenai geliefert, die eigentlich dem ganzen Vendeekrieg hätte ein Ende machen müssen. Ohne en Chef zu kommandiren, dirigirte er die Expedition gegen die Insel Noirmoutier, wo die Hauptanführer

der Vendeer gefangen gemacht wurden. Kleber rieth öfters zu mildern Maßregeln; allein er fand kein Gehör. Müde der Greuelscenen, die beständig seinem Blicke begegneten, empört über das Betragen der Generale und Volksrepräsentanten, verließ er dieses Land des Jammers, nachdem er über 6 Monate dort zugebracht, eine ziemliche bedeutende Wunde in die Schultern erhalten hatte, und wohl hundertmal in Gefahr war, sein Leben zu verlieren, da in mehrern Gefechten die Republikaner und Royalisten die Flinten einander dicht auf dem Leibe abschossen.

Bei seiner Ankunft in Paris meldete er sich bei dem Wohlfahrtsausschuß, und bat anderswo als in der Vendee angestellt zu werden. Man schickte ihn nach der Nordarmee, um dort eine Division zu kommandiren. Er schlug am 24sten May 1794 die Oesterreicher bei Merbes le Chateau, und in der berühmten Schlacht bei Fleurus am 26sten Jun. unterschied er sich durch Kaltblütigkeit und Kühı.heit aufs rühmlichste. Von nun an war der ganze übrige Feldzug nichts als eine Reihe von Siegen für die Franzosen, und von Niederlagen für die Oesterreicher. Während Jourdan sie auf der einen Seite verfolgte, that ihnen Kleber auf der andern Abbruch. Er erreichte und schlug sie bei Marchiennes. Bald darauf nahm er Mons weg, vertrieb sie aus der starken Stellung auf dem Eisenberg bei Löwen, bemächtigte sich dieser Stadt, und zwang die wichtige Festung Mastricht am 4ten November zur Kapitulation.

In den zwei folgenden Jahren 1795 und 1796 kommandirte er meistens siegreich bei der Sambre- und

Maasarmee, und drang in das Herz von Deutschland ein, bis Jourdan zu jenem wilden Rückzuge von den Grenzen Böhmens bis an den Niederrhein gezwungen wurde. Kleber mußte sich, um nicht von der übrigen Armee getrennt zu werden, durch unwegsame Gebirge, über die nie ein Heer gezogen war, mit der größten Anstrengung hindurch arbeiten. Das damalige Directorium in Frankreich nahm diesen Rückzug zum Vorwand, um verschiedenen Generalen dieser Armee, denen es nicht wohl wollte, Kränkungen zuzufügen; Kleber, der sich solche nicht gefallen lassen wollte, nahm seine Dimission, behielt aber doch seinen Gehalt als Divisionsgeneral.

Kleber lebte nun in stiller Muße auf einem Gütchen unweit Paris, bis die berühmte Expedition nach Egypten unternommen wurde. Bonaparte, das Haupt derselben, suchte Männer um sich her zu sammeln, die durch ihre Talente und Kühnheit zum Gelingen eines solchen Wagestücks beitragen könnten. Zu dem Ende gesellte er sich auch Klebern bei, der mit Vergnügen den Ruf annahm, eine Division der Armee vom Orient zu kommandiren.

Jedermann kennt die Thaten dieser Armee, die schnelle Eroberung Egyptens, den Feldzug in Syrien, und den Antheil, den Kleber an allen diesen Vorfällen hatte. Bonaparte lernte ihn bald ganz kennen: und als er die Niederlagen der französischen Waffen während des Feldzuges von 1799, die allgemeine Zerrüttung im Innern von Frankreich erfuhr, als er nun sah, daß der Augenblick, einen entscheidenden Streich zu wagen, gekommen sei, da er-

nannte er, bei seiner Abreise aus Egypten, den General Kleber zu seinem Nachfolger im Oberkommando. Er empfahl ihm, die Unterhandlungen, die er selbst noch mit dem Großwessir eingeleitet hatte, weiter fortzusetzen. Am 24sten Jan. 1800 kam auch wirklich der Traktat von El-Arisch zu Stande, vermöge dessen die französische Armee Egypten räumen, und sich ungehindert nach Frankreich zurück begeben sollte. Als durch die Einflüsse der Engländer dieser Traktat vereitelt wurde, griff Kleber am 19ten März den Großwessir an, zerstreute dessen ganzes Heer, und eroberte in kurzer Zeit wieder ganz Egypten. Jetzt bewieß er, daß er die Kunst zu regieren eben so gut, wie die Kunst zu siegen verstand; selbst sein Aeußeres mußte, zumal auf Orientaler, großen Eindruck machen. Bei einer Größe von beinahe sechs Schuhen, war er einer der schönsten Männer seiner Zeit; sein Blick war, je nach der Stimmung, worinn er sich befand, sanft oder schrecklich; seine Augen voll Ausdruck; der Ton seiner Stimme gewöhnlich sehr angenehm, aber wenn er in Zorn gerieth, ein wahrer Donner. Ihm würden die Engländer und Türken gewiß nie Egypten entrissen haben: was sie auf dem Schlachtfelde nicht konnten, das bewirkte ein Dolch. Er gieng am 4. Jun. eben in den Garten vor seiner Wohnung in Kairo spazieren, als er von mehrern Dolchstichen getroffen plötzlich todt zur Erde sank. Der Mörder war ein Türke, Namens Suleymann, den der Janitscharen-Aga bei der Armee des Groswessirs zu diesem Verbrechen angespornt hatte.

Der funfzehente Junius.

Geb. Georg, Graf von Browne,

General-Gouverneur von Liefland und Esthland.

Browne ist einer der höchsten und ehrwürdigsten Pilaster des russischen Reichs; als Krieger, Feldherr, Richter, als Staatsmann und Gesetzgeber diente er seinem Vaterlande 64 Jahre lang, und nahm die Achtung Aller mit aus der Welt. Seine Familie, eine der ältesten und berühmtesten, blüht noch jetzt in Irrland, wo er im Jahr 1698 geboren war. Er studirte zu Limerik, und trat in seinem 27sten Jahre in churpfälzische Kriegsdienste, da die Gesetze seines Vaterlandes ihn der Religion wegen von allen öffentlichen Bedienungen ausschlossen. Weil er die kriegerische Ruhe nicht liebte, so trat er 1730 als Kapitain-Lieutenant in russische Dienste, und nahm nun einen ruhmvollen Antheil an allen Kriegen, die Rußland bis zum Jahre 1762 führte.

Kaum war der Krieg in Polen, wo Browne zuerst seinen Muth bewährte, durch die Erhebung

Augusts III. auf den Thron geendigt, so folgte er dem General Lascy gegen die Franzosen am Rhein, und hier machte er jenen forcirten klug angelegten Marsch, womit er sich die Bewunderung aller Kenner der Kriegskunst erwarb. Von hieraus unternahm er, auf Befehl des Feldmarschall Münnich, einen noch schnellern und gewagtern Zug, um an den Ufern der Wolga zu ihm zu stoßen, wo er mit einem Haufen von 3000 irregulairen Truppen der ganzen großen Armee der Türken, die er ohne Aufhören beunruhigte, den Uebergang über den Fluß streitig machte. Er wohnte hierauf der Belagerung von Asoph bei, erhielt hier zwei starke Blessuren, und flog, kaum wieder geheilt, vor Okzakov, wo er, obgleich nur Oberster, im Jahr 1739 ein Heer von 30,000 Mann kommandirte. In dem nehmlichen Jahre stieß er als russischer Oberkommissair bei der kaiserlichen Armee, zu dem Grafen von Neuperg vor Belgrad, und folgte ihm in das unglückliche Treffen bei Krotzka, wo er sich, den Degen in der Faust, mitten unter die Türken stürzte, alles vor sich niederwarf, das Pferd unter dem Leibe verlohr, als Gefangener nach Adrianopel gebracht, und dreimal als Sklave verkauft wurde. Zuletzt brachte ihn ein Officier an sich, der, wie er verwundet, sich mit ihm auf einen gemeinen Wagen unter Säcke voll Rosinen warf, von denen sie mit einander lebten. Kaum hatte aber der russische Hof Browne's trauriges Schicksal erfahren, so trug er dem französischen Gesandten zu Constantinopel Villeneuve auf, ihn auszulösen, und als Franzosen zu sich nehmen. Er

blieb eine Zeitlang bei dem Gesandten, zog, um vor den Türken desto sicherer zu seyn, ein Sklavenkleid an, und erfuhr unter dieser Maske die Plane des Divans gegen Rußland für den künftigen Feldzug. Mit diesen wichtigen Geheimnissen eilte er zur Kaiserin Anna nach Petersburg. Sie machte ihn zum Generalmajor, und bei dem Ausbruche des schwedischen Krieges 1742 erhielt er den Auftrag, eine Observationslinie zwischen Narva und Petersburg zu ziehen, um die Schweden von den Küsten Esthlands und der Hauptstadt entfernt zu halten — was er auch mit so viel Rücksicht und Klugheit bewerkstelligte, daß man diese Unternehmung, die alle Anschläge des Feindes hintertrieb, als ein Meisterstück der Taktik betrachtete.

Im siebenjährigen Kriege wurde er als Generallieutenant mit einem abgesonderten Korps dem Hause Oesterreich zu Hülfe geschickt. Er wohnte den Schlachten bei Lowositz, Prag, Kollin, Jägersdorf, Breslau und Zorndorf bei, wo er zum zweitenmal von einem preußischen Husarenoffizier gefangen genommen ward, sich aber noch während der Akzion durch seine große Gegenwart des Geistes wieder befreite; doch ward er hier schwer verwundet, und konnte in diesem Kriege nicht wieder zur Armee gehen. Zur Belohnung seiner großen Verdienste schickte ihm Maria Theresia eine prächtige mit Brillanten besetzte Dose mit ihrem Portrait, Elisabeth den St. Alexander-Newsky-, August III. den weißen Adlerorden, und der König von Frankreich ließ ihm eine beträchtliche Summe anbieten, oder erbot sich,

einen seiner Söhne zu versorgen. Browne wählte das letztere, genoß aber dieses Trostes nicht lange, denn sein Sohn starb bald hernach zu Paris.

Als Peter III. den russischen Thron bestieg, so ernannte er Browne zum Feldmarschall; er sollte unter ihm in dem gegen Dännemark beschlossenen Kriege kommandiren. Browne, der diesen Krieg für eben so unpolitisch als ungerecht hielt, hatte die edle Kühnheit, dem Monarchen seine Ueberzeugung frei zu bekennen. Dieser ward anfangs dadurch äusserst aufgebracht, riß ihm das so eben übergebene Feldmarschallsdiplom aus der Hand, und befahl ihm, sogleich seinen Dienst und das Reich zu verlassen. Browne gehorchte schweigend und machte alle Anstalten zur Abreise; allein der Zorn des Monarchen legte sich bald wieder; er ließ den edlen Mann rufen, bezeugte ihm seine Achtung auf die ehrenvollste Weise, bestätigte ihn in allen seinen Würden und ernannte ihn überdies zum Gouverneur von Liefland. In diesem wichtigen Posten ward er auch von der Kaiserin Katharina II. bestätigt, und er verwaltete ihn 30 Jahre lang auf die ruhmwürdigste Weise. Er vermehrte die Staatseinkünfte ansehnlich, ohne die Unterthanen zu drücken, berichtigte die streitigen Grenzen zwischen Liefland und Kurland mit möglichster Schonung der dadurch Beeinträchtigten, ließ Freischulen für arme Kinder errichten, Kornmagazine, Hospitäler, Lazarethe und Heerstraßen anlegen, verbesserte die Polizei und traf eine Menge ähnlicher nützlicher Anstalten. Auf seine Veranlassung hob die Kaiserin in seinem Gouvernement die von den Schweden

ein-

eingeführte nachtheilige Feudalverfassung auf. Er war ein strenger, aber gerechter Richter; seine eigenen Verwandten und Personen von hohem Range wurden bei Streitigkeiten mit dem niedrigsten Menschen kondemnirt, wenn sie unrecht hatten.

Einige Jahre vor seinem Tode foderte er Alters wegen seinen Abschied; allein die Kaiserin gab ihm zur Antwort: Herr Graf, nichts kann uns trennen, als der Tod. Diesem sah er mit der größten Gelassenheit entgegen. Schon 20 Jahre vorher hatte er sich seinen Sarg machen lassen, den er öfters besah, so wie er sich auch jährlich sein Testament vorlesen ließ. Er starb am 18ten September 1792 in einem Alter von 95 Jahren.

Browne würde eine Zierde des alten Griechenlands oder Roms gewesen seyn, und bedarf blos eines Plutarchs, um wetteifernd neben den Helden des Alterthums zu stehen. Ein vielfassender praktischer Verstand, feuriger kriegerischer Muth, unbeugsame Beharrlichkeit und Anhänglichkeit an die Grundsätze, die er aus den Stürmen seines Lebens gerettet hatte; tiefe Kenntniß des Menschen, unermüdete Thätigkeit, wobei ihn ein eiserner Körperbau unterstützte, eine seltene Geschmeidigkeit im Umgange, tiefes Religionsgefühl und eine tausendfach erprobte und bewährte Rechtschaffenheit — machen die Grundzüge seines Charakters aus. Er beschloß langsam, und wo möglich mit Zuziehung sachkundiger Freunde; was er aber einmal beschlossen hatte, das ward mit unbeweglicher, an Starrsinn grenzender Beharrlichkeit vollstreckt. Dem Verdienste war seine Hand

stets offen; die Anmaßung, den Trotz, die freche Zudringlichkeit wieß er mit strafendem Feuer zurück. Höchst einfach in seiner Lebensweise verbreitete er diesen patriarchalischen Geist auch über andere, und erndtete unter allen Gefahren ausdaurende physische und moralische Gesundheit.

Browne verstand sich auf die seltene Kunst, Freunden und Feinden die Wahrheit ins Angesicht zu sagen, ohne zu beleidigen. Selbst seiner Kaiserin verhielt er die Mißbräuche der Regierung nicht, und wußte seine Vorschläge zu Abhelfung derselben so fein damit zu verbinden, daß sie fast ohne Ausnahme von ihr genehmigt wurden. In seiner Physiognomie war etwas Wildes, das sogleich den Krieger ankündigte, und für die, so ihn noch nie gesehen, zurückschreckend war. Dies verlohr sich aber, sobald er den Mund zum Reden öffnete, und nur dem Strafbaren wies er den Blitz seines Auges.

Der sechszehnte Junius.

Gest. Johann Baptist Ludwig Gresset.

Mitglied der französischen Akademie.

An die schöne Reihe großer Schriftsteller, deren Werke den Ruhm der französischen Nation in allen Ländern verbreitet haben, schließt sich Gresset an, einer der letzten klassischen Dichter dieses Volks, und in seiner Gattung einer der vorzüglichsten. Mit ihm und Voltaire sinkt das glänzende Jahrhundert der französischen Poesie, wie ein reizender Frühlingstag, dessen letzte Strahlen sich in dunkle Gewölke verlieren. Der rhetorische Geist, welcher sich hin und wieder schon in den Dichtern der bessern Zeiten zeigte, nahm in dem Grade zu, in welchem das wahre Talent verschwand; und unter seinen düstern Schatten sind die zarten Blumen der Empfindung, des Witzes und des Geschmacks erstorben.

Gresset war im Jahr 1709 zu Amiens geboren und trat in seinem 16ten Jahre in den

Jesuiterorden — ein Schritt, den er aber bald bereute, weil seine Neigung zur Poesie dabey nicht sonderlich ihre Rechnung fand. Es giebt wenig Gelehrte, deren erste Versuche mehr Aufsehen gemacht hätten; aber gewiß auch wenige, die so viel Aufmerksamkeit und Auszeichnung verdienten. Das erste Gedicht, welches er öffentlich bekannt machte, war — ein Meisterstück. Wem ist wohl der Ververt unbekannt, ein Kind der Unschuld und der Grazien, dessen Namen jedesmal die Idee des lautersten Witzes und des feinsten Geschmacks erweckt? Dieses Werk und die Chartreuse, die noch weit über jenem steht, kündigten ein Original-Genie an, und was sie noch mehr auszeichnete, war, daß dieses die ersten Werke des Geschmacks waren, die auf einer Schule verfertigt worden. Rousseau, ein trefflicher Richter in der Dichtkunst, wenn er seinen Leidenschaften nicht folgte, beehrte den Verfasser des Ververt und der Chartreuse mit den größten Lobsprüchen. Er urtheilte ganz recht, wenn er behauptete, daß alle Reichthümer des poetischen Styls in diesem letztern Gedichte enthalten wären. Was es besonders charakterisirt, ist eine Fülle von Ausdrücken, die oft in Verschwendung ausartet, und eine Leichtigkeit, die zuweilen bis zur Nachläßigkeit geht.

Die Werke dieses liebenswürdigen Dichters scheinen die Kinder der Sorglosigkeit und Genügsamkeit zu seyn. Von den Ansprüchen der Eitelkeit entfernt, scheint er nur Ein Glück zu kennen, das Glück der Unabhängigkeit, der Zurückgezogenheit und Ruhe. In dem Schooße einer stillen und friedlichen Woh-

nung wollte er gegen die Zudringlichkeit der Müssiggänger und Thoren geschützt seyn; und wenn dieser Wunsch erfüllt war, so schien ihm jedes Schicksal erträglich, und jeder Aufenthalt angenehm. Eine gewisse Gleichgültigkeit und die Geschäftigkeit seiner Einbildungskraft machten ihm selbst aus den Unannehmlichkeiten des Lebens ein unterhaltendes Spiel. Und die Wahrheit der Empfindungen, die der Dichter in seinem Busen trug, und in reizenden Versen schilderte, gab seinem Kolorit eine unnachahmliche Wärme. Ein untrügliches Gefühl überzeugt uns, daß der Dichter empfand, was er schrieb. Denn so gleichförmig ist der Geist, der ihn beseelte, diesen Werken eingehaucht, daß er jede Idee, jedes Bild, jeden Ausdruck belebt, und sich selbst in der Verflechtung und dem Falle der Verse zeigt.

Zehen Jahre blieb Gresset ein Glied des Jesuiterordens, dann verließ er die Gesellschaft, gieng nach Paris und betrat eine Laufbahn, die seinem Genie nicht ganz angemessen war; er wurde Theaterdichter. Seine theatralische Laufbahn eröffnete er mit Eduard III, einem Trauerspiel in fünf Akten, welches im Jahr 1740 zum erstenmal gegeben ward. Dieses Stück ist reich an Sentenzen und großen Gedanken; aber es ist nicht sowohl die Darstellung einer tragischen Handlung, als einer Reihe vortrefflicher Reden, die doch vielleicht etwas allzu ausgedehnt sind. Der flüchtige Beifall einiger Vorstellungen, den dieses Stück erhielt, hat nicht verhindern können, daß es nicht vergessen worden wäre. Intrigue und Styl sind kalt. Einige Jahre darauf

erschien Sidney. Als man dieses Schauspiel wieder auf die Bühne bringen wollte, machte es sein Glück nicht. Es empfiehlt sich aber den Kennern durch ein anderes Verdienst, durch die Schönheit des Styls. Man findet sogar in diesem Werke die einzigen wahrhaft schönen Verse, die dem Verfasser in der edlen Gattung gelungen sind, die gar nicht seine Sache war.

Die letzte, aber auch zugleich die reifste Frucht unter Gressets dramatischen Arbeiten, war das Lustspiel der Boßhafte (Mechant), das mit großem Beifalle aufgeführt wurde, und dem Verfasser die Aufnahme unter die Vierzig der französischen Akademie erwarb. In diesem Stücke hat der Styl seine höchste Vollkommenheit; nichts übertrifft die Klarheit, die Zierlichkeit, die Leichtigkeit und Harmonie der Sprache in ihm. Jedermann fand, daß Gresset den Ton der großen Welt auf das vollkommenste getroffen habe; jenen Kaltsinn, welcher sich hinter der Politesse, und jene Falschheit, welche sich hinter dem Schleier der Aufrichtigkeit und Simplicität versteckt.

Mit dem Boßhaften endigt sich der Ruhm seines Verfassers und die Geschichte seiner Arbeiten. Denn seine Oden, und seine Uebersetzung der Elegien des Virgil sind nur schwache Produkte. Nach allem Beifall, den Gresset als theatralischer Dichter erhalten hatte, fühlte er sein Gewissen mit andächtigen Grillen beschwert, und bereuete öffentlich in einem Briefe sur la Comédie, für das Theater gearbeitet zu haben. Wie er erzählte, hatte er mehrere dramatische Arbeiten vernichtet, damit seine Reue voll-

ständig wäre. Er lebte, des Geräusches der Hauptstadt müde, zu Amiens in der Stille, und stiftete daselbst eine gelehrte Gesellschaft, zu deren beständigen Präsidenten man ihn ernannte, welcher Stelle er sich aber bald wieder entzog. Als er, als Direktor der französischen Akademie, 1775 dem Könige zur Thronbesteigung Glück wünschen mußte, so ward er dafür in den Adelstand erhoben, und mit dem St. Michaelsorden beehrt, und der Herzog von Orleans ernannte ihn 1777 zum Geschichtschreiber des Lazarus-Ordens. Allein er überlebte diese Ehre nicht lange, denn am 16. Jun. 1777 starb er. Er war ein braver Mann im ganzen Umfange des Worts.

Der siebenzehente Junius.

Geb. Johann Georg Walch.

Kirchenrath und Professor der Theologie in Jena.

Walch, ein gründlich gelehrter Literator und Theologe, und Vater mehrerer gelehrter Söhne, war 1693 in Meinungen geboren, wo sein Vater Superintendent war. Sein Geschlecht stammte aus Böhmen her, und gehörte zu mehrern hussitischen Familien, die um der Religion willen ihr Vaterland verlassen, und in Franken sich ausgebreitet hatten. Unter der väterlichen Leitung sammelte er auf der vaterländischen Schule viele humanistische Kenntnisse, und bezog dann in seinem 17ten Jahre die Universität Leipzig. Griechische und lateinische Literatur, Kenntniß morgenländischer Sprachen, Philosophie und Literaturgeschichte beschäftigten ihn mehrere Jahre lang aufs zweckmäßigste. Noch nicht 19 Jahre alt, legte er durch die Ausgabe einer Sammlung von Streitschriften des berühmten Cellarius den ersten Grund zu seinem Ruhme. Hierdurch aufgemuntert

veranstaltete er noch zwo Sammlungen kleiner Schriften eben dieses Mannes. Nachdem er 1713 die Magisterwürde erhalten hatte, vertheidigte er einige Streitschriften, welche die alte Geschichte aufklärten, oder in die schöne Literatur einschlugen, besorgte Ausgaben älterer Schriftsteller, besonders des Laktantius, und schrieb die kritische Geschichte der lateinischen Sprache, die ihm nicht allein in Deutschland, sondern auch in andern Ländern vielen Ruhm verschaffte, und selbst in Portugall in den Schulen eingeführt wurde. Zugleich las er philologische und philosophische Kollegien.

Von Leipzig gieng er im Jahr 1718 als außerordentlicher Professor der Philologie und Alterthümer nach Jena, und nach wenig Jahren erhielt er zugleich das Lehramt der Beredsamkeit und der Dichtkunst. Er war ein beliebter Docent, und schrieb um diese Zeit, außer einigen andern Werken, sein philosophisches Lexikon, das großen Beifall erhielt, welcher theils von der Vollständigkeit desselben, theils von der Bescheidenheit herrührte, mit welcher anders denkender Männer Meinungen angezeigt und beurtheilt worden.

Buddeus, mit dem Walch bald in nähere Verbindung kam, ermunterte ihn, sich dem Unterrichte in der Theologie zu widmen. Er thats, wurde 1724 außerordentlicher, 1728 dritter, 1730 zweiter und 1750 erster ordentlicher Professor der Theologie. Eine lange Reihe von Jahren verwaltete er das theologische Lehramt mit vorzüglichem Fleiß und Treue. Seine öffentlichen und gelehrten

Arbeiten waren nun blos der Theologie, Religion und Kirche gewidmet; er vergaß aber bei seiner großen schriftstellerischen Thätigkeit nie, daß der Unterricht der jungen Theologen der Hauptzweck seines Amts sey. Fast jährlich ward eine große Anzahl derselben in den meisten Theilen der Theologie von ihm unterrichtet. Erst im hohen Alter verminderte er die Zahl seiner täglichen drei Lehrstunden. Sein Vortrag empfahl sich durch Ordnung, Deutlichkeit und Popularität, und schloß alles das aus, was nicht gerade zum Zweck führte. Seiner großen Fertigkeit und vierzigjährigen Uebung ungeachtet bereitete er sich doch stets auf denselben, weil er das Gegentheil davon für Untreue hielt. Oefters änderte er die äußere Gestalt seiner Vorlesungen, indem er immer auf neue Entdeckungen, Beobachtungen und Zeitbedürfnisse Rücksicht nahm; daher machte er auch mit Abfassung eigener Lehrbücher nicht den Anfang, sondern entschloß sich erst in ältern Jahren dazu, wenn er es gerade heilsam fand, seinen bisherigen Vorträgen eine veränderte Gestalt zu geben.

Unermüdet war Walch, bis in sein hohes Alter, die Resultate seiner Studien durch Schriften bekannt zu machen. Schon ihre Zahl und die Größe von vielen haben bei manchen eine gegründete Bewunderung seiner Arbeitsamkeit erweckt; allein billig muß diese wachsen, wenn man zugleich ihren Werth kennt. Unter seinen Schriften sind gewiß sehr wenige, die nicht durch historische Untersuchungen, oder literarische Nachrichten sich auszeichnen. Große Ge-

nauigkeit beobachtete er in der Anzeige fremder Schriftsteller. Er führte keine andere an, als die er selbst gelesen oder nachgeschlagen hatte. Allen seinen Nachrichten aber gab er die möglichste Vollständigkeit. Geneigt, aber auch zugleich überzeugt, daß es vielen andern an den erforderlichen Hülfsmitteln dazu fehle, bearbeitete er am liebsten den historischen Theil der theologischen Gelehrsamkeit. War auch der Hauptgegenstand nicht eigentlich Geschichte, so erläuterte er ihn doch durch dieselbe, wenn er dessen fähig war. Ueber einen Lehrsatz die verschiedenen Meinungen, über eine Schriftstelle die verschiedenen Erklärungen, über eine Begebenheit die verschiedenen Vorstellungen, Muthmaßungen und Beurtheilungen zu kennen, hielt er für das beste Mittel, sich vor Vorurtheilen des menschlichen Ansehens, des Alterthums oder der Neuheit zu verwahren. Gelehrte und gründliche Bücherkenntniß war schon in jüngern Jahren seine Lieblingsbeschäftigung gewesen. Daher kam die Geduld und der Muth, in einem Alter von einigen 60 Jahren noch die theologische Bibliothek zu unternehmen, durch alle Theile der Theologie durchzuarbeiten, und im 77sten Jahre zu beendigen. In diesem Werke sowohl als in seinen übrigen Schriften ist Bescheidenheit und Mäßigung in der Beurtheilung der Arbeiten anderer gelehrter Männer, als ein besonderer Zug seines Schriftstellercharakters überall sichtbar. Alle seine historischen Schriften haben dadurch eine ganz vorzügliche Brauchbarkeit erhalten, daß man in ihnen alles findet, was in vielen kostbaren Werken zer-

streut ist. Man kann ziemlich sicher seyn, alles bei ihm zu finden, was von Materien, die er abhandelt, vor ihm gesagt worden ist. Seine Schriften über die Kirchengeschichte haben daher einen bleibenden Werth, besonders seine Geschichte der neuern Religionsstreitigkeiten und die Bibliotheca patristica.

Mit dem warmen Eifer eines Patrioten wachte Walch unablässig für das Wohl der Universität. In der Geschichte der jenaischen Universität findet sich kein Beispiel, daß ein Lehrer das Prorektorat eilfmal, wie er, geführt hätte. Noch öfter aber mußte er das Amt eines Dechants der theologischen Fakultät, die er eine gute Zeit ganz allein vorstellte, verwalten. Solche Geschäfte versah er mit der gewissenhaftesten Treue, ohne sich deswegen die mindeste Versäumniß in seinen Lehrstunden zu erlauben. In seiner ganzen Amtsführung findet sich kein Beispiel, daß er nur eine Lehrstunde anders, als durch wirklich höhere Pflichten veranlaßt, aussetzte, worunter er aber das Fertigwerden mit Druckarbeiten gewiß nicht rechnete.

Walch war ein durchaus rechtschaffener Mann, wer ihn kannte, mußte ihn hochschätzen. Er genoß das Glück, 46 Jahre lang eine der zufriedensten Ehen mit Buddeus einziger Tochter zu führen. War irgend eine Leidenschaft bei ihm herrschend, so war es die zärtlichste Liebe gegen seine Gattin und Kinder. Seine frohesten Stunden verlebte er in ihrem Umgange und im Schooße der Natur. Seine Gesundheit war bis ins hohe Alter fest und stark,

und im Jahr 1768 erlebte er die Freude, sein akademisches Lehramt 50 Jahre verwaltet zu haben, ein Glück, das noch keinem jenaischen Professor, von der Stiftung der Universität an, widerfahren ist. Ein Fall von einer hohen Leiter in seinem Studirzimmer zerrüttete bald nachher seine Kräfte, er verlebte indessen noch mehrere Jahre in zunehmender Schwachheit, und entschlummerte endlich am 13ten Januar 1775.

Der achtzehnte Junius.

Geb. Herzog von Choiseul-Amboise.

Staatsminister von Frankreich.

Ein Staatsmann, der durch gute und böse Gerüchte bekannt ist, und dem es an Kopf und Talenten nicht gebrach. Er war ein Lothringer, und im Jahr 1719 geboren. Frühe widmete er sich der Staatskunst, wurde wegen seiner seltenen Talente als Gesandter an den päbstlichen Hof nach Rom gesandt, und zeichnete sich hier so vortheilhaft aus, daß er zurückberufen, zum Kriegsminister, und bald darauf — im 36sten Jahre seines Alters — zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde.

Als er ins Ministerium trat, hatte gerade der Krieg mit England im Jahr 1755 seinen Anfang genommen. Er brachte 1761 den berühmten Familien-Traktat der bourbonischen Höfe zu Stande, durch welchen sie sich zum gemeinschaftlichen Beistande vereinigten, alle ihre Besitzungen einander garantirten, und so eine höchst furchtbare Verbindung schlossen, daß ganz Europa in Eifersucht gerathen mußte. Er war

es, welcher Frankreich durch den Frieden 1762 aus der drückendsten Verlegenheit befreite. Auf die Verstärkung der Seemacht richtete er während seiner ganzen Administration sein vornehmstes Augenmerk, und die Verbindung Antoinettens mit Ludwig XVI war eigentlich sein Werk. Durch diese Verbindung Oesterreichs mit Frankreich auf der einen, und den erwähnten Familien-Traktat zwischen Frankreich und Spanien und den andern bourbonischen Höfen auf der andern Seite, hatte Choiseul Frankreichs Macht und politische Stellung so befestigt und erweitert, daß das ganze übrige Europa darüber erstaunen mußte. Eine neue Besitzung erwarb Choiseul seinem Könige dadurch, daß er die so bequem gelegene Insel Corsika von Genua erhandelte. Er war es auch, der die Aufhebung des Jesuiterordens dadurch zu Stande brachte, daß er alle Höfe Europens dahin vermochte, mit Frankreich zu diesem Gesuche beim Pabste sich zu vereinigen.

Die Beschäftigungen des Departements der auswärtigen Angelegenheiten wurden unter Choiseuls Administration viel ausgebreiteter, als jemals vorher oder nachher. Er schonte kein Geld, um an allen, selbst kleinen Höfen, entweder geheime Agenten, Emissaire, oder Korrespondenten zu haben. Es gieng nichts von dem geringsten Belange auswärts vor, wovon er nicht immer die erste früheste Nachricht gehabt hätte. Aber auch an den innern Angelegenheiten des ihm anvertrauten Staats nahm er den thätigsten Antheil. Auf alle Zweige der Regierung war sein Augenmerk gerichtet, und ohne ihn geschah nichts.

die Seemacht, die vortheilhaftere Einrichtung der Finanzen, die Vermehrung des Handels und Ackerbaues waren die vornehmsten Gegenstände, auf die er seine Sorgfalt richtete.

Ein so thätiger, oft gewaltsam durchgreifender Minister, mußte nothwendig sich Feinde machen, die auf seinen Ruin sannen, und es gelang wirklich dem Herzog von Aiguillon, ihn zu stürzen und seine Stelle einzunehmen. Dieser hatte die damalige Maitresse Ludwigs XV, die berüchtigte du Barri, zu ihrer Stelle befördert, und sie suchte nunmehr ihn zur Ministerstelle zu befördern. Choiseul verachtete die du Barri innerlich, ob er ihr gleich die äußerlichen Zeichen der Höflichkeit nicht versagen konnte. Sie suchte dafür ihn zu stürzen. Beide hatten ihre geheimen Spione, und erfuhren alles von einander. So erfuhr die du Barri, daß Choiseul zum Krieg geneigt sey, und nach Spanien deshalb correspondire, obgleich der König öfters seine unwandelbare Neigung, den Frieden zu erhalten, zu erkennen gegeben hatte. Die Gelegenheit war die damals zwischen England und Spanien entstandene Streitigkeit über den Besitz der Insel Falkland, welche England besetzt hatte. Choiseul, der längst auf eine Gelegenheit begierig war, den im Frieden 1762 erlittenen Verlust in einem neuen Kriege gegen England zu ersetzen, und kriegerisch dachte, mußte zwar, dem Willen des Königs zufolge, dem spanischen Minister rathen, mit England zu einem Vergleich sich zu neigen, und zu keinem Kriege Anlaß zu geben, weil der König sich zu keiner Theilnahme verstehen würde; aber

aber insgeheim schrieb und rieth er gerade das Gegentheil dem Minister zu Madrit. Dieser geheime Brief war in Chiffern geschrieben, und darunter standen die Worte von des Herzogs eigener Hand: Tenez bon!

Madame du Barri, die etwas von einer geheimen Korrespondenz wußte, wagte den kühnen Streich, und ließ auf Befehl des Königs, aber ohne dessen Wissen, den Kourier mit den Depeschen unterwegs anhalten, und ihm seine Briefschaften wegnehmen. Es fand sich darunter das geheime Billet von Choiseul an den spanischen Minister. Mit demselben lief die du Barri sogleich zum Könige, und überraschte ihn mit der Anklage der Verrätherei, und des Verbrechens des Eingriffs in die königliche Autorität. Der Monarch wurde dadurch so aufgebracht, daß er sagte: „den Beweiß her, und Choiseul soll keine Stunde mehr hier bleiben.“ Man zeigte dem Könige das Billet, und sogleich befahl der erzürnte Monarch, den Herzog von Choiseul zu exiliren, welches auch in zwei Stunden geschehen war. So schnell endigte der thätige Mann sein Ministeramt am 24sten December 1770.

So aufgebracht indessen Ludwig gegen seinen bisherigen Liebling jetzt war, so ließ er ihm doch in seinem Exile die andern Aemter und Einkünfte, außer der Ministerstelle; und ob er ihn gleich nicht wieder sah, so sprach er doch von ihm mit Achtung, und erwähnte seiner zuweilen, wenn er mit den andern neuen Ministern unzufrieden war. Choiseul hatte aber auch in seiner Entfernung vom Staatsruder noch immer von weitem an der Regierung davon

Antheil, und einen starken Einfluß bis an seinen Tod. Kein verabschiedeter Minister hat in seiner Entfernung größeres Ansehen und einen solchen Kredit stets erhalten, als er. So lange Ludwig XV lebte, kam er nicht mehr an den Hof, aber bei der ersten Kour seines Nachfolgers war er gegenwärtig, und seit dem öfters bei Hofe. Die unglückliche Gemahlin Ludwigs XVI war ihm vorzüglich gewogen, und in seiner letztern Krankheit ließ sie sich täglich zweimal nach seinem Befinden erkundigen. Diese Krankheit machte seinem Leben am 8ten May 1785, in einem Alter von beinahe 66 Jahren, ein Ende.

Der vornehmste Vorwurf, welchen man Choiseuls Ministerium gemacht hat, ist eine zu große Freigebigkeit oder vielmehr Verschwendung mit den Geldern des Staats, um seine ehrgeitzigen Absichten auszuführen. Aber diese Absichten giengen alle auf die Ehre und Vortheile des Staats, und nach seiner Entfernung haben sich die öffentlichen Ausgaben nicht vermindert, sondern eher noch erhöht. Sein äußerliches Ansehen zeigte beim ersten Anblick die Lebhaftigkeit seines Geistes: er liebte den Scherz, und hatte selbst angenehmen, oft beißenden Witz. Voltaire vergötterte das Genie eines Choiseul, so lange er Minister war, änderte aber die Sprache, als Choiseul in Ungnade gefallen war, und rühmte dessen Nachfolger. Der Herzog scherzte darüber, und ließ auf den Wetterhahn auf seinem Schlosse zu Chanteloup den Namen Voltaire schreiben. Da er stets ein Freund des Aufwandes und der Freigebigkeit gewesen war, so hatten seine reichen Einkünfte,

von weit mehr als einer halben Million Livres immer nicht zugereicht. Er hinterließ eine Schuldenlast von 13 Millionen Livres. Aber man rechnete seine ganze Verlassenschaft eben so hoch, und seine würdige Gemahlin machte gleich nach seinem Tode ihr Testament, in welchem sie sich zur Mitbezahlung der Schulden verpflichtete, und sein Bruder, der Marschall von Choiseul-Stainville, gab den Kreditoren auch die Versicherung der völligen Bezahlung.

Der neunzehente Junius.

Geb. Eudoxia Föderowna.

Zaarin von Rußland.

Der eilfte Junius erinnert uns an die Geburt des großen Kaiser Peters von Rußland, und heute sehen wir seine erste Gemahlin das Weltlicht erblicken — ein gutes weibliches Geschöpf, mit dem das Schicksal wundersam spielte, und dem kein fühlendes Herz sein Mitleiden versagen kann.

Eudoxia Lapuchin war im Jahr 1670 geboren. Ihr Vater, ein Mann aus einer sehr guten Familie, besaß im Großherzogthum Novogorod ansehnliche Güter. Er liebte diese Tochter, die erste Frucht seiner ehelichen Verbindung mit einer adelichen Person, aufs zärtlichste, und erzog sie sorgfältig. Eudoxiens Verstand, ihre Freundlichkeit und Bescheidenheit erwarb ihr Liebe und Achtung, und durch die Reize ihrer Gestalt verdunkelte sie jede weibliche Schönheit. Als der Zaar Peter sein 17tes Jahr erreicht hatte, sollte ihm eine Gemahlin gegeben werden, und da es damals in Rußland noch nicht

gewöhnlich war, daß der Regent in fremden Geschlechtsregistern eine Prinzessin aufsuchte, um ihr seine Hand anzubieten, so entschloß sich Peter, in seinen weitläuftigen Staaten eine liebenswürdige Person aufzusuchen, mit der er sein Herz und seinen Thron theilen könnte. Viele Frauenzimmer von Stande bewarben sich um dieses Glück; sie boten alle ihre Reize auf, aber die bescheidene Eudoxia, die unthätigste von allen, machte den tiefsten Eindruck auf den jungen Monarchen. Mit dem Beifall des ganzen Hofes gab er ihr seine Hand, das Vermählungsfest wurde mit ungemeiner Pracht gefeiert, und es vergiengen nicht zwei volle Jahre, als sie ihren Gemahl schon mit zween männlichen Erben beschenkt hatte.

Eudoxiens Tugend war strenger, als sie an Höfen seyn darf. Da sie ihren Gatten aufrichtig liebte, so konnte sie es nicht ertragen, daß er mit andern buhle, weil sein Temperament ihn dazu trieb, und daher machte sie ihm Vorwürfe, durch die sie ihn nur weiter von sich entfernte. Zu ihrem noch größern Unglück beleidigte sie auch Peters Liebling, den le Fort, der, durch Nothwehr gezwungen, Petern dahin brachte, daß er seine Gemahlin ins Kloster zu stecken beschloß. Eudoxia stieg also vom Thron, und bekam in ihrer Zelle Zeit genug, dem Unbestande des Glücks nachzudenken, das sie nicht lange vorher mit dem Diadem geziert hatte, und nun den Schleier einer Nonne tragen ließ. Sie erhielt die Tonsur, that dem heiligen Basilius ihr Gelübde, und gieng in ein Kloster, das in der

Stadt Rostow für Frauenzimmer von Stande gestiftet war.

Menzikof, dieses berühmte Glückskind, welches vom Pastetenbecker-Jungen sich bis zu Peters Vertrauten empor geschwungen hatte, glaubte sein Ansehen nicht besser zu befestigen, als wenn er seinem Herrn eine Person zugesellte, die Fähigkeit genug hätte, das Herz des Monarchen zu fesseln. Eine seiner Beischläferinnen, Namens Katharina, war dieser Rolle ganz gewachsen — ein armes Mädchen, das nach Peters Tode das große russische Reich beherrschte. Der Ehrgeiz dieser Zauberin wuchs mit ihrem Glück, und sie faßte den Entschluß, den Sohn der unglücklichen Eudoxia, den Alexei vom Throne auszuschließen, um die Erbfolge ihren eigenen Kindern zuzuwenden. Kein Wunder, daß Eudoxia dies zu verhüten suchte, und daß sie sich in eine Verschwörung gegen ihren ungetreuen Gemahl verwickeln ließ. Aber das Komplot wurde entdeckt, Alexei hingerichtet und Eudoxia, nachdem sie auf die Folter gebracht worden, zur Kloster-Züchtigung verurtheilt. Ihr Beichtvater, ihre Vertrauten und Bedienten wurden theils öffentlich durch des Scharfrichters Hand gepeitscht, theils ins Elend verwiesen, nachdem man ihnen vorher die Nasen aufgeschlitzt und ein Stück von der Zunge abgeschnitten hatte.

Eudoxia wurde nun in ein anderes Kloster, an den Ufern des Ladogaer Sees gebracht. Diese neue Wohnung war eigentlich nichts anders, als ein schreckliches Gefängniß. Kaum sah sie in diesem fin-

stern Kerker das Tageslicht, und ihre Nahrung bestand blos in Zugemüse, Brod und Wasser. Doch ihr trauriges Loos hatte noch nicht die höchste Stufe erreicht. Kaum war Peter der Große im Jahr 1725 gestorben, so bestieg seine Gemahlin Katharina den Thron, und Eudoxia wurde bald gewahr, daß sich der Scepter in den Händen ihrer Feindin befand. Der Graf Tolstoi erhielt Befehl, sie nach Schlüsselburg zu bringen. Man sperrte sie in ein Behältniß ein, wo es schien, als wenn Ratten und Mäuse blos deswegen eingekehrt wären, um ihr den Tag über Gesellschaft zu leisten, und des Nachts ihren Schlaf zu unterbrechen. Man nahm ihr alle Bedienten, und ließ blos eine alte kränkliche Zwergin bei ihr, von der sie fast gar keine Dienste hatte, so daß sie sich oft genöthigt sah, selbst das Feuer anzuzünden, ihr Bette zu machen, ihre Wäsche zu waschen und die Stube zu reinigen. Man hinderte sie sogar an der Uebung der Religionspflichten, da man ihr einen Priester versagte, der sie Beichte hören und ihr das Abendmahl reichen konnte. Um zu verhüten, daß sie mit keinem Menschen einige Gemeinschaft haben konnte, wurden beim Ablösen der Wache die Offiziers und Gemeinen allemal entkleidet, und es wurde eine Untersuchung angestellt, ob sie nicht irgendwo Briefe versteckt hätten. Das Verbot war so streng, daß diejenigen Offiziers, die sich zu dergleichen Diensten gebrauchen ließen, den Strang zu erwarten hatten.

Endlich erbarmte sich der Himmel über Eudoxien und machte ihrem Elend ein Ende. Katharina

starb, nachdem sie zwei Jahre regiert hatte. Ihr Sohn Peter Petrowitsch lebte nicht mehr. Die ganze Nation war dem jungen Peter, dem Sohn des unglücklichen Alexei gewogen. Lange schon hatte der Fürst Menzikof aus politischen Ursachen, und da er dem Monarchen seine Tochter zur Gemahlin bestimmte, auf ihn sein Auge gerichtet. Kurz, Peter II. wurde zum Kaiser ausgerufen, und Eudoxia hatte den Trost, ihren Enkel den Thron seiner Vorfahren besteigen zu sehen. Menzikof, bisher ihr bitterster Feind und Verfolger, konnte es jetzt kaum erwarten, ihr diese angenehme Nachricht bekannt zu machen. In dieser Absicht schickte er zween Edelleute an sie ab, und ließ sie zugleich bitten, ihre Einwilligung zur Vermählung des Kaisers mit seiner jüngsten Tochter zu ertheilen. Eudoxia verließ ihr Gefängniß, und bezog die Zimmer, welche der Kommandant der Festung für sie hatte zurecht machen lassen. Man übersandte ihr feine Wäsche, reiche Zeuche zur Kleidung, 10,000 Rubel an baarem Gelde, Haus- und Kammerbediente, Tafelgeräthe, zween Kammerjunker zur Bedienung, Equipage, Livreebediente, kurz, alles was zur Einrichtung eines für die Großmutter des Kaisers anständigen Hofstaates nöthig war. Sie reiste nach Moskau, und nahm in einem adelichen Jungfernkloster ihre Wohnung. Hier eilte der sämmtliche Adel aus der Stadt und der umliegenden Gegend, ihr die Aufwartung zu machen, und bald hatte sie nun auch die Wonne, das erstemal in ihrem Leben ihren Enkel und Enkelin, den Kaiser Peter II. und seine

Schwester, die Prinzessin Natalia, zu sehen und zu umarmen. In den öffentlichen Kirchengebeten wurde ihrer unmittelbar nach der Person des Kaisers gedacht; ihr Geburts- und Namenstag wurden feierlich begangen, und wenn man ihr nur 60,000 Rubel zum Jahrgehalt aussetzte, so geschah es blos, weil sie mehr nicht annehmen wollte. Bald sah sie denjenigen, dessen Rathschlägen sie ihr Unglück und ihre Leiden größtentheils zuzuschreiben hatte, in Ungnade fallen; Fürst Menzikof wurde ins Elend verwiesen, und sein Vermögen eingezogen. Seine Tochter bekam den Kaiser nicht zum Gemahl, und er selbst endigte mit Gram und Verdruß seine Tage in Sibirien.

Nach dem frühen Tode ihres Enkels lebte sie in der Stille, bis sie gegen den Herbst des Jahres 1731 an einer auszehrenden Krankheit starb.

Der zwanzigste Junius.

Gest. Abraham Gotthelf Kästner,

Hofrath und Professor der Mathematik in Göttingen.

Leipzig war des unsterblichen Kästners Geburtsstadt. Sein Vater lehrte daselbst auf dem juristischen Katheder, und der 27ste September des Jahres 1719 war der Tag, da ihm dieser hoffnungsvolle Sohn geboren wurde. Als er kaum zwei Jahre alt war, pflegte ihn sein Vater im Hause herum zu tragen und ihm allerlei Gegenstände zu zeigen, wobei er die lateinischen Worte nannte, die sie bezeichnen: diese faßte der Knabe in der Geschwindigkeit auf: auch lernte er sehr früh deutsch und lateinisch lesen und las dann alles, was ihm vorkam. In seinem 6ten Jahre bekam er eine schmuckeingebundene Bibel zum Geburtstage geschenkt; und weil er gehört hatte, daß man in der Bibel täglich lesen müsse, so machte er sich sogleich an diese alte morgenländische Sammlung und las sie binnen Jahresfrist Blatt für Blatt von Anfang bis zu Ende durch. Der Vater ließ ihn zwar nur von

Studenten unterrichten, er hatte aber selbst ein wachsames Auge auf seine Fortschritte; öffentliche Schulen besuchte Kästner nie, und was er in den Schulwissenschaften gründliches lernte, verdankte er seinem eigenen Privatfleiße.

Die gewöhnlichen Schulstudien vollendete er fast noch im Knabenalter, und kaum war er 12 Jahr alt, als er sich schon in die Zahl der akademischen Bürger aufnehmen lassen oder Studiosus werden konnte; ja sein Vater hatte ihm schon zwei Jahre vorher erlaubt, seinen juristischen Vorlesungen beizuwohnen. Denn der junge Kästner sollte ein Jurist werden, und weil der Vater glaubte, ein Jurist könne nie zu viel lernen, und seine Berufswissenschaft nicht ohne die weitläuftigste Gelehrsamkeit bestehen, so freute ihn der Eifer, womit sein Sohn Kenntnisse aller Art von allen Seiten her einsammelte. Diese edle Wißbegier nährte vornehmlich sein Oheim, der Doktor und Advokat Pommer, welcher viele von den neuern europäischen Sprachen verstand. Er lehrte den Vetter Französisch, Italienisch, Englisch und Spanisch, und wies ihn an, Bücher in diesen Sprachen, insbesondere Geschichte der Völker, Reisebeschreibungen und Gedichte zu lesen.

Es ist im Allgemeinen nicht zu wünschen, daß Studirende die Akademie zu früh, zu jung beziehen, doch hat es auch seine gute Seite; die jüngern akademischen Bürger sind gewöhnlich gelehriger für den mündlichen Unterricht. Kästner besuchte die Hörsäle der Leipziger Professoren so lange und so emsig, als ob er die Weisheit der ganzen Akademie einsam-

meln wollte. Unter andern wohnte er 6 Jahre lang Gottscheds oratorischen Uebungen bei; er lernte von ihm die besten Muster in der Wohlredenheit kennen, und verdankte ihm seinen guten Geschmack in der Schreibart. Euklids Elemente und die wolfischen Lehrbücher studirte er um diese Zeit für sich. Auch da er 1735 Baccalaureus und 1787 Magister der Philosophie geworden war, setzte er seinen akademischen Fleiß fort, und hörte unter andern Vorlesungen über Anatomie, gerichtliche Arzneikunde, Botanik, Diätetik, Chemie u. s. w.

Obgleich Kästner die Rechte mit Eifer studirt hatte, seit 1733 öffentlicher Notar, und im Jahr 1737 von der Fakultät zum Kandidaten der Rechte erklärt worden war, so zog ihn doch die stärkere Neigung zu den philosophischen und mathematischen Wissenschaften allmählich davon ab; in den letztern, besonders der höhern Arithmetik, hatte er bereits um 1743 und 1745 große Fortschritte und selbst Entdeckungen gemacht; im Jahr 1746 ertheilte man ihm eine außerordentliche Professorstelle der Mathematik in Leipzig, und sein Name und seine Verdienste wurden um diese Zeit auch auswärts bekannt; er stand in Briefwechsel mit dem gelehrten Kardinal Quirini, mit Leonhard Euler, mit Maupertuis, mit dem Sekretair der stockholmischen Akademie Wargentin, mit de la Lande u. a. m.; die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bologna und Göttingen nahmen ihn zum Mitgliede auf, und 1751 krönte die erste seine eingesandte Preisschrift über die Frage vom Zufall.

die Bedürfnisse für Leib und Geist, auch zur Erfüllung von Kindespflichten, denn seine Aeltern waren arm, erwarb er sich außer seinen Vorlesungen durch Arbeiten für Buchhändler. Seine Uebersetzung der schwedischen Abhandlungen (er lernte die schwedische Sprache erst während der Arbeit und ohne Lehrmeister), die Besorgung des hamburgischen Magazins, seine Ausfertigung von Smith's Lehrbegriff der Optik, die Uebersetzung von Lulofs Kenntniß der Erdkugel u. a. m. beschäftigten ihn in diesen Jahren in Nebenstunden.

Man suchte Kästnern auf immer in Leipzig fest zu halten, und machte ihm Hoffnung zu der ersten ordentlichen Lehrstelle in der philosophischen Fakultät, die offen seyn würde; allein so gern er für seine Person in seiner Vaterstadt und im Kreise seiner Freunde geblieben wäre, und ob ihn gleich die Liebe zu seiner kranken Mutter mehrere Jahre zurück hielt, so machte er sich doch ein Gewissen, solche Lehrstellen zu suchen, wozu er andere für geschickter hielt, und nahm 1756 die angetragene ordentliche Professur der Mathematik und Physik zu Göttingen an. Hier machte er sich in einer langen Reihe von Jahren durch seine Vorlesungen um die akademische Jugend, und durch zahlreiche mathematische und physikalische Schriften um die Aufnahme der Wissenschaften unsterblich verdient. Fast zu einer Zeit wetteiferte er mit den berühmtesten Geometern Deutschlands, Segner und Karsten, die Geometrie in ihre alten Rechte einzusetzen, und in die gesammte mathematische Analysis mehr die monstrative Schärfe und Ausführlichkeit einzuführen.

Der binomische Lehrsatz, die Lehre von höhern Gleichungen, das Gesetz des Gleichgewichts zweier Kräfte am Hebel und ihre Zusammensetzung, sind die wichtigsten Grundlehren der mathematischen Analysis und Mechanik; welche außer vielen andern Sätzen der gesammten Mathematik Kästner dergestalt aufzuklären und zu begründen wußte, daß er hierin alle seine Vorgänger und Wetteiferer übertraf. Seine mathematischen Lehrbücher verbinden die den alten griechischen Geometern eigene Gründlichkeit mit einer außerordentlichen Kürze und Vollständigkeit und mit einem Schatz von literarischer Erudition. Sie verdrängten die wolfischen Lehrbücher, die sich bis zu Kästners Zeiten im Besitz der mathematischen Lehrkanzeln erhalten hatten, mehr und mehr, und man kann bei der großen Verbreitung, die die kästnerschen Anfangsgründe gehabt haben, ihnen mit dem vollkommensten Rechte einen entscheidenden Einfluß in die Vervollkommnung und Erweiterung des mathematischen Studiums zuschreiben. Noch in seinem hohen Alter schrieb er eine Geschichte der Mathematik (4 Bände 1795 — 1800), die einen außerordentlichen Reichthum literarischer Nachrichten enthält, aber den Ueberblick nicht gewährt, den man von ihr erwartete.

Das ist selten, daß ein Geist, wie Kästner, der die tiefsinnigsten aller menschlichen Wissenschaften mit solcher Stetigkeit umfaßte, die Feinheiten des gesellschaftlichen Scherzes und der Poesie des Witzes so ganz in seiner Gewalt hat, und selbst den abstraktesten Lehren, die sein Scharfsinn empfand, alle Reize des angenehmen Ausdrucks mitzutheilen weiß. Er

war von früher Jugend an ein Freund der Dichtkunst, und blieb es auch im Alter. Von Zeit zu Zeit schoß er viele einzelne Pfeile aus seinem epigrammatischen Köcher ab, die sehr geschärft waren. Sein Witz und seine Laune, die aber oft mit Galle tingirt waren, schonten keiner Lächerlichkeit, fielen aber auch nicht selten ins Barbarische, und zogen die Haut des Armen herunter, der ihnen in die Hände fiel. Seine Lehrgedichte sind reife Früchte eines mit ächter und gründlicher Weisheit genährten Geistes, und seine philosophischen und historisch-literarischen Aufsätze sind Muster eines reinen, korrekten und energischen Styls und eines angenehmen und lichtvollen Vortrags. Seine ältern Aufsätze dieser Art sind in den beiden Sammlungen: **Vermischte Schriften**, 3te Auflage 1783 und **Vorlesungen** 1769 enthalten. Schade, daß von dem, was er in den letzten drei Jahrzehenden in Prosa und Versen geschrieben hat, das wenigste gesammelt ist, und das meiste noch in vielen Zeitschriften zerstreut umher liegt.

Kästner schloß sein bis auf den letzten Tag rastlos thätiges Leben, am 20sten Jun. 1800, bei vollen Geisteskräften, in einem Alter von beinahe 81 Jahren.

Der ein und zwanzigste Junius.

Gest. Andreas Peter, Graf von Bernstorff.

Königlicher Dänischer Staatsminister.

Als Minister und als Privatmann zeichnete sich Bernstorff durch seine Geisteskräfte und seinen rechtschaffenen Charakter vor vielen Tausenden seiner Zeitgenossen aus. Seine Thaten erbauten ihm besonders in den Herzen dänischer Bürger, welche ihm ihren Wohlstand verdanken, ein unvergängliches Monument, und die Nachwelt wird seinen Namen nie ohne Bewunderung und Segen aussprechen.

Er stammte aus Mecklenburgischem Adel, und war am 28sten August 1735 zu Hannover geboren. Sein Vater war der berühmte erste hannövrische Staatsminister beim damaligen Churfürsten und nachmaligen König Georg I. Die Natur hatte den Sohn mit den edelsten Gaben ausgerüstet, und sein Vater

Vater unterließ nichts, was ihre Ausbildung beför-
dern konnte. Frühe äußerte er eine lebhafte Wiß-
begierde, und die Zeitungen waren ihm schon im
6ten Jahre eine angenehme Lektüre; überhaupt las
er nichts lieber als historische Schriften. Als er
im älterlichen Hause das 18te Jahr angetreten hatte,
ging er auf die Universität nach Leipzig. Hier
erwarb er sich durch ein sehr gefälliges Betragen
eine allgemeine Achtung, studirte fleißig, und mach-
te vorzüglich die Geschichte und Staatswissenschaft
zu seinem Hauptgegenstande. Von Leipzig kam er
im Jahr 1754 auf die Göttinger Universität, wo
er sich eben so vortheilhaft auszeichnete.

Nachdem der junge Bernstorff sein Stu-
dium vollendet und durch Reisen sich mit der Ver-
fassung verschiedener Länder bekannt gemacht hatte,
kam er 1756 zuerst als Kammerjunker in dänische
Dienste, wo sein großer Oheim, Johann Hart-
wig Ernst, Staatsminister war, und im Jahr
1760 ward er Deputirter im Oekonomie- und Kom-
merzkollegium, so wie im Jahr 1766 erster Depu-
tirter der westindischen Rent- und General-Zoll-
kammer, zu welcher Zeit er auch den Dannebrogs-
Orden erhielt. Im folgenden Jahre kam er in die
Obersteuerdirektion, und schon damals war er mittel-
bar Beförderer des großen Werks, was er 30 Jahre
nachher hauptsächlich mit befördern half, nehmlich
Freiheit und Eigenthumsrecht des Bauernstandes.
Bei Gelegenheit der Unterzeichnung des provisori-
schen Traktats mit Rußland, im Jahr 1767, wur-
den sein Oheim und sein Vater in den dänischen

Grafenstand erhoben, und 1769 ward er zum Geheimenrath ernannt. Aber bald darauf fiel er mit seinem Oheim, und beide erhielten ihre Entlassung.

Kaum hatte sich das Ungewitter an Dännemarks politischem Horizonte wieder verzogen, so wurde er — nach Struensee's Tode — im Herbst 1772 wieder zurückberufen, und die Erneuerung einer freundschaftlichen Verbindung mit England war ein auffallender Beweis, wie geschickt er den Platz eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ausfülle, den er nun bekleidete. Er vereinigte eine gewisse äußere Würde, den schärfsten Verstand, die ausgebreitetsten Kenntnisse, den gebildetsten Vortrag, mit dem seltenen Talente der mündlichen, lebhaften, dem nie wiederkehrenden Augenblicke angemessenen Darstellung. Selbst wenn die Männer, mit denen er zu thun hatte, sich weder durch Anstand noch Feinheit empfahlen, verlohr er seinen Zweck nie aus den Augen. Auch dann blieb er vollkommen Herr über sich, wenn der Mann, der vor ihm stand, sich genug vergaß, um den Minister durch persönliche Empfindlichkeit zu reizen. Daß er schon in den ersten Jahren seines Ministeriums, in einem Alter von noch nicht 40 Jahren, diese Gewalt über sich hatte, das ist eine Ministertugend, welche die Geschichte als ein ausgezeichnetes Beispiel preisen muß.

Im Jahr 1780 ward Bernstorff zum zweitenmal entlassen — aus Ursachen, die noch im Dunkeln liegen; doch im April 1784 kehrte er, zur Freude aller Patrioten, auf seinen vorigen Posten

nach Dännemark zurück. Wichtige Werke, wozu sein Oheim den Grund gelegt hatte, wurden unter seiner Ministerschaft zur Ausführung gebracht; aber ihm selbst auch hat Dännemark verschiedene Einrichtungen zu danken, die seiner Weisheit eben sowohl als seinen Herzen Ehre machen. Viele Bündnisse hat er mit benachbarten, so wie mit weit entfernten Mächten geschlossen, welche insgesammt dahin abzweckten, dem Lande Frieden zu erhalten, und es vor jedem Angriffe zu sichern. Bernstorff verstand die so seltene Kunst, allen auswärtigen Mächten Ehrfurcht für den dänischen Staat einzuflößen, so daß Dännemarks Freundschaft keinem der europäischen Staaten gleichgültig war. Als der französische Revolutionskrieg ausbrach, bewarben sich alle Mächte, Dännemark auf ihre Seite zu bringen. Aber Bernstorffs Staatsklugheit und Standhaftigkeit lehnte alle Anträge ab, und während in so vielen Ländern Blut vergossen wurde, genoß Dännemark und seine deutschen Staaten einer glücklichen Ruhe, und freute sich der Segnungen, welche den Frieden begleiten. Die Handlung blühte, und überall wehte die dänische Flagge, weil Bernstorff die Neutralität, mitten unter allgemeinen Unruhen, den dänischen Staaten erhalten hatte. Die Bemühungen der englischen Regierung, Frankreich auszuhungern, mißbilligte Bernstorff auf das stärkste. Mit Entschlossenheit und Würde widersprach er allen Anmaßungen des englischen Hofes in dieser schwierigen Periode. Dabei entwickelte er die Rechte neutraler Völker nach den unbezweifelten Grundsätzen

des allgemeinen Rechts mit einer Bestimmtheit, einer Stärke und Wärme, welche seine Staatsschrift zu einer der ersten ihrer Art erheben. Sie wurde in England selbst dafür erkannt, in den Parlaments-Debatten gepriesen, und in kurzer Zeit wurden sieben Auflagen davon verkauft. Niemals wagte es die Ministerialparthei, sie zu tadeln; niemals konnte man ihr eine gründliche Ausführung entgegen setzen.

Künste und Wissenschaften fanden an Bernstorff einen thätigen Beschützer. Die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Freiheit der Bauern ist vornehmlich sein Werk. Dabei war er ein eben so verständiger als standhafter Beschützer der bürgerlichen Freiheit; daher redete er auch immer der Preßfreiheit das Wort, und erklärte sich bei allen Gelegenheiten wider Censur-Edikte oder andere Maßregeln zur Schmälerung der Preßfreiheit. Während seines Ministeriums widerstand sie daher allen Stürmen. Man erkannte seine Verdienste, und er war in den letzten Jahren seines Lebens der Gegenstand der allgemeinen Liebe, des lauten Danks, der gefühlten Verehrung der Nation. Mit der lebhaftesten Wehmuth vernahm man seinen Tod, der am 21sten Jun. 1797 erfolgte, und niemand betrauerte seinen Verlust inniger, als der Kronprinz.

Bernstorff hatte eine edle Gestalt und aus seiner vielsprechenden Physiognomie konnte man die Fähigkeiten seines Geistes lesen. Edle Bescheidenheit, die den großen Mann, der sich seines innern Werthes bewußt ist, schon hinreichend auszeichnet, besaß er im höchsten Grade. Er war überhaupt kein

Freund von Ehrenbezeugungen, aber dann waren sie ihm doppelt zuwider, wenn sie übertrieben wurden. Gutmüthigkeit war die Eigenschaft, die, weil er sie selbst besaß, er auch an andern am meisten schätzte. Ein gültiger Beweiß, daß er selbst diese Tugend besaß, war unstreitig dieser, daß er eifrig in Vertheidigung anderer war, wenn man sie durch lieblose Urtheile zu verunglimpfen suchte. In freien und ruhigen Stunden überließ er sich gern den stillen Freuden eines häuslichen Glücks, und wenn der Sommer herannahte, entfloh er, so oft er konnte, dem Geräusche der Stadt, um einige Zeit auf seinem Landgute zuzubringen. Er hatte eine zahlreiche Familie, in deren Schooße er seine süßesten und glücklichsten Tage verlebte. Er bewies in seinem Privatleben eben die Rechtschaffenheit, die in seinem öffentlichen Leben hervor strahlte, und alle, die ihn näher kannten, versichern, daß im häuslichen Cirkel man nicht mehr den Minister, sondern nur den Freund erblickt habe, und daß, wenn er vertraut sprach, Leutseligkeit jeden Zug seines Gesichts verschönerte, obgleich sonst gewöhnlich in seinen Mienen ein feierlicher Ernst herrschte.

Thätigkeit in seinen Berufsgeschäften war eine von den Pflichten, welche er nie verabsäumte. Er entwarf die wichtigsten Aufsätze, las alles selbst, beantwortete selbst eingegangene Briefe und Vorstellungen, und als treuer Haushalter seiner Zeit verstand er auch seine Geschäfte nach ihrer Wichtigkeit zu ordnen. Donnerstags Nachmittags pflegten die fremden Minister zur Konferenz zu ihm zu kommen,

und an eben diesem Tage, so wie des Sonntags von 8 Uhr an, gab er jedem Gehör, der bei ihm etwas anzubringen hatte. Sein Geist war immer thätig, und in seinen Gesprächen zeigte er Witz und Scharfsinn. Er verweilte nie bei Nebendingen, und besaß die vorzügliche Gabe, seine ganze Aufmerksamkeit auf den Gegenstand zu richten, über welchen er sprach. Nie hat er nach Vermögen gegeizt, sondern er war mit seinen Glücksumständen vollkommen zufrieden. Stolz kannte er nicht, und Eigenliebe wußte er zu besiegen — kurz, Bernstorff war ein großer Mann!

———

Der zwei und zwanzigste Junius.

Geb. John Wesley.

Oberhaupt der Methodisten.

Die Methodisten sind eine Religionssekte in England, welche mit unsern Pietisten einige Aehnlichkeit hat. Ihr Stifter ist Wesley — ein ausserordentlich thätiger Mann, dem es nur an gründlichen Kenntnissen in der Theologie gefehlt zu haben scheint, um einer der wohlthätigsten Beförderer des praktischen Christenthums, ein Spener für England, zu werden. Er war im Jahr 1703 zu Epworth in Lincolnshire geboren, und machte seinen theologischen Kursus auf der Universität Oxford. Hier zeichnete er sich durch vorzügliche Talente aus, war in den gelehrten Sprachen bewandert, und hatte viele Stärke in der Logik, vornemlich in der Disputirkunst. Er übernahm die Aufsicht über einige Studierende, die er in strenger Zucht hielt. Sie mußten des morgens früh aufstehen, durften keine

andern Bücher lesen, als die er für schicklich hielt, und in ihrem ganzen Betragen, Studien und Uebungen mußten sie sich gänzlich nach seinen Vorschriften richten. Er selbst war sehr ernsthaft und religiös, und errichtete 1729 mit einigen Mitgliedern von gleichen Gesinnungen eine Gesellschaft, die bei ihren Zusammenkünften alle Abende klassische Autoren las, des Sonntags ausgenommen, wo theologische Schriften gelesen wurden. Sie besuchten die Kranken und Gefangenen im Kerker, errichteten einen Fond zum Besten der Armen, und zeichneten sich durch religiöse und gute Handlungen bald so sehr aus, daß sie den Namen Methodisten und frommer Klub erhielten.

Wesley's Vater, der Prediger zu Epworth war, wünschte, daß sein Sohn sich ihm adjungiren ließe. Dieser hatte sich aber so hohe Begriffe von den religiösen Verbesserungen, die er in Oxford zu Stande bringen würde, gemacht, daß er durchaus nicht dazu zu bewegen war. Wider alles Vermuthen gieng er aber im Jahr 1735 nach Georgien, um die Indianer zu bekehren. Seit seiner Ankunft in Amerika gewöhnte er sich an eine strenge Diät; er aß kein Fleisch, trank keinen Wein, genoß nichts zu Abend, lebte blos vom Brod, und schlief wenig. Hierdurch, und durch das Untertauchen der Kinder bei der Taufe und andere Dinge mehr, wurden die Kolonisten ihm abgeneigt. Er gieng daher 1737 nach England zurück, und breitete bald darauf seine Lehre von der seligmachenden Gnade aus, die er von den Herrnhutern entlehnt hatte, und der zufolge ein Mensch augenblicklich aus einem

Sünder ein guter Christ werden kann, und sich von seiner Bekehrung überzeugt fühlt. Von dieser Zeit beginnt eine neue Periode des Methodismus, worin heftige Bekehrungen, die mit Verzuckungen und epileptischen Zufällen begleitet waren, in den Gemeinen, über welche Wesley zu sagen hätte, gewöhnlich wurden. Er machte eine Reise zu den Herrnhutern in Marienborn und Herrnhut, und nach seiner Rückkunft predigte er täglich drei bis viermal in Newgate und andern Gegenden von London. Auf seinen Reisen ins Land erhielt er eine Menge von Anhängern und stiftete Gesellschaften in verschiedenen Theilen des Reichs. Er sah sich und seine Mitarbeiter als auserlesene Werkzeuge Gottes an, und verwunderte sich über Bengel, daß er keine merkwürdige Begebenheit über den Zeitraum von 1730 bis 1740 anzugeben gewußt habe. Seine Gehülfen wurden aus Layen genommen, und er war nun an der Spitze einer neuen Sekte, die sich in verschiedenen Societäten, denen Prediger mit seiner Bewilligung vorgesetzt waren, gebildet hatte. Dieser Schritt verursachte, daß man in den meisten Kirchen des Reichs und der Hauptstadt ihn nicht weiter auf die Kanzel lassen wollte. Daher fieng er an unter freiem Himmel zu predigen, nachdem Whitersfield, sein alter Bekannter und Mitglied der in Oxford gestifteten Societät, mit seinem Beispiele vorangegangen war. Diese Straßenpredigten hatten für das Volk einen großen Reiz der Neuheit, viel feierliches, und man sah darin eine Nachahmung der Bergpredigt Christi.

Die Versammlungen der Methodisten waren gewöhnlich erstaunlich zahlreich. Jeder Prediger erhielt sein bestimmtes Gebiet im Königreich, das er aber von Zeit zu Zeit mit einem andern verwechselte. Es bildeten sich immer mehr kleinere methodische Gesellschaften, und viele Versammlungshäuser wurden gebaut. Nirgends wurden die Bemühungen der Methodisten mit einem glücklichern Erfolge gekrönt, und die Sitten durch sie mehr verbessert, als unter den Zinnbergwerksleuten in Cornwall und den Steinkohlengräbern in andern Theilen des Reichs. Sobald ihnen Religionsbegriffe beigebracht waren, ließen sie ab von der Brutalität und den Lastern, denen sie vorher ergeben waren. Gute Ordnung, Sparsamkeit und Fleiß sind durch Wesley und seine Anhänger in viele Familien gekommen, die jetzt so reich geworden sind, daß sie Beiträge zu vielen Almosen und zur Unterstützung der Prediger hergeben können.

Aber Wesley kam in den Verdacht, ein geheimer Abgesandter der Jesuiten, ein Agent für den Prätendenten zu seyn, der diesem den Weg zu dem Throne bahnen und das Pabstthum wieder einführen wolle. Es gelang seinen Feinden, den englischen Pöbel gegen ihn aufzubringen. Die Methodisten wurden daher in vielen Gegenden Englands aufs grausamste mißhandelt, ohne daß die Magistratspersonen der Wuth des Pöbels Einhalt thaten, bis ein Befehl vom Hof 1742 derselben ein Ende machte. Alle diese Verfolgungen trugen aber mehr zur Befestigung als zur Unterdrückung des Methodismus bei. Im Jahr 1790 waren 43000 Me-

thodisten in Amerika und Westindien, und ihre gesammte Zahl in Europa und Amerika gieng über 120000 mit Einschluß 380 wandernder und 13 oder 1400 fixirter Prediger.

Obgleich Wesley den ehelosen Stand zu preisen pflegte, und dadurch die Köpfe, auch einiger Frauenzimmer verrückt hatte, so heurathete er doch selbst im Jahr 1751. Seine Wahl war aber sehr unglücklich, und er war überdem beständig in Bewegung und auf Reisen, daß er für häusliche Ruhe und Glückseligkeit keinen Sinn hatte. Seine Frau war so heftig, daß sie ihn bisweilen bei den Haaren zausete. Sie verließ ihn zum erstenmal 1771, und seit 1775 kamen sie nie wieder zusammen.

Eifer für das allgemeine Beste und Herrschsucht waren Hauptzüge in Wesley's Charakter. Alle seine Handlungen sollten zur Ehre Gottes, und die größte Offenheit in seinen Reden und Thaten sichtbar seyn. Alle Oerter zum Vergnügen wurden von ihm vermieden. Die christliche Vollkommenheit, seine Hauptlehre, scheint darauf abzuzielen, daß man zu jeder Lebenszeit einen Zustand erreichen kann, worin man nicht bloß von sündlichen Handlungen, sondern von der wahren Natur und dem Wesen der Sünde, von allen unregelmäßigen Begierden, Leidenschaften und Neigungen befreit ist; und dieser Zustand kann in einem Augenblick durch Glauben erhalten werden. Als Prediger besaß er vorzügliche Talente. Er sprach auf der Kanzel oft mit großer Wärme und rührte tief; aber sehr oft trat er unvorbereitet auf, wurde dann sehr geschwätzig und mischte geist-

liche und weltliche Dinge auf eine der Kanzel ganz unwürdige Art durch einander. Wie konnte dieß aber auch anders seyn, da man ihm nachgerechnet hat, daß er leicht in seinem Leben an 40,460 Vorträge gehalten haben kann — die Ermahnungen in den Societäten und Klassen, so oft er zugegen war, nicht mit gerechnet. Er hielt seine Predigten gewöhnlich des Morgens frühe, oder spät des Abends, um Kollision mit den öffentlichen Kirchen zu vermeiden, und desto mehr Zuhörer an sich zu ziehen.

Wesley hat ausserordentlich viel geschrieben. Noten über das alte und neue Testament, Abhandlung über die Erbsünde, Arminianisches Magazin, Gedanken über den Sklavenhandel und viele andere Werke mehr. Er gehört nicht zu den englischen Autoren vom ersten Range, aber seine Werke haben unendlich viel Gutes gestiftet, und werden auf die Nachwelt kommen. Er verstand Griechisch und Latein, auch etwas Hebräisch, und hatte einige Kenntniß der französischen, deutschen, spanischen und italiänischen Sprache. Zu Oxford hatte er den Euklid studiert, aber in der Philosophie war er wenig bewandert. Sein äußeres Betragen war sehr gefällig und angenehm. Seine natürliche Wärme und Heftigkeit war durch die Religion gemildert. Nichts war ihm leichter als angethanes Unrecht zu vergeben. Die Enthaltsamkeit und Mäßigkeit wurde von ihm übertrieben. Seine Freigebigkeit gegen die Armen war grenzenlos; er gab nicht blos einen Theil seines Einkommens, er gab weg, was er hatte. Seine Reisen brachen fast nie ab, und er mochte in

einem Jahre wohl an 4000 englische Meilen machen. Ein Buch in der Hand, das er vor die Augen hielt, den Zaum über den Nacken des Pferdes hängend, hat er mit seinem Klepper manches Abentheuer erlebt. Alles hatte bei ihm seine bestimmten Stunden. Ungläubige und Freidenker verachtete er; in seinen Kontroversschriften war er übrigens mäßig. Unter die Sonderbarkeiten, wovon er nicht frei war, gehört eine außerordentliche Neigung für gewisse Meinungen, das blinde Zutrauen in das Ziehen der Loose, Lust zu regieren, die sich in den letzten 10 oder 15 Jahren am meisten zeigte u. s. w. Er starb am 28sten Febr. 1791, nachdem er im Anfange dieses Jahrs noch zum öftern und an verschiedenen Orten gepredigt hatte.

Der drei und zwanzigste Junius.

Gest. Hermann, Graf von Lestok.

Russischer Geheimer Rath.

Rußlands Geschichte enthält eine Menge plötzlicher Veränderungen und abstechender Kontraste der Situationen, welche diejenigen erfuhren, die zunächst um den Thron waren. Einer dieser Bälle des Schicksals war Lestok oder l'Estocq, den man verschiedentlich für einen gebornen Franzosen ausgegeben hat, entweder weil sein Name so französisch klang, oder seine Avanturen und Intriguen am meisten zu dem französischen Charakter zu passen schienen. Er war aber der Sohn eines deutschen Feldscheers zu Hannover, der sich in der Folge zu Celle niederließ, wo ihm unser Hermann am 29sten April 1692 geboren wurde. Er lernte seines Vaters Profession, und da er ein lustiger und zu allerhand Ausschweifungen aufgelegter Junge war, so blieb er nicht lange zu Haus. Er zankte sich mit

seinem Meister und mit seinen Aeltern, und lief wider ihren Willen davon, in der Hoffnung, anderwärts sein Glück zu machen.

Als Peter der Große seine letzte Reise durch Deutschland machte, hatte Lestok das Glück, bei dem Hofstaate seiner Gemahlin Katharina als Bedienter angestellt zu werden. Sein lebhaftes, munteres Wesen gefiel; allein verschiedene Schurkereien und boßhafte Ränke brachten ihn ins Exil nach Astrakan. Nach Peters Tode im Jahr 1725 wurde er aus demselben erlößt; er gieng wieder nach Petersburg, die Kunst des Scheermessers wurde seine Ernährerin, und daneben legte er sich auf chirurgische Kuren. Das feinere Betragen, das er gesehen hatte und selbst anzunehmen wußte, sein offener Verstand und sein unterhaltendes, launiges Wesen verschafften ihm bald Zutritt in angesehene große Häuser — und die Prinzessin Elisabeth nahm ihn zu ihrem Leibchirurgus an. In dieser Qualität bahnte er ihr den Weg zum Throne und sich selbst zu Würden und Belohnungen. Er verschaffte ihr von dem französischen Minister Chetardie ansehnliche Kapitalien, und gewann durch viele Geschenke die Grenadiergarde zu ihren Gunsten. Als das Vorhaben der Prienzessin schon beinahe verrathen war, schritt er rasch und unerschrocken zur Ausführung. Dies geschah in der Nacht vom 5ten auf den 6ten Dezember 1741. Als er durch seine Kundschafter erfahren hatte, daß am Hofe alles in Ruhe sey, gieng er zum französischen Minister, und holte Geld zu Geschenken für die Solda-

ten, eilte darauf zur Prinzessin, und drang in sie, daß sie ohne Verzug zur Garde eilte, die schon für sie gewonnen war, und ihr daher, sobald sie sich sehen ließ, huldigte. So war sie in einer Stunde durch seine Hülfe Kaiserin.

Jetzt war Lestoks Glück gemacht. Denn kaum hatte sich Elisabeth auf dem Thron befestigt, so wurde er geheimer Rath, erster Leibmedikus und General-Direktor des Medizinalwesens im russischen Reiche, und in den Adelstand erhoben. Außer den besondern Gratifikationen war sein Gehalt auf 7000 Rubel bestimmt. Er besaß und behauptete bei der Kaiserin das größte Ansehen, und sein Einfluß selbst in den politischen Angelegenheiten war entscheidend. Er wußte sich dabei den fremden Höfen wichtig zu machen, und sammelte von ihnen Schätze. Im Jahr 1744 erhob ihn Kaiser Karl VII. in den Reichsgrafenstand, und drei Jahre darauf vermählte er sich zum drittenmal mit einer Baronesse von Mengden.

Allein die Herrlichkeit seines Lebens erreichte auch ein Ende. Sein überwiegendes Ansehen war schon länger ein Gegenstand des Neides und Unwillens mehrerer russischer Großen. Lestok hatte den Grafen Bestuchew zu der Würde eines Reichs-Vicekanzlers verholfen — und dieser stürzte seinen Wohlthäter. Seine Einmischung in das Departement, dem er vorstand, seine Theilnahme an den fremden Angelegenheiten, die die Autorität des Ministers kompromittirte, war ihm gehässig. Man hatte ihn der Monarchin längst verdächtig gemacht; allein

allein ihr Glaube an seine Treue behielt das Uebergewicht. Seine Feinde ließen aber nicht nach, bis er arretirt und auf die Festung gesetzt wurde. Eine verdächtige Korrespondenz war der Vorwand; man untersuchte sein Haus, fand aber nichts. Einige Schreiben an den König von Preußen waren, wie er nachher darthat, auf Befehl der Kaiserin aufgesetzt. Man setzte eine eigene Gerichtskommission über ihn nieder. Der Chef derselben war Graf Apraxin, der Freund Bestuchew's, und Lestoks größter Feind. Man berichtete der Kaiserin, er habe einen Entwurf gemacht, sie vom Throne zu stoßen, und ihrer Schwester Sohn, den Großfürsten Peter, darauf zu setzen. Die Anklagspunkte waren bald fertig, und er des Todes würdig erkannt. Doch Elisabeth war zur Vollziehung dieses Urtheils nicht zu bewegen; aber eben so wenig konnte sie sich zu einer andern Entscheidung seines Schicksals entschließen; er war noch immer der Abgott ihres Herzens, und so kam es, daß er fast fünftehalb Jahre als Arrestant in Petersburg blieb. Allein seine Feinde ruheten nicht. Sie drangen so nachdrücklich in die Monarchin, daß sie endlich in seine Verweisung willigen mußte.

Im Jahr 1753 wurde Lestok nach Ustjuk Weliki im archangelischen Gouvernement in die Verweisung geschickt, und zu seinem täglichen Unterhalt bestimmte man einen Rubel. Sein Vermögen von einer halben Million Rubel war konfiscirt und zum Theil seinen Feinden zur Belohnung gegeben worden. Indeß währte seine Gefangenschaft nicht immer, wie

es doch der Plan war. Kaiser Peter III. rief ihn gleich bei seiner Thronbesteigung zurück, beschenkte ihn mit einem goldenen Degen und mit dem Besitz aller seiner konfiscirt gewesenen Güter, ernannte ihn wieder zum geheimen Rath — und Lestok starb so in einem ruhigen Alter, im Jahr 1767.

Der vier und zwanzigste Junius.

Geb. Johann Albrecht Bengel.

Consistorialrath und Prälat zu Alpirspach.

Das Städtchen Winnenden im Würtembergischen sah diesen frommen und gelehrten Theologen im Jahr 1687 geboren werden. Früh erfuhr er die Schläge des Schicksals; noch nicht 6 Jahre alt verlohr er seinen Vater, den Diakonus des Orts, und bei einem feindlichen Einfalle der Franzosen wurde das Haus seiner Mutter und die nachgelassene Bibliothek seines Vaters in die Asche gelegt. Er floh mit seinem Lehrer nach Marbach, konnte aber auch da keinen sichern Aufenthalt finden, weil dieser Ort ebenfalls von den Franzosen abgebrannt wurde. Nun kam er nach Schorndorf, und in seinem 12ten Jahre auf das Gymnasium nach Stuttgardt.

Wohl vorbereitet gieng Bengel im Jahr 1703 nach Tübingen, und zeichnete sich als ein Zögling des theologischen Stifts durch Fleiß und Talente, so wie durch einen frommen Wandel rühmlich aus. Daher erhielt er eine Stelle im Repetenten-Collegium, und

versah dann verschiedene Vikariate, bis zum Jahr 1713, da er zum Präceptor und Prediger im Kloster Denkendorf ernannt wurde. Ehe er sein Amt antrat, machte er eine gelehre Reise durch Franken, Sachsen, Thüringen, Hessen und die untere Pfalz, besuchte viele Universitäten, Gymnasien und Bibliotheken, und übte sich noch mehr in den morgenländischen und neuern Sprachen. Er sammelte die Erinnerungen, Klagen, Vorschläge und Gedanken der erfahrensten Schulmänner, und besuchte nicht blos berühmte Gelehrte, sondern auch die verborgenen: weil man von jenen, nach seiner Bemerkung, oft nicht mehr lernt, als sie bereits in ihren Schriften vorgetragen haben, von diesen aber manches Nützliche durch Fragen heraus locken kann.

Da Bengel in Denkendorf unter andern die griechische Sprache lehrte, so lenkte dieß seinen gelehrten Fleiß vornehmlich auf die griechischen Kirchenväter, und besonders auf das kritische Studium des neuen Testaments. Ueber das letztere sammelte er nach und nach viele kritische Anmerkungen, und stellte vom Jahr 1722 eine Vergleichung der Ausgaben desselben an. Er gieng sehr vorsichtig zu Werke, bis er eine eigene Ausgabe drucken ließ. Den Ruhm, welchen er sich durch dieselbe erwarb, suchte er in der Folge immer mehr durch exegetische Arbeiten über die Bibel zu erhalten und zu erweitern. Sein Amt zu Denkendorf führte er mit gewissenhafter Treue bis zum Jahre 1741, da er zum herzoglichen Rath und Probst des Klosters Herbrechtingen ernannt wurde. Sechs Jahre darauf kam er bei der würtembergischen

Landschaft in den großen Ausschuß, im folgenden Jahre in den engern und im Jahr 1749 erhielt er die Stelle eines Konsistorialraths, auch statt der Probstei Herbrechtingen die Prälatur Alpirspach. Hier endigte sich seine gemeinnützige Wirksamkeit am 2ten Nov. 1752, in einem Alter von 66 Jahren.

Bengel war einer von den seltenen Theologen, welche frühe wahre und eifrige Frömmigkeit mit gründlicher Gelehrsamkeit und bleibenden Verdiensten um die Kirche vereinigt haben. Seine christliche Rechtschaffenheit war der Grund von der Arbeitsamkeit und Treue bei seinen Aemtern, von der beständigen Gleichheit seines Gemüths, und selbst von der Wahl seiner gelehrten Ausarbeitungen. Er hegte eine ungemeine Liebe und Ehrfurcht gegen die heilige Schrift, und genoß als das Haupt der Pietisten im Würtembergischen eine außerordentliche Verehrung. Aber durch seine Erklärungen und Reden über die Offenbarung Johannis gab er dem Pietismus eine stärkere Richtung auf gewisse Lieblingsmaterien, nemlich auf die Hypothese vom tausendjährigen Reiche und von der Verherrlichung Christi und seiner Glaubigen auf Erden.

Nach Bengels Berechnung sollte die Welt 7777 Jahre fortdauern; und da Christus nach seiner Chronologie im Jahr der Welt 3940 geboren worden, so sollte das gegenwärtige Weltsystem nach 2050 Jahren sein Ende nehmen. Im Jahr 1836 sollte der Antichrist gestürzt, der Satan noch tiefer in den Abgrund geworfen und gebunden werden; und dann sollte die tausendjährige Blüthe der Kirche, eine überschwengliche Fülle des Geistes, ein Ueberfluß von

Gnadenwirkungen und Gnadenbezeugungen Gottes, ein heiterer, williger und einträchtiger Gehorsam und Dienst des Volkes Gottes folgen; dann sollten gesunde, fruchtbare, friedliche Zeiten — Vermehrung des heiligen Volkes und langes Leben — Freiheit von dem Jammer, den sonst ein jeder sich durch eigene Bosheit zuzog, oder auch von der Bosheit anderer erfuhr — und ein lauterer Genuß geistlicher und leiblicher Wohlfahrt in göttlicher Ordnung erscheinen. Nach dem Verfluß dieser tausend Jahre sollte die erste Auferstehung der ersten Märtyrer und anderer Heiligen, die das Thier nicht angebetet haben, angehen, aber auch der Satanas wieder losgelassen werden, und gerade $111\frac{1}{9}$ Jahr auf Erden wüthen — dann aber in den Feuersee geworfen werden. Indem dieß auf Erden vorgienge, sollte die Regierung der Heiligen im Himmel mit Christo ihren Anfang nehmen und ungestört fortdauern. Nach abermaligen 1000 Jahren sollte die zweite und allgemeine Auferstehung aller Todten, der Gerechten wie der Ungerechten, das Ende der Welt und das letzte allgemeine Weltgericht erfolgen. Die Gerechten sollten alsdann in einen neuen Himmel und auf eine neue Erde versetzt werden, und insonderheit sollte sich die schon längst gebaute heilige Stadt, das neue Jerusalem, aus dem Himmel auf eine gewisse Höhe zu der neuen Erde herablassen. —

Diese Träumereien sind traurige Beweise von den Verirrungen des menschlichen Geistes, aber sie sollen uns nicht undankbar gegen die großen Verdienste machen, die sich Bengel um die theologische Gelehrsamkeit erworben hat. Er war der erste protestantische Gottes-

gelehrte, welcher die Kritik der Schriften des neuen Testaments in ihrem ganzen Umfange mit Scharfsinn, Einsicht und vorsichtiger Beurtheilung erörtert, brauchbare kritische Regeln festgesetzt, und ein Werk der Art herausgegeben hat, das Deutschland den Ausländern zu seinem Ruhme entgegen stellen kann. Zu der Zeit, da er diese Arbeit unternahm, wurde sie von vielen für bedenklich und gefährlich gehalten. Da sie aber nicht nur der Erfolg eines andern belehrte, sondern da sie auch einen so frommen, gegen die heiligen Bücher mit so reiner Ehrfurcht erfüllten Mann dieses Feld betreten sahen, so änderte sich nach und nach die herrschende Meinung, und man überzeugte sich, daß diese Bemühungen eben so nützlich als anständig wären. Bengels kritische Beleuchtung des neutestamentlichen Textes, welche nach vieljähriger Anstrengung im Jahr 1734 zum erstenmal erschien (Nov. Test. graec. cum apparatu crit.) hat unter uns in der Kritik des neuen Testamentes Epoche gemacht. Bengel war wohl der gewissenhafteste Kritiker, und der erste, der den Werth der alten lateinischen Versionen und der sogenannten latinisirenden Codd. in der Kritik kannte. Seine Canones critici zeugen von großem Scharfsinn, und übertreffen alle ähnlichen Arbeiten der Deutschen vor seiner Zeit. Wo er auch in der Beurtheilung der Varianten irret, geschieht es nicht aus Unwissenheit, sondern aus Mangel an Hülfsmitteln, die wir jetzt haben, oder aus einigen seiner Zeit eigenen Vorurtheilen. Als ein sonderbarer Zug seines religiös-kritischen Charakters verdient die, wenigstens von Wettstein ihm angeschuldigte, Meinung angeführt zu werden,

daß er in zweifelhaften Fällen unter mehrern Lesearten die richtige durch ein inneres Gefühl, welches er einer höhern Offenbarung zuschrieb, bestimmen zu können glaubte.

Von der Berichtigung des Textes gieng Bengel zur Erklärung und Erläuterung der heiligen Urkunden über. Er hat sowohl die biblische Zeitrechnung mit großem Fleiß entwickelt, als auch der allgemeinen Chronologie daraus ein Licht zu ertheilen gesucht. Er bemühte sich, die Erzählung der Evangelisten in eine gewissere Uebereinstimmung zu bringen, als es seine Vorgänger gethan hatten. Er übersetzte das ganze neue Testament in unsere Sprache mit vieler Genauigkeit, und gab in einem besondern Werke Anmerkungen über dasselbe heraus, welche nicht allein den Verstand desselben aufklären, sondern auch bei dem Leser fromme Rührungen erzeugen sollten.

Der fünf und zwanzigste Junius.

Gest. Johann Jakob Scheuchzer.

Stadtphysikus und Professor der Mathematik in Zürich.

Wie fremd und unerfahren man in der Schweiz bis auf die Ankunft Scheuchzers in dem Studium der Natur war, können unter andern die noch häufigen Gespenster- und Hexengeschichten beweisen, welche die helvetischen Jahrbücher dieses Zeitalters entweihen. Noch am 9ten May 1705 klagte selbst der zürcherische Kirchenvorsteher Klingler über einen solchen Dämon, der freilich hernach in Verhaft gesetzt und mit dem Schwerdt hingerichtet worden. Ein solcher Poltergeist war es, der im Jahr 1700 zu Lucern zwo zürcherische Weibspersonen zu bekehren bemüht war. Im Jahr 1701 wurden acht Personen von Wasserchingen der Hexerei beschuldigt und in Zürich zum Tode verurtheilt. — Ohne Zweifel, daß nachherige, genauere Naturforschung das Meiste zur Vertreibung der Finsternisse des Aberglaubens beitrug; und um dieses Studium hatten die beiden

Brüder, Johann Scheuchzer, und Johann Jakob Scheuchzer für ihr Zeitalter ungemeine Verdienste.

Johann Jakob Scheuchzer war am 4ten August 1672 zu Zürich, wo sein Vater gleiches Namens Stadtphysikus war, geboren. In einem Alter von 20 Jahren zog er auf die Akademie nach Altdorf, hernach weiter nach Utrecht. Seine Liebe zur Natur trieb ihn an, eine Reise über die Alpen zu unternehmen, dann gieng er wieder nach Altdorf und Nürnberg, wo er besonders des berühmten Sturms Unterricht und Umgang genoß.

Scheuchzer ward nach seiner Rückkunft in die Vaterstadt im Jahr 1710 Stadtphysikus und Lehrer der Meßkunst. Der Ruf seiner Talente gelangte bis nach Petersburg, und man suchte ihn in die neue Kaiserstadt zu ziehen. Die Sache kam vor den Rath in Zürich, und es wurde mit 20 Stimmen entschieden, wofern er den Ruf ausschlüge und in seiner Vaterstadt bliebe, so sollten ihm seine Einkünfte verbessert werden; einige Zeit hernach erhielt er wirklich ein Kanonikat bei dem karolinischen Stifte.

Jede Neuerung findet Widerspruch. Scheuchzer suchte manche dunkle Region der Naturwissenschaften zu erleuchten, und zog sich dadurch den Haß seiner Kollegen zu; sie erklärten seine neuen Lehren für profan, z. B. das kopernikanische System für atheistisch und die schwamerdamischen Hypothesen für schlüpfrig und libertinisch. Um sich also nach dem Geiste des Zeitalters und nach dem Geschmack theo-

logischer Leser und Zuhörer zu bequemen, gab Scheuchzer seinen physischen und mathematischen Untersuchungen mehrentheils einen biblischen Zuschnitt; er schrieb z. B. Hiobs heilige Naturlehre, ein antediluvianisches Herbarium und eine Physica sacra. Dieses letztere Werk ist von vielen, freilich oft mehr auf Schmuck, als auf Belehrung, abzweckenden Kupfern begleitet, und wurde sowohl in das Französische als Holländische übersetzt. Einzelne Schriften von ihm findet man in den Leipziger Miscellanien, in den Ephemeriden der Naturae Curiosorum und in den Londner Philosophical Transactions. Seine brauchbarsten Werke sind die helvetischen Alpenreisen und die Naturgeschichte des Schweizerlandes, welche Sulzer neu herausgegeben hat. Noch immer werden die hier gesammelten Nachrichten geschätzt, so sehr sich auch die Kenntniß der Schweiz in neuern Zeiten erweitert hat. Scheuchzer starb im Jahr 1733, und sein Name bleibt unsterblich. Die kaiserliche Akademie der Naturae Curiosorum, wie auch die königlichen Societäten zu Berlin und London waren stolz darauf, ihn zum Mitgliede zu haben.

Sein Bruder Johannes war im Jahr 1684 geboren. Nach Endigung der akademischen Studien begab er sich in holländische Kriegsdienste; hierauf war er Sekretair bei dem Grafen von Marsigli; mit diesem bereiste er Italien. Bei der Zurückkunft ins Vaterland übte er sich in der Mechanik und militairischen Baukunst; auch leistete er dem Kanton Zürich im Jahr 1712 nützliche Dienste. Im Jahr

1720 ward er als Professor der Meßkunst nach Padua berufen; der Religion wegen nahm er aber diesen Ruf nicht an. Nachdem er zum zweitenmal Holland, Frankreich, Italien und Deutschland bereist hatte, ward er 1732 Landschreiber der Grafschaft Baden, im folgenden Jahre an seines verstorbenen Bruders Stelle Professor der Naturlehre, Stadtarzt und Kanonikus, und am 8ten März 1738 starb er. Unter seinen Schriften ist die Beschreibung der Halmgewächse (Agrostographia) die wichtigste, denn die Wissenschaft erhielt dadurch nicht wenige Bereicherungen. Haller hat dieses Werk im Jahr 1775 neu herausgegeben, oder vielmehr umgeschaffen.

Der sechs und zwanzigste Junius.

Gest. Maximil. Ulysses, Graf von Browne.

Kaiserlich-Königlicher General-Feldmarschall.

Browne, geboren zu Basel am 24sten Oktober 1705, war einer der berühmtesten Generale Marien Theresiens im Anfange des siebenjährigen Kriegs. Sein Vater, Ulysses von Browne, geboren am 24sten August 1659, gieng im April 1690 mit seinem jüngern Bruder Georg unter König Jakob II. aus Irland, ward kaiserl. Oberster zu Pferd, von Kaiser Karl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben, und starb 1731. Maximilian Ulysses hatte kaum seine ersten Studien zu Limerik in Irland zurück gelegt, so berief ihn sein Onkel Graf Georg Browne, Oberster eines kaiserl. Infanterie-Regiments, in einem Alter von 10 Jahren nach Ungarn. Er wohnte im Jahr 1717 der berühmten Belagerung von Belgrad bei. Gegen das Ende des Jahres 1723 wurde er Hauptmann

unter dem Regimente seines Onkels; zwei Jahre her- nach Obrist-Lieutenant. Im Jahr 1730 zog er mit einem Bataillon seines Regiments gegen die Insel Korsika, und trug vieles zur Einnahme von Callanzara bei, wo er stark verwundet wurde; 1732 ward er zum kaiserl. Kammerherrn, und 1734 zum Obersten ernannt.

In dem italienischen Kriege, besonders in den Schlachten von Parma und Guastallan, zeichnete er sich rühmlich aus, und verbrannte im Angesicht der französischen Armee eine Brücke, welche der Marschall von Noailles über die Etsch hatte schlagen lassen. Er wurde nun zum General ernannt, deckte nach dem unglücklichen Vorfall bei Benjaluka in Bosnien, (am 3ten August 1737,) den Rückzug der kaiserlichen Armee auf eine meisterhafte Art und rettete das gesammte Heergeräthe. Diese schöne That verschaffte ihm ein zweites Infanterie-Regiment, das durch den Tod des Grafen Franz von Wallis erledigt worden war. Bei seiner Zurückkunft nach Wien im Jahr 1739 erhob ihn der Kaiser zur Würde eines Feldmarschall-Lieutenants, und zum Assessor beim Hofgerichte. Als nach dem Tode des Kaisers Friedrich der Große in Schlesien eingedrungen war, wußte ihm Graf Browne mit einem kleinen Korps das Land Schritt vor Schritt streitig zu machen. Im Jahr 1741 kommandirte er die Infanterie des rechten Flügels der Oesterreicher, und nahm, obgleich verwundet, einen sehr schönen Rückzug. Er zog hierauf nach Baiern, wo er den Vortrab der nehmlichen Armee anführte, Deckendorff nebst vieler Bagage wegnahm,

und die Franzosen von den Ufern der Donau vertrieb, welche die Oesterreicher nun mit aller Sicherheit passirten. In eben dem Jahre sandte ihn die Königin von Ungarn als bevollmächtigten Minister nach Worms ab, wo er an den Allianz-Traktat zwischen den Höfen von Wien, London und Turin die letzte Hand legte. Im Jahr 1743 erklärte ihn die Königin, bei ihrer Krönung in Böhmen, zu ihrem wirklichen geheimen Rath. Im folgenden Jahre folgte Browne dem Prinzen Lobkowitz nach Italien, und nahm den 4ten August, ungeachtet der überlegenen Feinde, Veletri hinweg. Castruccio Bonamici, wenn gleich von der Gegenparthei, ertheilt unserm Browne bei Gelegenheit dieser Schlacht das schöne Zeugniß: „Browne, ein Mann von außerordentlichem Geiste, von Jugend auf in allen Theilen der Kriegskunst erfahren." (Brownius, summi homo ingenii, et bellicas omnes a pueritia artes edoctus.)

Er wurde auf eine kurze Zeit nach Baiern zurückberufen, zeichnete sich hier hoch aus, und kehrte 1746 nach Italien zurück. Er drückte die Spanier aus dem Mailändischen, vereinigte sich mit dem Heere des Fürsten von Lichtenstein, und kommandirte den linken Flügel der Oesterreicher in der Schlacht von Placenz den 15ten Jun. 1746, wo er den rechten Flügel des Feindes unter den Befehlen des Marschalls von Maillebois zurückwarf.

Nach dieser berühmten Schlacht, deren Gewinn ihm allein gebührte, führte er die Armee gegen die Genueser, nahm den Paß Bochette, ob er gleich von

4000 Mann vertheidigt war, ein, und machte sich zum Meister von Genua. Nach diesen Unternehmungen vereinigte sich Graf Browne mit dem Heere des Herzogs von Savoyen, und nahm vereint mit ihm die Feste Montalban, und die Grafschaft Nizza weg. Den 30sten November setzte er, ungeachtet der Gegenwehr der Franzosen, über die Var, drang in die Provence, und nahm die Inseln St. Marguerite und St. Honorat. Der unermüdete Krieger stand im Begriff, sich eines noch ungleich größern Theils dieser Provinz zu bemächtigen, als ihn die Revolution in Genua, und das Heer des Marschalls von Belleisle zu jenem bekannten Rückzug nöthigte, der die Bewunderung aller Kriegskenner auf sich zog. Den Rest des Jahrs 1747 verwandte er dazu, die österreichischen Besitzungen in Italien zu decken.

Maria Theresia suchte ihn für seine kriegerischen Thaten in Italien dadurch zu belohnen, daß sie ihn zum Gouverneur von Siebenbürgen ernannte. Im Jahr 1752 erhielt er das Gouvernement der Stadt Prag, sammt der Oberbefehlshaberstelle über alle Kriegsvölker in Böhmen; und der König von Polen schickte ihm den weißen Adlerorden.

Die letzten Lorbeeren sammelte Browne im siebenjährigen Krieg, der dem Helden das Leben kostete. Als Friedrich der Große im Jahr 1756 Sachsen wegnahm, und in Böhmen einbrach, marschirte Graf Browne gegen ihn, und vereitelte durch die Schlacht bei Lowositz, am 1sten Oktober, den Plan des Königs. Der kaiserliche Feldherr war

krank;

krank; dennoch aber gab er sich der rauhen Witterung in dieser üblen Jahrszeit preis, schlief unter freiem Himmel, weil er seine Zelte weggeschickt hatte, und setzte sich Tag und Nacht allen Unbequemlichkeiten des Krieges so sehr aus, daß er eines Tages im Angesicht seines ihn liebenden Heeres aus Entkräftung zu Boden sank. Sieben Tage nach der Schlacht bei Lowositz trat er jenen berühmten Marsch nach Sachsen an, um die zwischen Pirna und dem Königstein eingeschlossenen sächsischen Kriegsvölker zu befreien — eine Unternehmung, welche des größten Feldherrn alter und neuer Zeiten würdig gewesen wäre. Er drückte die Preußen bald hierauf ganz aus Böhmen hinaus, wofür ihm der Kaiser den 6ten März 1757 den Orden des goldenen Vließes schenkte.

Nach seiner Zurückkunft von Wien, wo er zum Feldmarschall ernannt ward, zog Graf Browne wieder nach Böhmen, und raffte hier Truppen, so viel er in der Eile konnte, zusammen, um den König von Preußen aufzuhalten, welcher neuerdings an der Spitze seiner ganzen Macht hier eingedrungen war. Am 6ten May fiel die berühmte Schlacht von Prag vor, wo die Preußen 16,500 Mann an Todten und Verwundeten zählten, die Oesterreicher aber 19,000. Browne mußte das Schlachtfeld räumen, er wurde tödtlich verwundet nach Prag gebracht, und hier starb er am 26sten Jun. 1757 im 52sten Jahre seines Lebens an seinen Wunden. Traurig waren die letzten Tage des sterbenden Helden. Unter den heftigsten Schmerzen rieth er unaufhörlich, daß die österreichischen Truppen, die sich in Prag hineinge-

worfen, sogleich herausstürmen, und die Kavallerie sich in der Nacht durchschlagen sollte. Dieser Rath, ohne allen Zeitverlust mit vereinigter Macht ausgeführt, wäre vielleicht von glücklichem Erfolg gewesen. Die Preußen hatten den Sieg theuer erkauft; sie waren von der großen Last des Tages abgemattet, und befanden sich bei der Ungleichheit des Bodens nicht in der besten Schlachtordnung. Der weise Rath des Feldherrn wurde aber nicht befolgt, und er mußte Augenzeuge von einer Menge Jammerscenen seyn, die in Prag vorfielen. Browne starb mit dem Ruhme, daß er nicht allein ein großer General, sondern auch ein Eingeweihter in der Politik und sehr geschickter Unterhändler gewesen sey.

Der sieben und zwanzigste Junius.

Geb. Karl der Zwölfte.

König von Schweden.

Ein außerordentlicher Mensch, wie es zum Glück der Menschheit nicht viele giebt; der Schrecken des Nordens, und ein Held, der nichts verloren zu haben glaubte, so lange er den Degen nicht verloren hatte. Sein Vater war Karl XI, ein Fürst von ausgezeichneten Eigenschaften, der das Ansehen und den Glanz seines Reichs, so wie seiner Krone, bestärkte und vermehrte. Seine Mutter, die dänische Prinzessin Ulrike Eleonore, gebahr ihn 1682. Die Erziehung des Prinzen wurde mit strenger Aufsicht besorgt. Seine Mutter, die sich viel mit ihm beschäftigte, starb zu früh für ihn, da er erst eilf Jahr alt war. Die ersten Werke, die er ordentlich las, waren Puffendorfs Staatsgeschichte und Karl Gustavs Reisebeschreibung von seinem Aufenthalte in fremden Ländern. Daß er den Curtius, wie Voltaire anführt, am frühesten mit gelesen, ist ungegründet. Er brauchte ihn erst als sein Handbuch im Felde. Reiten,

Jagen, Fechten und die Bärenjagd bei Kongsöhr waren seine Lieblingsvergnügungen, bei denen sein Körper ungemein stark und abgehärtet wurde.

Sein Eigensinn machte den Lehrern vieles zu schaffen. Das einzige Mittel, ihn zu beugen, war die Anreizung seiner Ruhmliebe; mit dem Worte Ehre erhielt man alles von ihm. Der Prinz besaß einen Widerwillen gegen das Latein, sobald man ihm aber gesagt hatte, daß jeder große Monarch und der König von Dännemark es verstände, legte er sich fleißig darauf. Durch gleiche Vorstellungen suchte man ihm Lust zum Französischen beizubringen, allein diese Sprache gefiel ihm am wenigsten.

Im Jahr 1697 starb sein Vater, und der 15 jährige Prinz wurde jetzt, dem väterlichen Testamente zuwider, von den Reichsständen als volljähriger, selbstregierender König anerkannt. Sein Vater hinterließ ihm einen befestigten, respektabeln Thron, eine Krone, deren Vorrechte ausgedehnter waren, als sie je vorher schwedische Könige besessen hatten, Unterthanen, die mit Treue und Gehorsam starke kriegerische Anlagen vereinigten, einen wohlgeordneten Schatz, und gute erfahrne Minister. Karl war nicht nur im unbeschränkten Besitz von Schweden und Finnland, Liefland, Esthland, Ingermannland; der schönste Theil von Pommern, die Herzogthümer Bremen, Verden und Zweybrücken gehörten zu seiner Krone; mehrentheils Eroberungen, die seine Vorfahren in dem Jahrhunderte gemacht hatten, gegen dessen Ende er geboren war. Der Anfang seiner Regierung versprach aber nicht viel sonderliches. Er übergab dem Grafen Piper die wich-

tigsten Regierungsgeschäfte, und überließ sich jugendlichen Unbesonnenheiten. Die Schweden machten sich keine große Idee von ihm, und die Gesandten zu Stockholm schilderten ihn ihren Höfen als ein sehr mittelmäßiges Genie. Kein Wunder, daß König Friedrich IV von Dännemark, August von Polen und der Czaar Peter dem Jünglinge wieder abzunehmen trachteten, was seine Vorfahren erworben hatten.

Dännemark brach zuerst los, und von dem Augenblicke an erschien Karl als ein ganz anderer Mensch. Er vergaß seine Jugend über die Bestimmung des Helden, wozu ihn der Ehrgeiz entflammte. Spiele, Vergnügungen, Pracht im Anzuge und bei der Tafel — alles wurde bei Seite gesetzt. Karl lebte, dachte, speisete, gieng als Soldat. Durch einen kühnen Streich zwang er den König von Dännemark in wenigen Monaten (am 13. August 1700) zum Travendahler Frieden. Schon im Begriff, die Winterquartiere zu beziehen, erhält er die Nachricht, daß der Czaar Peter mit einer ungeheuern Armee von wenigstens 80000 Mann Narwa angegriffen habe. Sogleich eilt er dahin, greift die Russen in ihrem wohlbefestigten Lager vor der Stadt an, schlägt mit seinen 8000 Mann den Feind aufs Haupt; 30000 Russen finden ihren Tod in der Schlacht oder im Wasser, und 20000 werden gefangen. Im folgenden Jahre schlägt er die Sachsen bei Riga, und versagt dem König August den dringend gesuchten Frieden, in der Absicht, ihn vom Thron zu stürzen, welche er auch durch den großen Sieg bei Clissow, und durch die Eroberung Thorn's und Krakau's, und eines ansehnlichen Theils von Polen,

1704 erreichte. Um den gestürzten König zu nöthigen, daß er allen seinen Ansprüchen auf die polnische Krone entsagte, und den neuen König Stanislaus Lescinsky anerkennete, drang er sogar in Sachsen ein, zog aus demselben viele Millionen Kriegssteuer, und viele Mannschaft zu Ergänzung und Vermehrung seiner Truppen. Im Durchzug durch Schlesien führte er die Sache der gedrückten schlesischen Protestanten bei Kaiser Joseph I. mit gutem Erfolg.

Nachdem auf dieser Seite nichts mehr zu thun war, rückte er 1707 mit seiner ansehnlich verstärkten und verbesserten Armee, gegen seinen einzigen noch übrigen Feind, den russischen Czaar, ins Feld, und nahm sehr vortheilhafte Friedensanerbietungen desselben nicht an, weil er auch hier nichts Geringeres im Sinne hatte, als diesen Monarchen ebenfalls aus seinem Reiche zu verjagen. Das Glück, welches er im Anfang gegen die Russen hatte, war von kurzer Dauer. Er verfolgte die Feinde mit seiner geschwächten und ermüdeten Armee in ein weit entferntes, vor ihm her verwüstetes Land, wo ihn Zufuhr von den Seinigen und Verstärkung nur mit der größten Schwierigkeit erreichen konnte. In diesem Zustande belagerte er Pultawa in der Ukraine, ward von dem Czaar eingeschlossen, und sah sich zu einer Schlacht genöthigt, die er gänzlich verlohr. Er konnte sich noch glücklich schätzen, daß er, verwundet und mit weniger Mannschaft nach Bender in die Türkei entkam.

Während er hier fünf Jahre blieb, in der Hoffnung, daß die Türken mit den Russen brechen, und er dabei Gelegenheit finden würde, sich wieder zu erholen; während er auch hier alles verwirrte, die Pforte wirklich dreimal

zum Krieg gegen Rußland bewegte, ohne Vortheil davon zu haben, und, obschon als Flüchtling aufgenommen, sich sehr gebieterisch und trotzig betrug, gewannen seine Angelegenheiten in dem entfernten Norden eine ganz andere Gestalt. Der vertriebene August bemächtigte sich wieder des polnischen Throns; Dännemark brach den Frieden, und nahm Bremen und Verden ein; der Czaar eroberte Liefland, Carelien und einen großen Theil von Finnland; England und Preußen neigten sich sehr zur Theilnahme an dem Kriege gegen ihn. So fand er also seine alten Feinde rüstig erwacht, und mit neuen vermehrt, viele seiner Provinzen verloren, und sein Land an allem erschöpft, als er im Jahr 1714 verkleidet, mit drei Personen zu Stralsund ankam, nachdem er in vierzehn Tagen 286 Meilen zurückgelegt hatte. Noch hatte er den Verdruß, bald darauf auch diese Stadt und ganz Vorpommern zu verlieren, und Hannover mit 5000 Mann, und Preußen wirklich unter seinen Feinden zu sehen. Endlich trat er mit dem Czaar in friedliche Verhältnisse, und als er sich von dieser Seite sicher wußte, unternahm er die Eroberung Norwegens. Aber hier fand er seinen Unternehmungen ein Ziel gesteckt. Er wurde am 11. Dezember 1718 Abends um 9 Uhr, da er eben die Festung recognosciren wollte, durch einen Schuß durch den Kopf plötzlich, und, wie man jetzt als entschieden annimmt, meuchelmörderisch getödtet. Nach seinem Tode sank Schweden ganz von der Höhe der Macht und des Ansehens, zu der es Gustav Adolph und seine Nachfolger erhoben hatten, vermehrte das innere Elend durch die Uebel der Verfassung, die man einzuführen für gut fand, und stärkte seine Nachbarn durch seine Schwäche.

Karl war der außerordentlichste Fürst seines und aller Jahrhunderte seit der christlichen Zeitrechnung; ein Wunder von Größe, aber kein Muster; stark von Geist, eben so von Körper; ein Liebling des Glücks und ein Ziel des Unglücks; mehr Soldat als Regent; Krieger ohne Plan, Eroberer, ohne erobern zu wollen; persönlich tapfer, wagend und tollkühn, wie noch kein König; mannhaft, selbstvertrauend, entschlossen, unbiegsam, standhaft bis zur wunderlichen Hartnäckigkeit; ohne Uebermuth im Glück, unerschütterlich im Unglück; strenge gegen andere; ein Inbegriff übertriebener Tugenden, ein Feind des Wohllebens, der Weichlichkeit und des Gepränges; wenig bekannt mit geselligem Vergnügen, ungereizt durchs schöne Geschlecht, ein unersättlicher Freund des Ruhms und heroischer Auszeichnung, ein Verächter der Schmeicheleien; zu ungeduldig, zu rasch und unbiegsam um ein guter Politiker zu seyn; wohlthätig bis zur Verschwendung, religiös, großmüthig, populär, offen, ein Freund der Wissenschaften, der Wahrheit und Gerechtigkeit, ein Sklave von Treu und Glauben, ein König einzig in seiner Art, des Krieges so gewohnt, daß er ihm schien Bedürfniß zu seyn, und der mit seiner ganzen Thätigkeit und ausschweifenden Größe, nur seine Unterthanen, die ihn noch mehr liebten als fürchteten, ruinirte, und dem Reiche Wunden schlug, die es auf lange Zeit in den Zustand der fühlbarsten Schwäche versetzten.

Der acht und zwanzigste Junius.

Gest. Johann Jakob Engel.

Direktor des Nationaltheaters zu Berlin.

Engel wurde am 11ten September 1741 zu Parchim im Meklenburgischen geboren. Sein Vater, Senior des Parchimschen Ministeriums und Pastor, war ein gelehrter und denkender Mann, und seine Mutter, die bei dem Tode dieses Sohnes noch am Leben war, zeichnete sich als eine sehr geistvolle, edeldenkende, überaus wohlthätige Frau aus. Schon früh bemerkten Engels Aeltern, und besonders sein Großvater Brasch, ein reicher Kaufmann und Rathsherr in Parchim — dem Engel in seinem Lorenz Stark ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, — die auffallendsten Proben seiner außerordentlichen Geisteskräfte. Er zeigte nicht nur früh ein überaus starkes und schnelles Gedächtniß, sondern auch einen für sein Alter höchst seltenen Beobachtungsgeist und Witz.

Bis ins neunte Jahr besuchte er die damals sehr herabgekommene Schule seiner Vaterstadt; dann brachte ihn sein Vater nach Rostock zu seinem Bruder, der da-

verbunden war, und den seine wankende Gesundheit nicht länger ertragen konnte, seinen Posten nieder-zulegen. Er begab sich mit dem Entschluß, nie nach Berlin zurück zu kehren, nach Schwerin, wo er ruhig und sehr eingezogen lebte, und sich auf den Umgang mit seinem Bruder, dem verstorbenen Doktor K. C. Engel und einiger weniger Freunde ein-schränkte. Er schrieb hier den Fürstenspiegel und einige andere später gedruckte Schriften.

Aber bald nach dem Regierungsantritt des jetzt regierenden Königs, erhielt er ein sehr gnädiges Ein-ladungsschreiben, nach Berlin zurück zu kehren. Es wurde ihm außer dem Gehalt von der Akademie der Wissenschaften noch eine ansehnliche Pension zugesichert, und so konnte er der so herablassenden Einladung eines Königs, um dessen frühere Bildung er sich ver-dient gemacht hatte, und den er innig ehrte und liebte, nicht widerstehen. Nur war seine Gesund-heit sehr geschwächt, er litt an der Hypochondrie, und war nicht im Stande einen Posten zu beklei-den, der eine regelmäßige und ununterbrochene Thätig-keit foderte; aber er sollte auch blos den Musen le-ben, sich um die Akademie der Wissenschaften noch verdienter machen, und als Schriftsteller nützen. Diesen Foderungen seines erhabenen Gönners that er gewissenhaft Genüge. In Berlin genoß er die Achtung der vorzüglichsten Köpfe, und stand mit ih-nen in genauer Verbindung. Hätte seine Kränklich-keit seiner Thätigkeit und der gemeinnützigen Anwen-dung seiner seltenen Talente nicht so große Hinder-nisse in Weg gelegt: so würde er einen weit ausge-

breitetern Wirkungskreis erhalten haben. Er arbeitete indeß als Schriftsteller fast über seine Kräfte, und beschleunigte dadurch sein Ende. Seine bejahrte Mutter, die nicht wußte, daß seine Gesundheit so gänzlich zerrüttet war, lud ihn zu einem Besuch ein, weil sie ihn vor ihrem Tode noch einmal zu sehen wünschte. Er setzte sich über alle Bedenklichkeiten hinweg, machte unter den heftigsten Schmerzen die Reise, kam ganz erschöpft in seiner Vaterstadt an, und starb nach einem fast vier wöchentlichen Aufenthalt 1802, von allen beweint, die ihn genauer kannten, und bedauert von allen, die seine klassischen Schriften zu schätzen wissen.

Engel war einer der hellsten und scharfsinnigsten Gelehrten, der in allen Fächern, worinn er arbeitete, trefflich bestand. Ihm verdankt die Kritik des Geschmacks und der Kunst, die speculative, praktische und populäre Philosophie in Deutschland überaus viel von ihren neuern Fortschritten. Seine Lustspiele verdienen denen von Lessings bester Manier an die Seite gesetzt zu werden. Plan und weise Verbindung der Scenen, Wahrheit und abstechende Gruppirung der Charaktere, Natur und treffende Darlegung der Gesinnungen und Gefühle und ein meisterhafter, eleganter Dialog, sind ihnen in vorzüglichem Maaße eigen. Gleiche Festigkeit des Styls, gleiche Wärme des Herzens und wohlthätige Gesinnungen entzücken in seinen prosaischen Aufsätzen. Die seltene Gabe zu erzählen, die Kunst, den Kopf und das Herz des Lesers immer zugleich zu beschäftigen, die feinen Bemerkungen über Sitten und

Menschen, der ungezwungene Witz, die schalkhafte Satyre und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die er in seinem Philosophen für die Welt bearbeitet hat: alles dies erhebt ihn auf einen glänzenden Posten. Seine Ideen zu einer Mimik, und andere theoretische Schriften, erwarben ihm einen Rang unter unsern feinsten und scharfsinnigsten philosophischen Kunstrichtern.

Sein Charakter verdient ebenfalls, troz mancher Flecken, Achtung. Er war ein edler, menschenfreundlicher Mann; und wenn Redlichkeit, Wahrheitsliebe, edle Freimüthigkeit, Sinn für alles Gute und Schöne, und fester Wille es möglichst zu befördern; wenn kindliche Liebe, Wohlthätigkeit und unveränderliche Treue in der Freundschaft Züge eines achtungswürdigen Charakters sind, so besaß ihn Engel.

Der neun und zwanzigste Junius.

Geb. Peter Franz Guyot des Fontaines.

Französischer Weltgeistlicher.

Des Fontaines, als Kritiker und Belletrist durch gute und böse Gerüchte bekannt, war 1685 zu Rouen geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er von den Jesuiten, und da diese sich gern guter Köpfe bemächtigten, so zogen sie ihm 1700 ihr Kleid an. Funfzehn Jahre lang war er ein Glied des Ordens, dann suchte er seinen Abschied, und bekam ihn ohne Schwierigkeit, denn seine Obern hatten sich oft genug überzeugt, daß sein Libertinismus keine klösterliche Zucht vertrage. Bei seinem Eintritte in die Welt erhielt er die Pfarre Thorigny in der Normandie, allein auch diese Stelle behagte ihm nicht; er verließ sie, spielte eine kurze Zeit seine Rolle bei dem Kardinal von Auvergne, und kam endlich 1724 nach Paris, wo er sich von Schriftstellerei nährte, und am 16ten December 1745 sein Leben schloß.

Man hat von diesem Abbe ein neologisches Wörterbuch, eine Uebersetzung des Virgil mit Anmerkungen, Gedichte, Romane und verschiedene andere Werke; denn er gab sich mit allem ab, es sey nun, daß er es aus Neigung, oder aus Nothwendigkeit that, um seinen Unterhalt zu gewinnen. Die Schriften aber, die ihn am meisten bekannt gemacht haben, sind die Observations und Jugemens sur les ouvrages nouveaux.

Des Fontaines ist einer von den Schriftstellern, die sich einen Namen zu machen gewußt haben, nicht sowohl durch ihre eigenen Werke, als durch die Rolle, die sie auf dem Parnaß gespielt haben. Er hatte sich eine Art von Richterstuhl angemaßt, wo er unter seinem eigenen Namen über die neuen Schriften sein Urtheil fällte. Seine periodischen Blätter sind voll sinnreicher Betrachtungen und munterer Einfälle, welche das Lesen derselben nützlich und angenehm machen. Seine Schreibart ist lebhaft, deutlich, natürlich, und mit dem beißenden Salze der Kritik gewürzt; und mancher Schriftsteller hat sich bei ihm wegen eines sinnreich zweideutigen Lobspruchs bedankt, der hernach inne wurde, daß er sich durch seinen zweideutigen Ausspruch hatte hintergehen lassen.

Allen Aberwitz, alles leere Gewäsche, allen Geschmack an Spitzfindigkeiten und Neologismus hat des Fontaines eifrig verfolgt, und man müßte ihn in allen Stücken rühmen, wenn er sich überall unpartheiisch genug bewiesen hätte, und wenn er die Dornen, womit er stach, sorgfältig genug mit Rosen überstreut hätte. Erbitterung aber und Leidenschaft haben oft seine Feder geführt; sein beißender Spott hat

hat die berühmtesten Schriftsteller nicht verschont. Vielleicht glaubte er sich dadurch nur mehr Leser zu verschaffen; er wußte wohl, daß der gemeine Haufe an solchen Streitigkeiten eine Freude hat, und mit einem geheimen Vergnügen diejenigen dem öffentlichen Gelächter ausgesetzt sieht, die ihm seine Hochachtung abgezwungen haben.

Als der Abbe Prevot die Uebersetzung der Briefe des Cicero herausgab, schenkte er dem Abbe des Fontaines ein Exemplar, der ihm darauf schrieb: „Ich schätze Ihre Arbeit hoch, ich werde einen Auszug, wie sichs gebührt, daraus machen; einige kritische Anmerkungen aber werden Sie mir erlauben: die Algierer müßten Hungers sterben, wenn sie mit aller Welt in Frieden lebten.“

Man erzählt, des Fontaines habe einst den Dichter Piron in der Komödie in einem Kleide angetroffen, das ihm für einen Poeten zu prächtig schien. Er näherte sich ihm mit den Worten: „Mein guter Piron, das Kleid ist in Wahrheit nicht für Sie gemacht.“ — „Das kann seyn, antwortete Piron, aber gestehen Sie mir auch, Herr Abbe, daß Sie nicht für das Ihrige gemacht sind.“

Die Abentheuer dieses Abbe sind indessen seltsam genug. Seine Sitten waren ziemlich bekannt. Man hatte ihn mit einem kleinen Savojarden auf frischer That ertappt, und legte ihn ins Gefängniß. Schon wollte man ihm den Prozeß machen, und ihn zum Feuer verurtheilen, denn man behauptete, daß für Paris ein Beispiel dieser Art nöthig wäre. Allein Voltaire wandte den Schutz der Marquisin von

Prie zu seiner Befreiung an. Des Fontaines schrieb darauf seinem Erretter: „Nie werde ich die Verbindlichkeiten vergessen, die ich Ihnen schuldig bin. Ihr edles Herz ist selbst noch größer, als Ihr Verstand. Mein Leben soll inskünftige nur dazu angewendet werden, Ihnen Kennzeichen meiner Dankbarkeit zu geben.“

Des Fontaines hielt sein Wort schlecht; — einige Tage nachher ließ er eine Schmähschrift gegen denjenigen drucken, dem er sein Leben widmen sollte. — Diese Anekdote entdeckt den wahren Charakter dieses kritischen Folliculairs zur Genüge, und ich habe also schon von ihm zu viel gesagt. Nur zu oft sind Talente mit einem bösen Herzen gepaart! —

Der dreißigste Junius.

Gest. Anton Raphael Mengs.

Königlich Spanischer Hofmahler.

In der Kunstgeschichte hat Mengs Epoche gemacht. Seinen Werken, seinen Bemühungen mit den Schülern, und seinen Schriften dankt die neuere Kunst den bessern Styl und ein neues Aufleben. Schon sein Vater war ein geschickter Mahler in Dresden, aber von Charakter ein sonderbarer Mann, melancholisch, eigensinnig, wenig redend. Sein vornehmstes Vergnügen war, die Querflöte zu blasen und gutes Bier zu trinken. Im Jahr 1728 am 26sten März gebahr ihm seine Frau den Anton Raphael, und außer ihm hatte er noch drei Kinder. Diese vier Kinder hielt er, sobald sie nur eine Reißfeder zu halten im Stande waren, mit rauher Strenge zum Zeichnen an. In einem abgelegenen Theile Dresdens bewohnte er ein Haus, das die Kinder nur bisweilen des Abends verlassen durften, um mit ihrem Vater frische Luft zu schöpfen. Der älteste Knabe, Anton Moriz, fand diese Lebensart unerträglich; er entfloh nach Böhmen, wurde katholisch, und studirte, so viel ihm seine Armuth erlaubte.

Der Vater that keinen Schritt, um ihn wieder zu bekommen, sondern vertheilte die Dosis von Schlägen, die sonst der Entwichene bekommen hätte, unter die drei übrigen Kinder. Der wenig redende Vater lehrte sie zeichnen, und von der geschwätzigen Magd lernten sie, da die Mutter gestorben war, lesen.

Im Jahr 1741 zog der Vater mit seiner ganzen Familie nach Rom, und nun mußte der Knabe beständig nach Raphael zeichnen, das Antike kopiren, oder im Zimmer des berühmten Mahlers Benefiale studiren. Die Mädchen mahlten Miniatur daheim unter der Aufsicht des Vaters. Kaum war der junge Mengs nach einem dreijährigen Aufenthalt in Rom nach Dresden zurück gekommen, so nahm ihn der König in seine Dienste. Aber keine Beweise der Huld seines Fürsten konnten den regen Wunsch in ihm ersticken, das Treibhaus der Künstler noch einmal zu besuchen. Er gieng, wieder unter der Aufsicht seines strengen Mentors, nach Rom zurück, und schon in seinem 20sten Jahre zählte man ihn daselbst unter die größten Künstler seiner Art. Er versuchte eine heilige Familie in Korregio's Manier zu mahlen; es fehlte ihm aber ein Modell für den Kopf der Mutter Gottes. Einst begegnete ihm ein sehr schönes, bescheidenes, aber armes Mädchen auf der Straße. Bei ihrem Anblick stand er still und sagte zu sich selbst: Sieh da die Mutter Gottes, die ich suche. Er redete sie an und kam mit ihr überein, daß sie ihm in Gegenwart ihrer Aeltern mehrmals saß. Der Mahler und die Mutter Gottes verliebten sich in einander, und Mengs brachte sie 1749 als seine Gattin mit nach

Dresden zurück. Bald nachher wurde er erster Hofmahler, und verdiente die Bewunderung und das Wohlwollen seines Hofes durch die größten Meisterstücke. So verfertigte er die beiden Gemählde über den Seidenaltären in der vom Könige erst gebauten Schloßkirche zu Dresden, und mit dem Auftrage der mahlerischen Verzierung des Hauptaltars erhielt er abermals die Erlaubniß zu einer Reise nach Rom. Bald nach seiner Ankunft daselbst ernannte ihn die Akademie von St. Lyka zu ihrem Ehrenmitgliede, und wohin er kam, begleitete ihn Beifall und Achtung.

Indeß brach 1756 der in Sachsen so verheerende Krieg aus, und August, sein größter Wohlthäter, mußte nach Polen flüchten, wodurch Mengs seine jährlichen 1000 Thaler verlohr. In dieser Verlegenheit blieb ihm nichts übrig, als bei seiner Kunst zu darben, oder sie bis zu günstigern Aussichten zu einem Handwerke für Brod herabzuwürdigen. Zum Glück für sein Genie zog dieser Unstern bald vorüber. Er erhielt einen glänzenden Ruf zum König Karl III. nach Spanien, und gieng 1761 als Hofmahler dahin. Sein erstes Meisterstück war in Spanien, ein Gemählde an der Decke des Wohnzimmers des Königs, auf welchem er die Versammlung der Götter vorstellte. Hier zeigte er den erhabensten Ausdruck, die reinste Harmonie und die angenehmsten Farben der Freskomahlerei, welche man bis diese Stunde noch nicht bei irgend einem Mahler auf der Welt bemerkt hat. Im Zimmer der Königin Mutter mahlte er in eben dem Style der Schönheit, die Aurora.

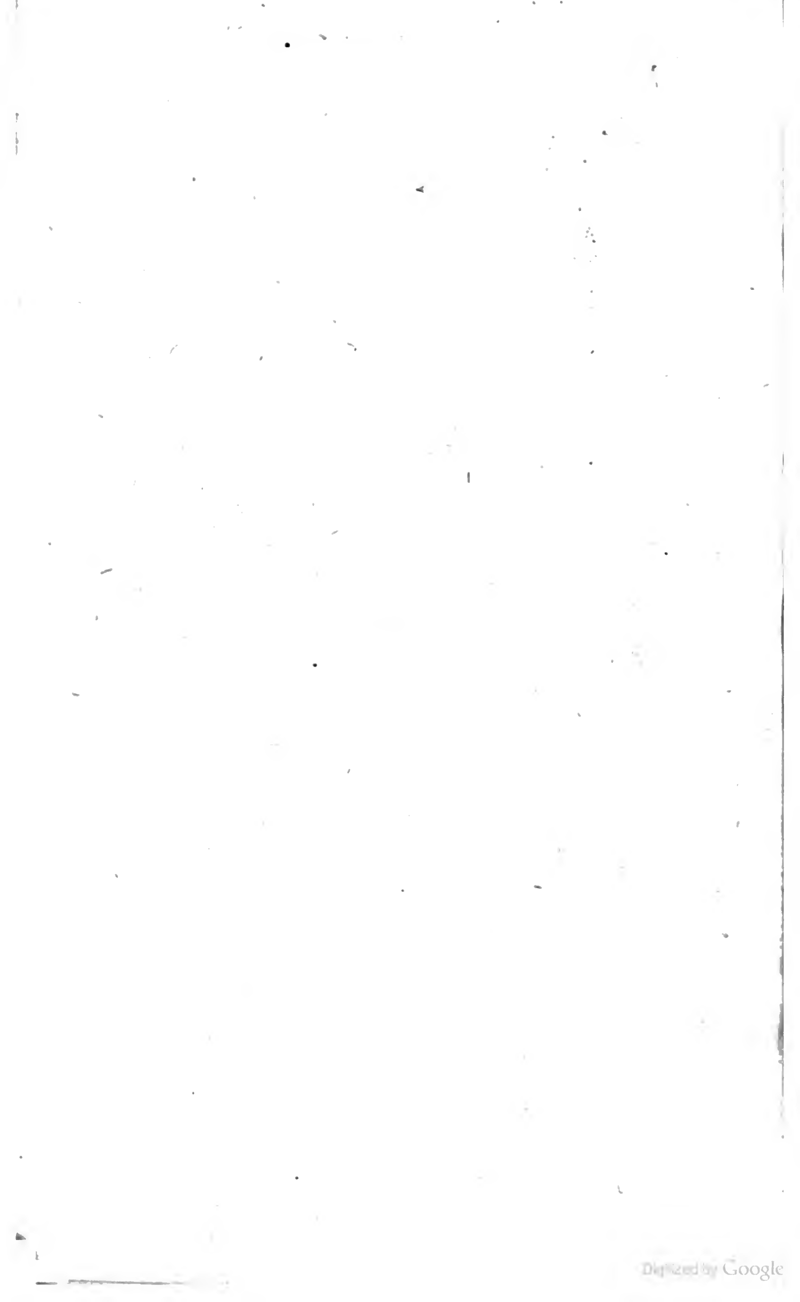
Indem aber Mengs damit beschäftigt war, den Palast seines Monarchen auszuzieren, wurde seine Gesundheit, theils durch die unordentliche und unmäßige Art zu arbeiten, theils durch eine schwermüthige Sehnsucht nach seiner Gattin, die er nach Rom zurückschickte, so sehr untergraben, daß er in eine Abzehrung verfiel, und jeder ihn dem Tode nahe glaubte. Nur eine schleunige Reise nach dem Orte, woran seine ganze Seele hieng, konnte ihn wieder herstellen. Zärtlich für seine Gesundheit besorgt, erlaubte sie ihm der König. Unterwegs fühlte er eine solche Entkräftung, daß er nicht weiter, als bis nach Monacko kommen konnte, wo er sich geschickter Aerzte bediente, und dann, durch sie gestärkt, dem Ziele seiner Sehnsucht entgegen eilte.

Ohne seine Kur völlig abzuwarten, ergriff er in Rom die Mahlplatte wieder, und was in Madrid zu seiner Krankheit beitrug, schien ihm hier seine Gesundheit wieder zu geben. Besonders arbeitete er jetzt für Clemens XIV. und erhielt dafür, außer andern Beweisen der Gnade, vom Pabste den Orden vom goldenen Sporn. Drei Jahre verflossen so; er war wieder hergestellt, und doch äußerte er wenig Lust, nach Spanien zurück zu kehren. Der König, welcher ihm noch immer seinen Gehalt hatte auszahlen lassen, wurde endlich empfindlich, und ließ ihn, wiewohl mit größter Schonung, durch seinen Gesandten am päbstlichen Hofe an die Rückreise erinnern. Da erwachte in ihm das volle Gefühl seiner Pflichten. Keine wehmüthigen Thränen seiner gebeugten Gattin und Kinder, keine Bitten seiner

Freunde, konnten ihn länger halten. Er eilte nach Neapel, wo er verschiedene ihm vom Hofe aufgegebene Stücke unvollendet ließ, und sodann über Florenz nach Madrid zurück. Unbeschreiblich geschwind gelang ihm hier die Menge der Meisterstücke, die man aus dieser kurzen Periode von ihm aufbewahrt, und das mußte sie, wenn der Hof noch seine Talente benutzen sollte. Denn nach drei Jahren zwang ihn sein trauriger Gesundheitszustand von neuem nach Rom zu reisen, wo er wieder eine glänzende Mahlerepoche lebte, bis ihm der Tod im April 1778 seine geliebteste Gattin raubte. Ohne Speise und Ruhe blieb der wehmuthsvolle Gatte zwei Tage bei dem Leichname; er wollte ihn in Gyps abformen, aber seiner zitternden Hand gelang die Form nicht. Außer dem Hause sah man ihn nun fast gar nicht mehr, er mahlte aber beständig fort, und starb 1779 mit dem Pinsel in der Hand.

Mengs war von einem lebendigen und feurigen Temperamente; Nachdenken und Studium hatten ihn vornehmlich zum großen Künstler gemacht, und seine Begeisterung für die Kunst war nicht sowohl unmittelbar aus Gefühlen erzeugt, als aus Einsicht und aus Betrachtung der Antiken und der größten neuern Kunstwerke hervorgegangen. Seit Raphael und Hannibal Carracci zeigte er den meisten antiken Geist in seinen Werken, und seit dieser Zeit verstand er am meisten den Adel des Ausdrucks, die Zeichnung, das Kolorit und die wahre Wirkung des Helldunkels. Er war der erste und einzige, der den vielen aufeinander folgenden manierirten Schulen ein Ende machte und durch seine Schriften und seine Gemählde

zeigte, welchen Weg zur richtigen Nachahmung man einzuschlagen habe. Im Frescomahlen war er unstreitig der größte von allen, die in neuern Zeiten auftraten. Die Gewandwerfung war der schwächste Theil in seinen Gemählden. Die Dresdner, noch mehr aber die spanische Bildergallerie enthält sehr viele von seinen Stücken, und Madrid und Rom besitzen von ihm die herrlichsten Frescogemählde. Außer seiner Kunst war Mengs ein Freund der Musik und der alten Literatur. Herodot, Xenophon, Plutarch und vorzüglich Pausanias, las er häufig. Mit seiner Gattin zeugte er 20 Kinder, von denen ihn 7 überlebten. Obgleich in den 18 letzten Jahren seines Lebens über 180,000 Speciesthaler in seine Hände geflossen waren, so hinterließ er doch kaum so viel, daß man sein Leichenbegängniß bezahlen konnte.



1.2 + 5.6 = 1500.– €
Dez. 84

2 = 1000,–
März 85

